

Helmut Martens

## **Weiter Unterwegs –**

**Aufsätze und Essays im Blick zurück auf meine Zeit,  
ergänzend zu meinem Versuch sie literarisch  
schreibend zu erfassen**

# **Ein Überblick über die hier zusammengestellten Essays**

<b>Einleitung</b>	<b>3</b>
<b>Die antiautoritäre, kulturevolutionäre Bewegung von 1968, die Gewalt des Zusammenhangs und die Erwartung neuer sozialer Bewegung – Reflexionen fünfzig Jahre später</b>	<b>10</b>
<b>Die Streikuntersuchungen an der sfs nach ihrer Neugründung 1972</b>	<b>34</b>
<b>Grenzgängerischere Erfahrungen mit der Industriesoziologie – Reflexionen angesichts der spezialdisziplinären Entpolitisierung eines Fachs mit einmal umfassenderem wissenschaftlichen Anspruch</b>	<b>47</b>
<b>Arbeit, Politik, Arbeitsgestaltung, Arbeitspolitik - Philosophische und einzelwissenschaftliche Zugänge angesichts der Herausforderungen „Neuer Arbeit“ in Zeiten krisenhafter epochaler Umbrüche</b>	<b>71</b>
<b>Hinter dem schwarzen Vorhang</b>	<b>105</b>
<b>Schreiben, erfolgreich scheitern, weiterschreiben</b>	<b>129</b>
<b>Literatur</b>	<b>143</b>

*Die Soziologie (...) ist eine Art von Paria—Wissenschaft. (...), die immer ein Bastard war, hin- und hergerissen zwischen der Literatur auf der einen Seite und der Wissenschaft auf der anderen Seite; und auch (...) zwischen der Wissenschaft und der Politik, zwischen der Strenge eines für Gleiche und Experten bestimmten Diskurses und den Leichtigkeiten oder Gefälligkeiten eines für Nicht-Spezialisten bestimmten Diskurses. Leider ist das, was man für gewöhnlich vom Soziologen erwartet, eine Form von Diskurs, der die Probleme und Vorwegannahmen der Doxa akzeptiert, der es akzeptiert, auf die Fragen der Meinungsumfragen und der Journalisten zu antworten, statt diese Fragen, und die Journalisten, die sie stellen, sich zum Gegenstand zu machen, um die wahren Fragen stellen zu können, die der ununterbrochene Diskurs des Journalismus verbirgt.*

*Pierre Bourdieu*

## **Einleitung**

Nach langem zeitlichem Vorlauf habe ich nun also doch einen Roman geschrieben, einen autobiographisch eingefärbten Roman unter dem Titel *Ohne gesicherten Kompass - Mit flüchtigen Hoffnungen, aufsteigenden Alpträumen und neu erinnerten Zukünften weiter unterwegs*. Es ist ein Roman mit fiktiven Personen, aber mit biographischem Hintergrund. Ihn schreibend bin ich auf meinem „Phantasieroß“ geritten, oder ich habe mich, wie der Schriftsteller Wolfgang Koeppen das einmal formuliert hat – wohl im Hinblick auf seine großartige Erzählung *Jugend*, die manche gerne als autobiographisch angesehen haben - als *gewandter Lügner* versucht. Dies, so hat der seinerzeit hinzugefügt *erfordert der Beruf* des Schriftstellers. Ich habe mithin eine Vermischung von „Dichtung und Wahrheit“ verfertigt. Wie ich beides zusammengefügt habe, weiß am Ende nur ich selbst.

Gewöhnliche schicken Schriftsteller ihren Romanen ja den Satz voraus, dass Ähnlichkeiten mit lebenden Personen rein zufällig seien. Ich habe das anders formuliert. Ich habe geschrieben, dass Annäherungen an die Wirklichkeit beabsichtigt seien, aber dass es sich bei der Handlung und den Personen in meinem Roman selbstverständlich immer um eine literarisch gestaltete Wirklichkeit und um literarisch gestaltete Personen handele.

Was das bedeutet, als Herausforderung für denjenigen, der einen Roman zu schreiben versucht, habe ich am eindringlichsten bei Albert Camus dargelegt gefunden. Der hat im ‚Sisyphos‘ geschrieben, *Der Roman sei das Mittel einer relativen und zugleich unerschöpflichen Erkenntnis, die der Erkenntnis der Liebe so ähnlich sei. Von der Liebe habe die Romanschöpfung die anfängliche Verzauberung und das fruchtbare Nachsinnen*. Und er schreibt in ‚Der Mensch in der Revolte‘, seinem zweiten großartigen Buch mit philosophischen Essays: *Der Roman entsteht gleichzeitig mit dem Geist der Revolte und zeugt auf ästhetischer Ebene von dem gleichen Ehrgeiz*. Die künstlerische Schöpfung sei, so führt er ganz nietzscheanisch aus, eine *Forderung nach Einheit und Zurückweisung der Welt. Aber sie weise die Welt um des-*

*sentwillen zurück was ihr fehle, und im Namen dessen, was sie manchmal sei. Die Kunst sei unter diesem Blickwinkel betrachtet, eine in Form gebrachte Forderung nach Unmöglichem.*

Man hat demnach, wenn man versucht hat, ein Roman zu schreiben, daran gearbeitet, eine neue Wirklichkeit auf eigene Rechnung zu schaffen – dies aber in Annäherung an und zugleich Auseinandersetzung mit der sozialen Wirklichkeit, die einen dazu herausgefordert hat. Zu beurteilen, ob und wie gut das einem Schriftsteller gelungen ist, das ist Sache seiner Leser\*innen. Wenn aber der Autor eines Romans, der ihn in meinem Fall nicht zuletzt aus autobiographischen Motiven heraus geschrieben hat, von Berufswegen Sozialwissenschaftler ist, es ihm also folgerichtig auch um sozialwissenschaftliche Praxis als ein zentrales Thema seines Lebens gehen musste, dann liegt es nahe, dass er sein Thema auch in anderer, essayistischer Form verarbeitet, sich also auch wissenschaftlich mit seinem Gegenstand auseinandergesetzt hat.

Der philosophische Literat und literarische Philosoph Albert Camus hat geschrieben, „dass *alle großen Romanciers philosophische Romanciers* seien. Und er hat gefordert, dass an einem künstlerischen Werk *das Denken in seiner klarsichtigsten Form beteiligt sein* müsse, aber *nicht in Erscheinung treten* dürfe, es sei denn als *ordnende Intelligenz*. Diese Messlatte liegt sehr hoch, und ich werde mich hüten, den Anspruch zu erheben, sie mit meinem Roman übersprungen zu haben. Da es aber zu einem sehr gewichtigen Teil die Entwicklung meiner Wissenschaft ist, mit der sich meine Romanfiguren in der von mir gestalteten literarischen Wirklichkeit herumschlagen müssen, halte ich es für geboten, meine Auseinandersetzung mit den Sozialwissenschaften den Leser\*innen meines Romans auch noch in anderer Form in komprimierter Weise zu präsentieren - so wie ich sie tatsächlich erlebt und wie ich mich bemüht habe, mir mittels ihrer Theorien und Methoden unsere soziale Wirklichkeit zu erschließen und mich so zugleich mit ihnen selbst wissenschaftlich auseinandergesetzt habe

Immanuel Wallerstein, hat im Ergebnis der Arbeiten der Gulbianskommission, deren Vorsitzender er gewesen ist, davon gesprochen, es gelte, die Sozialwissenschaften *kaputtzudenken* (Wallerstein 1995 und 1996). Hans Magnus Enzensberger hat, vielleicht noch bissiger, im Zuge seiner höchst lesenswerten Annäherungen an die *Elexiere der Wissenschaft* – vornehmlich geht es hier um die modernen Naturwissenschaften -, die er in Lyrik und Prosa vollzieht, lakonisch festgestellt (Enzensberger 2002,69) dass nach wie vor zu gelten scheine, *dass es Jahrzehnte dauert, bis im Betrieb der Gesellschaftswissenschaften der Groschen fällt*. Pierre Bourdieu 2005, 137) schließlich spricht im ganz engen Zusammenhang mit dem dieser Einleitung vorangestellten Zitat davon, dass die Soziologie *seit ihren Anfängen zu einer schwierigen und immer bedrohten Existenz verdammt* sei. Nun liegen diese Anfänge mehr als eineinhalb Jahrhunderte zurück, und was immer man von den Sozialwissenschaften halten mag, sie sind an der heutigen Massenuniversität recht solide institutionalisiert, weshalb Wallersteins Forderung nur äußerst schwer zu realisieren sein dürfte.

Über meine Schwierigkeiten mit der Spezialdisziplin, mit der ich mich ein Berufsleben lang auseinandergesetzt habe, wird man im Übrigen im Folgenden einiges Lesen können. Jedenfalls habe ich mich, ehe ich mich an meinen Roman gemacht habe, sehr darum bemüht, mich mit der wissenschaftlichen Seite meiner Biographie immer wieder grundlagentheoretisch wie auch philosophisch fundiert auseinanderzusetzen.

Wo es also im Sinne Camus vor der literarischen Arbeit um ein *Denken in seiner klarsichtigsten Form* gehen muss, greife ich für diese Textzusammenstellung auf einige Aufsätze und Essays mit sozialwissenschaftliche und philosophischen Schwerpunktsetzungen zurück, die ich vor allem im Zeitraum von 2014 bis 2018 geschrieben und auf meiner Homepage eingestellt habe. Nur einer ist älter. Er stammt aus dem Jahr 2005. Anfang 2023 habe ich ihn aus gegebenem Anlass noch einmal redaktionell überarbeitet und geringfügig erweitert. Den fünften Essay habe ich erst 2020 geschrieben. Er ist in enger Verknüpfung mit meinen literarischen Vorarbeiten zu meinem Roman entstanden und folgerichtig in dieser Zusammenstellung der einzige eher literaturwissenschaftliche Text. Die anderen sind sozusagen im Blick zurück und zugleich nach vorne geschrieben. Vor allem aber sind die Beiträge in diesem Band sämtlich durch die immer neue Überprüfung von grundlegenden Motiven und theoretischen Grundlegungen meiner wissenschaftlichen Arbeit motiviert worden – verknüpft damit, dass ich in dieser Phase einmal mehr die Erfahrung machen musste, dass langjährige und enge Kooperationen mit Wissenschaftlerkollegen darüber brüchig geworden sind. Insbesondere die literarische Kunstform des Essays, so wie sie der Philosoph der Spätrenaissance Michel de Montaigne ge- und erfunden hat, ist mir in diesem Zusammenhang bei meinen Bemühungen um eine stetig neue Selbstvergewisserung meiner wissenschaftlichen Arbeit immer wichtiger geworden. Ist sie doch dadurch gekennzeichnet, ihre jeweiligen Gegenstände auf der jeweiligen Höhe des State of the Art zu behandeln, dabei aber zugleich auch kenntlich zu machen, was die Auseinandersetzung mit ihnen mit dem Autor selbst macht. Ich habe also im Folgenden mehrere Essays zusammengestellt:

Ich beginne mit einem Essay über **Die Kulturrevolution von 1968**. Im Jahr 2018 habe ich darin nach 50 Jahren einen Blick zurück geworfen, so wie viele andere das in diesem Erinnerungsjahr auch getan haben. Je nach Blickwinkel sind die rückblickenden Interpretationen höchst unterschiedlich ausgefallen – je nachdem, ob sich die Aufmerksamkeit, um drei Beispiele herauszugreifen, auf die Revolte an der deutschen Universität, die Empörung über den Vietnamkrieg oder eine fast weltweite Protestbewegung richtet die auf einen weiteren demokratischen Aufbruch zielte. Bekanntlich hat die Politikwissenschaftlerin Hannah Arendt, ausgehend von ihrem Politikverständnis geschrieben, ihr scheine, *die Kinder des nächsten Jahrhunderts werden das Jahr 1968 einmal so lernen wie wir das Jahr 1848*. Das ist auf den ersten Blick nahe bei Wallerstein, verweist aber vor allem darauf, dass Arendt in der damaligen antiautoritär-kulturrevolutionären Bewegung das Potential für einen nächsten Demokratisierungsschub zu erkennen meinte. Mein Rückblick setzt sich mit solchen Interpretationen auseinander. Er dient der eigenen Selbstvergewisserung, um danach zielsicherer weiter voranzugehen.

Es folgt ein zweiter Essay, in dem ich einen Blick zurück auf das erste Jahrzehnt meiner sozialwissenschaftlich-arbeitsforscherischen Arbeit am damaligen Landesinstitut Sozialforschung werfe. Nach dessen Neugründung ist es die Absicht unseres damaligen geschäftsführenden Direktors gewesen, den sozialen Konflikt zum Hauptaspekt industriesoziologischer Forschung zu machen – und zwar mit der hochgesteckten Zielsetzung, darüber einen Paradigmenwechsel in der arbeits- und industriesoziologischen Forschung herbeizuführen. Mein Text **Die Streikuntersuchungen an der sfs nach ihrer Neugründung 1972** ist eine durchaus selbstkritische Reflexion auf die damaligen, Anstrengungen einer Gruppe junger, durchaus noch ‚unfertiger‘ Sozialwissenschaftler\*innen diesen hochgesteckten Ansprüchen gerecht zu werden. Seine Leser\*innen werden bemerken, dass es hier für mich um den Rückblick auf eine erste Etappe meiner Erfahrungen mit so etwas wie einem ‚erfolgreichen Scheitern‘ geht.

Es folgt ein dritter Essay, in dem ich im Jahr 2015 meine **grenzgängerischen Erfahrungen mit der Industriesoziologie** reflektiert habe. Solche Erfahrungen haben sich daraus ergeben, dass ich mich nach meinem Studium der Politik- und Literaturwissenschaften zwar der arbeits- und industriesoziologischen Forschung zugewandt, aber an einem eher hochschulfernen Institut gearbeitet habe, das sich aufgrund seiner Politik- und Anwendungsnähe in beachtlichem Maße multidisziplinär orientiert hat. Der Essay ist gleichwohl ein kritischer Blick auf mein Fach, in dessen Krisenendebatte der Jahre 2004 bis 2008 ich mich seinerzeit, gegen Ende meiner Erwerbsbiographie mit einem Buch und mehreren Aufsätzen höchst aktiv eingemischt habe – ganz im Kontrast zu früheren Phasen meiner Wissenschaftlerlaufbahn.

Der darauf folgende Essay **Arbeit, Politik, Arbeitsgestaltung, Arbeitspolitik - Philosophische und einzelwissenschaftliche Zugänge angesichts der Herausforderungen „Neuer Arbeit“ in Zeiten krisenhafter epochaler Umbrüche** ist in seiner Ursprungsfassung ungefähr zur gleichen Zeit entstanden. Ich hatte mich in den ersten Jahren nach Beendigung meiner Erwerbstätigkeit vornehmlich grundlagentheoretischen und philosophischen Themen zugewandt – und dies in der Absicht, noch einmal, und nun besser fundiert, arbeitsforscherisch ansetzen zu können. Das Ergebnis sind u.a. zwei 2013 und 2014 beim Verlag *Westfälisches Dampfboot* veröffentlichte Buchpublikationen gewesen. Als sich danach die Chance zu einem Wiedereinstieg in die empirische Arbeitsforschung bot, lag es nahe, davon ausgehend meinen Zugriff auf diesen Gegenstand noch einmal pointiert zu reflektieren. Die hier eingefügte Fassung habe ich 2020/21 erneut überarbeitet – im Rückblick auf den damals für ‚mich definitiv gescheiterten Versuch eines Neuanlaufs gemeinsam mit Mitgliedern meiner früheren Forschungsgruppe. Fünf Jahre zuvor ist es mir erforderlich erschienen, mich auf den Stand von deren seither weiter verfolgten arbeitsforscherischen Überlegungen und zugleich der mir wichtigen aktuellen grundlagentheoretischen Debatten zu bringen – und den so erreichten Stand eigener Selbstvergewisserung auch den Mitgliedern meiner früheren Forschungsgruppe nahezubringen. Letzteres gelang mir freilich kaum. Der Aufsatz in der nunmehr überarbeiteten Fassung zielt im Anschluss an diese Erfahrungen auf philosophische Reflexionen zu Arbeit

und Politik Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik. Ich sehe sie weiterhin als Herausforderungen zu einer Forschung, die auf die Demokratisierung von Arbeit, aber auch von Wirtschaft und Gesellschaft zielt, dabei aber die Zuspitzung auf die abhängig Beschäftigten als die letztlich zentralen Akteure tiefgreifender gesellschaftsapolitischer Veränderungen relativiert.

In meinem Roman geht es unter anderem, um die Anstrengungen einer Gruppe von Arbeitsforschern - alle geprägt durch Ihre Erfahrungen während der Kulturrevolution von 1968 - mit ihrer Zuarbeit zu arbeitspolitischen Neuansätzen zu tiefgreifenden gesellschaftspolitischen Veränderungen beizutragen. In Deutschland ist es nach den Septemberstreiks in den „wildem siebziger Jahren“, oder auch in dem sozialdemokratischen Jahrzehnt unserer Republik, insbesondere das *Forschungs- und Aktionsprogramm Humanisierung des Arbeitslebens* gewesen, dem sie Impulse verdankt haben, von denen aus sie die weitere (arbeits)politische Entwicklung voranzutreiben versucht haben. Das zentrale Thema ist insoweit das Verhältnis von Arbeit und Politik. Damit verknüpft sind zwei weitere überaus wichtige Fragen. Erstens ist dies die Frage, ob und wie die Sphäre von Arbeit und Wirtschaft einer weiter voranschreitenden Demokratisierung zugänglich gemacht werden kann. Zum zweiten stellt sich angesichts kumulierender multipler Krisenentwicklungen aber auch die Frage, welchen Stellenwert solche arbeitspolitischen Impulse für die Weiterentwicklung und Veränderung unserer Gesellschaft haben können, ob also Arbeitsforschung überhaupt jenen besonders herausgehobenen Stellenwert für grundlegende Reformen unserer Gesellschaft beanspruchen kann, den die jungen Sozialwissenschaftler\*innen meiner Generation ihr einmal beigemessen haben. Kontroversen dazu haben in der Forschungsgruppe der sfs, der ich während der letzten Jahre meiner Arbeit an der sfs zugehört habe, latent eine erhebliche Rolle gespielt, sind aber nicht von Neuem grundlegend diskutiert worden. Mein 2014 geschriebener Essay *Arbeit, Politik, Arbeitsgestaltung, Arbeitspolitik* ist einer von zahlreichen Beiträgen, in denen ich mich mit diesen Fragen auseinandergesetzt habe – ohne systematischen Rückbezug zu meiner Forschungsgruppe. Nicht zuletzt ein zunehmend schwieriger werdender Kampf um die Selbstbehauptung der Forschungsgruppe auf den Drittmittelmärkten löste dafür zu geringe Spielräume. Es geht in meinem Essay um philosophische und einzelwissenschaftliche Zugänge zu diesem Themenkomplex angesichts der Herausforderungen ‚Neuer Arbeit‘ in einer neuen Zeit krisenhafter epochaler Umbrüche.

Ich habe also in diesem Essay Erfahrungen verarbeitet, die ich selbst, erst als Mitarbeiter und später als langjähriges Mitglied des wissenschaftlichen Leitungsgremiums eines großen Instituts gemacht habe, in dem wir Arbeitsforschung anwendungs- und politiknah zu betreiben bemüht gewesen sind. Die 68er Bewegung, in der die meisten der Beschäftigten der ersten Generation an diesem Institut ihre wissenschaftliche wie politische Prägung erfahren haben, und die sozialdemokratische Reformpolitik der 1970er Jahre sind dafür der entscheidende Hintergrund gewesen. Beide haben zugleich die damalige Arbeits- und Industriesoziologie sehr stark geprägt. Im Rückblick ist die Marxrenaissance dieser Jahre ebenso erstaunlich wie ihr rasches Verschwinden. Nun ist das Institut, an dem ich gearbeitet habe, schon früh eher interdis-

ziplinär ausgerichtet gewesen, gleichwohl blieb der Bezug auf die Arbeits- und Industriesoziologie für unsere Arbeit sehr wichtig. Aus meiner Sicht ist es deshalb bedeutsam, dass einige Arbeits- und Industriesoziologen etwa vierzig Jahre später in spezifischer Weise mit der Forderung nach einer „öffentlichen Soziologie“ an die wilden siebziger Jahre neu anzuknüpfen versucht haben. Der in den 1970er Jahren vehement vertretene Anspruch der Arbeits- und Industriesoziologie, mehr zu sein als eine Spezialdisziplin, klingt hier an.

Nun handelt mein Roman ja davon, wie Menschen mit den Herausforderungen ihrer Zeit umzugehen versucht haben. Anhand literarisch gestalteter Figuren zeichne ich also ein Bild meiner Zeit. Meine Protagonisten versuchen, möglichst bewusst mit den durch andere vor ihnen herbeigeführten Bedingungen umzugehen. Sie stellen sich also geschichtlich hervorgebrachten Herausforderungen. Und bekanntlich ist die Revolte von 1968 ein besonders heftiger Generationsbruch gewesen. In ihm haben junge Menschen meiner Generation auf die bleierne Zeit der 1950er und 60er Jahre auf das Beschweigen und Verdrängen der damals noch nicht weit zurückliegenden finsternen Jahre der deutschen Geschichte durch ihre Elterngeneration reagiert. Mich hat das bei meinem, stark durch autobiographische Motive inspirierten literarischen Schreiben u.a. zu der Frage geführt, wie weit wir überhaupt dazu in der Lage sind das Leben und das Lebensgefühl auch nur der Generation vor uns wirklich angemessen zu erfassen. In meinem Essay *Hinter dem schwarzen Vorhang* bin ich dieser Frage im Blick auf die Generation meiner Eltern nachgegangen. Ich habe da bei Sozialwissenschaftliche wie auch literarische Zugänge miteinander verknüpft und mich des von Friedrich Schiller gefundenen Bildes von dem „Schwarzen Vorhang“ bedient, der uns ihm zufolge unausweichlich von der Generation vor uns trennt – ebenso wie von der Zeit, die nach uns kommen wird.

Alle bis hierher genannten und zu dem einleitend erwähnten Zweck neu zusammengestellten Essays habe ich im Laufe des letzten Jahrzehnts geschrieben. Faktisch, wenn auch nicht absichtsvoll – abgesehen von dem letztgenannten Essay – sind sie vorarbeiten zu meinem Romanprojekt geworden, das mich spätestens seit 2015 immer wieder beschäftigt hat. Alle – wiederum bis auf den letzten Essay, der bislang unveröffentlicht ist – habe ich nur auf meiner Homepage veröffentlicht. Sie sind in diesem Sinne mithin auch alle Teil dessen, was ich im letzten Jahrzehnt als freier Publizist, und zunehmend auch literarisch schreibender Autor als mein „erfolgreiches Scheitern“ bezeichnet habe. Ich denke, dass sie mich weiter vorgebracht haben - wissenschaftlich, und ein wenig auch philosophisch. Insofern bin ich erfolgreich gewesen. Ich sehe aber auch, dass meine Versuche misslungen sind, mit ihnen eine nennenswerte öffentliche Resonanz zu erzeugen. Insofern bin ich also gescheitert. Vielleicht komme ich nun mit meinem Roman bei meinem Versuch einer Bilanzierung meines Lebens und meiner wissenschaftlichen Arbeit - im Blick zurück und zugleich nach vorn - noch einmal einen Schritt weiter. Vielleicht erweist es sich tatsächlich, dass letztlich die Literatur den unverstelltesten Zugang zu unserer sozialen Wirklichkeit ermöglicht, so wie das die große Schriftstellerin Christa Wolf einmal formuliert hat. Jedenfalls setze ich mit meinem Roman und mit diesem begleitend dazu zu-



sammengestellten Aufsätzen und Essays beharrlich meine Bemühungen fort, mich schreibend mit den Herausforderungen unserer Zeit auseinanderzusetzen. Für diesen Band macht es deshalb Sinn, abschließend einen kleinen erst 2022 geschriebenen Essay anzufügen. In ihm reflektiere ich unter dem Titel **Schreiben, erfolgreich scheitern, weiter schreiben** genau diese persönliche Erfahrung

# **Die antiautoritäre, kulturevolutionäre Bewegung von 1968, die Gewalt des Zusammenhangs und die Erwartung neuer sozialer Bewegung**

## **Reflexionen fünfzig Jahre nach einem kulturevolutionären, antiautoritären Aufbruch und dem Scheitern seiner weitergesteckten, systemtranszendierenden Ziele**

### **1. Vorbemerkung**

Ich war lange Zeit ziemlich fest entschlossen, mich an den Rückblicken fünfzig Jahre nach 1968 nicht zu beteiligen. Ohnehin bin ich allenfalls ein ‚später 68er‘, denn ich habe mein Studium erst im Oktober 1968 begonnen. Dann bat mich ein Freund aus alten Bildungsarbeitstagen darum, im Rahmen einer Veranstaltungsreihe an einer Volkshochschule doch einmal über meine Erfahrungen zu berichten und meine Einschätzungen zur Diskussion zu stellen. Ich konnte ihm das schlecht abschlagen, freundete mich dann mit dem Gedanken an und habe meinen Vortrag schließlich sogar verschriftlicht und im Mai 2018 auf meiner Homepage eingestellt.

Mein Rückblick auf 1968 wurde notwendigerweise zum Rückblick auf den Beginn meines wissenschaftlich, politisch, philosophisch zunehmend bewusst geführten Lebens. Angeregt nicht zuletzt durch die Diskussion aus Anlass meines kleinen Vortrags wurde ich noch nachdenklicher und begann, mich für die anwachsende Zahl an Rückblicken in Presse, Rundfunk und Fernsehen nun doch stärker zu interessieren. Dabei spielte auch eine gewisse Rolle, dass ich fünfzig Jahre nach 1968 gerade erste Anstalten gemacht habe, in so etwas wie eine zweite Etappe meines Unruhestandes einzutreten. Alte Arbeitsbezüge haben sich in sieben Jahren nachberuflicher Praxis ausgedünnt. Neue philosophische und literarische Interessen sind neben fortgesetzten arbeitspolitischen Aktivitäten wichtiger geworden. Mein persönliches „Weiter so“ hat also zum Teil in Frage gestanden. Ich beschäftigte mich in den folgenden Jahren zunehmend mit Überlegungen zu eigenen Neuorientierungen.

Man kann sich da an einigen Großen intellektueller Praxis seit Beginn der europäischen Aufklärung ein wenig orientieren. Denis Diderot etwa betont gegen Ende seines Lebens, dass das Alter die Zeit der Reflexion sei. Allerdings, das ist ein Alter, in dem man heute noch zu den sogenannten ‚jungen Alten‘ rechnet. Nach mehr als zwanzig Jahren Arbeit an der großen Enzyklopädie, in denen er selbst ein ungeheures enzyklopädisches Wissen angehäuft hat, hat er allerdings stetig weitergearbeitet, zunehmend zunächst für die Schublade, aber im hoffnungsvollen Blick auf kommende Generationen; und er hat sich verstärkt der literarischen Bewältigung von Welt zugewandt. Hans Magnus Enzensberger, der Diderot für die erste Verkörperung der modernen Figur des Intellektuellen hält, war eigentlich schon immer mehr Literat als Wissenschaftler oder Philosoph. In Ihm begegne ich also einem Literaten, den zu lesen sich immer noch lohnt, der aber auch auf dem Weg von der vehementen Praxis in der Tradition der Aufklärung in seinen frühen Jahren inzwischen zu wachsender

agnostischer Skepsis neigt. Mit Albert Camus und Hannah Arendt hätte man die Möglichkeit, der radikalen Französischen Aufklärung treu zu bleiben – und man hätte Anknüpfungspunkte für eine eigene konstruktiv-kritische Auseinandersetzung mit Karl Marx, der auf seine Weise in der Tradition der europäischen Aufklärung stand, und mit den Marxisten, die auf ihn folgten. Jedenfalls würde man mit allen genannten Denkern und der einen großen Denkerin den philosophischen Rückzug in die komfortable resignative Kontemplation zurückweisen, zugleich aber auch die Möglichkeit der schonungslosen literarischen Gestaltung der Wirklichkeit vollumfänglich akzeptieren.

Wie der Titel dieses Aufsatzes sagt, halte ich darin an der Ausgangsthese meines ersten kleinen Vortrags fest, dass es sich 1968 um eine antiautoritäre und deshalb kulturrevolutionäre Bewegung handelt. Aber ich frage nun weiter, über ihre offenkundigen Schwächen hinaus, auch nach der von ihr damals massiv unterschätzten Stabilität der herrschenden Verhältnisse. Und weiter frage ich nach der Gewalt dieses Zusammenhangs, mit der auch jede denkbare neue soziale Bewegung rechnen müsste. Dahinter steht eine doppelte Hypothese. Die erste lautet, dass es zum einen auch heute wieder einer Bewegung bedarf, damit auch die politischen Parteien, derer es für nachhaltige Veränderungen und Reformen ebenfalls bedarf, ‚in Bewegung‘ geraten. Die andere zielt vor vier Jahren darauf, dass unsere scheinbar festgefahrenen gesellschaftlichen Verhältnisse in absehbarer Zukunft auch wieder von links her wirklich in Bewegung kommen werden. Es ist mir deshalb wichtig gewesen, möglichst früh auf solche Bewegungsnotwendigkeiten und –Möglichkeiten hin zu denken und zu argumentieren.

Dachte ich darüber vertiefend nach, auch angesichts der vielfältigen und unterschiedlichen Sichtweisen auf und Bewertungen von 1968, kam ich als ‚Fluchtpunkt‘ zu Fragen nach einer neuen Wahrheitspolitik. Das meint das Nachdenken über und das Fordern von einer neuen *Ordnung der Dinge* – im Sinne eines nächsten großen Schrittes auf dem, Wege der Veränderungen, die die Amerikanische und die Französische Revolution mit dem demokratischen Projekt der Moderne auf den Weg gebracht haben.

## **2. Rückblicke auf 1968 – höchst unterschiedliche Blickwinkel, bedrohliche Gegenwartsentwicklungen und die Schwierigkeit des Blicks nach vorn**

1968, das liegt 2018 schon fünfzig Jahre zurück. In den ersten Monaten dieses Jahres, und im Mai noch einmal verstärkt, hat das zu zahlreichen Rückblicken geführt. Die Interpretationen der 68er Bewegung sind vielfältig, denn die Blickwinkel, von denen aus fünfzig Jahre später bewertet worden ist, sind sehr verschieden. Und entsprechend weichen die Beurteilungen voneinander ab, je nachdem, ob man nur die Studentenbewegung im Blick hat, und zwar primär die in der damaligen Bundesrepublik – und dabei neben einigen allgemeinen emanzipatorischen kulturellen Aspekten vor allem den Wirkungen auf die Universität selbst seine Aufmerksamkeit zuwen-

det,<sup>1</sup> ob man sich sehr intensiv und detailliert der eigenen Anfänge an einer *Fakultät der riskanten Möglichkeiten* erinnert, von der aus sich der Blick eher auf die Gewerkschaften und Ansatzpunkte in der Tradition der alten Arbeiterbewegung richtete.,<sup>2</sup> Ebenso macht es einen großen Unterschied, ob man auf eine fast weltweite Protestbewegung zurückblickt, für die eine moralische Empörung über den Vietnamkrieg der USA ein durchgehendes Motiv war, neben je spezifisch anderen, und die von Berkley über Tokio und Buenos Aires oder in Europa nur unter anderem über Berlin bis zum Pariser Mai geführt hat,<sup>3</sup> oder ob man je spezifische ‚vorlaufende‘ nationale Entwicklungen und Bewegungen ‚mit in den Blick nimmt – etwa, um zwei von der späteren Studentenbewegung zunächst weitgehend losgelöste Beispiele zu nennen, in den USA die Bürgerrechtsbewegung der 1960er Jahre oder in der Bundesrepublik Deutschland die Auseinandersetzung um die Notstandsgesetzgebung<sup>4</sup> Und selbstverständlich kommt es sehr darauf an, ob man eine grundlegende Systemkritik ernst nimmt, die ein harter Kern von Aktivisten früh verfolgt, oder sich im Laufe jeweiliger Bewegungserfahrungen zu Eigen gemacht hat, oder nicht.<sup>5</sup> Wenn man schließlich 68 als soziale Bewegungen mit anderen vergleicht oder gar wie der Systemanalytiker Immanuel Wallerstein in eine Gesamtanalyse der Entwicklung eines Weltsystems einordnet, wie es sich seit Beginn der Moderne herausgebildet hat<sup>6</sup>, kommt man nochmals zu ganz anderen Einschätzungen. Und wenn man, wie Hannah Arendt von ihrem Verständnis des Politischen ausgehend, bereits einen Ausblick auf die fernere Zukunft wagt,<sup>7</sup> ergibt sich wiederum ein anderes Bild. Sie kommt so zu dem Urteil, ihr

---

<sup>1</sup> Als Beispiel eines so stark eingeeengten Blickwinkels siehe etwa die Analyse von Wolfgang Eißbach (2018).

<sup>2</sup> Unter dieser Überschrift erinnern sich meine Kollegen Wilfried Kruse und Rainer Lichte (2018), etwas anders als ich eher wirkliche und nicht erst ‚späte‘ 68er, der früheren Hannoverschen Jahre.

<sup>3</sup> Die Dokumentation *1968 – Die globale Revolte*, gesendet auf ARTE am 22.05. 2018 kann man als beispielhaft für die Wahl eines solchen Blickwinkels anführen. Sie konstatiert im Ergebnis kulturevolutionäre Umbrüche und zugleich, dass wir heute nach wie vor alle Probleme, an denen die Revolte sich seinerzeit entzündet habe, im Prinzip immer noch als Herausforderung vor uns sehen.

<sup>4</sup> Auch dafür steht die in Fußnote 3 genannte Dokumentation.

<sup>5</sup> Harry Belafonte (2012) hat in seiner Autobiographie *My Song* sehr prägnant herausgearbeitet, inwiefern das zum Beispiel für die Entwicklung der Positionen Martin Luther Kings im Zuge der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung gegolten hat. Auch mein persönlicher Rückblick auf 68 (Martens 2018a), in dem ich von einer kulturevolutionären Bewegung spreche, schließt diese weitergehende systemkritische Dimension mit ein.

<sup>6</sup> Ein solcher Blick auf 1968 führt Wallerstein zu der These, dass es sich um eine Weltrevolution gehandelt habe, die man mit den Revolutionen des Jahres 1848 vergleichen müsse. Nach den gescheiterten Revolutionen von 1848 habe sich ein *aufgeklärter Konservatismus* an Stelle des *rechten Konservatismus* durchgesetzt, und die Liberalen hätten begonnen sich dem anzunähern – unter stärkerer Betonung zentralistischer Positionen. Nach der Niederlage der *Weltrevolution von 1968* sei die *Dominanz des zentralistischen Liberalismus* zu Ende gegangen. Mit einer *konservativen Rechten* und einer *neuen radikalen Linken*, die im späteren neoliberalen Rollback dann wieder an Kraft verlor, seien neue *autonome Akteure auf der Bühne der Weltpolitik* aufgetreten. Aber das *hell auflodernde Buschfeuer* der 68er Revolution sei rasch wieder erloschen. Ihre über Systemgrenzen hinaus zielenden Perspektiven hätten sich als *oberflächlich und unhaltbar* erwiesen (Wallerstein 2014, 602, 604 und 610)

<sup>7</sup> Ich zitiere Arendt, die sich hier, anders als zum Beispiel im Schlussteil von *Vita activa* bemerkenswert optimistisch äußert nach dem Gespräch zwischen Norbert Frei und Adalbert Reif (2018).

scheine, *die Kinder des nächsten Jahrhunderts werden das Jahr 1968 einmal so lernen wie wir das Jahr 1848*. Das ist auf den ersten Blick nahe bei Wallerstein, verweist aber vor allem darauf, dass Arendt in der damaligen antiautoritär-kulturrevolutionären Bewegung das Potential für einen nächsten Demokratisierungsschub zu erkennen meinte. Jedenfalls folgte, in Deutschland nach einer kurzen Phase sozialdemokratischer Reformen, weltweit, wie nach 1848, die konservativ-reaktionäre Gegenbewegung, die bis heute andauert. Die offene Frage ist demnach was sich dagegen ‚unter der Oberfläche‘ schon zunehmend weniger geordneter herrschender Verhältnisse von neuem zusammenbraut. All das führt notwendig zu ganz unterschiedlichen Urteilen.

Es geht bei solchen Rückblicken immer um so etwas Ähnliches wie Erinnerungskultur, aber dabei eben auch nie um den einen objektivierenden Blick zurück und dann zugleich weiter nach vorne. Es geht um subjektive Sichtweisen, die diejenigen, die sie versuchen, immer nur in Grenzen objektivieren können. In Sinne dieser Einsicht war die Diskussion im Anschluss an meinen subjektiven Blick zurück<sup>8</sup> für mich sehr aufschlussreich – zum einen, weil mir unter den TeilnehmerInnen eben unterschiedliche, aber doch vergleichbare Prägungen, Kontinuitäten usw. begegnet sind – und die waren auch die Grundlage einer angenehmen Debatte -, zum anderen, weil man aus solchen Diskussionen immer wieder ein paar Anregungen mitnehmen kann. Man bemerkt, dass man mit seinen eigenen Objektivierungsanstrengungen eben nie wirklich an ein Ende kommt. Das lange Statement des Mitveranstalters der Volkshochschulveranstaltungsreihe, in deren Rahmen ich meine Erinnerungen und Einschätzungen präsentiert habe, fast war es ein kleines Co-Referat, und danach einige der Beiträge – etwa die Grundsatzkritik an politischen Parteien, oder auch eine mehrfach herauszuhörende fast abgründige Skepsis im Blick auf unsere Zukunft- haben mich also zum weiteren Nachdenken veranlasst. Um dessen Ergebnisse geht es im Folgenden. Ich will mit einigen der wichtigsten Stichworte aus dem eben erwähnten Co-Referat‘ und der darauf folgenden Diskussion beginnen, die bei mir hängen geblieben sind, lauten:

Die eigentlichen 68er hierzulande waren ein paar hundert Leute. Kern der Bewegung, die sie entfacht haben, war der Antiautoritarismus. Eine Revolution war das alles nicht, im Zweifel auch keine Kulturrevolution. Jedenfalls waren das alles Studenten aus bürgerlichem Hause, überwiegend Machos zudem. Dass es gegen die Väter-Nazi-Generation ging – und wie präsent die tatsächlich in den politischen Kontinuitäten des Landes noch war – ist vielen erst später richtig klar geworden. Andererseits wurde aber auch nicht gesehen, dass sich das Land auf dem Weg in eine relativ stabile repräsentative Demokratie befand und die These eines neuen Faschismus geradezu absurd an der sozialen Wirklichkeit vorbeizielte. Die Kontinuitäten, die es aber gab, - in der Soziologie zum Beispiel entlang des Denkens von Hans

---

<sup>8</sup> Zu meinen Erinnerungen eines „späten 68er“ aus Hannover, mit anderen Details als Kruse/Lichte(2018) stärkerer Akzentuierung subjektiven Erlebens und zu gleich weiter ausholenden Bewertungen vgl. Martens (2018a).

Freyer, Arnold Gehlen und Helmut Schelsky - waren nur wenigen bewusst. Bezüge der 68er zur vorausgehenden Anti-Notstandsbewegung habe es kaum gegeben. Da habe eher die IG Metall eine große Rolle gespielt. An einer entfalteten Reflexion auf die wirklichen Herausforderungen zur weiteren Entwicklung der Demokratie habe es somit auch gemangelt.<sup>9</sup> Daniel Cohn-Bendit könne noch heute überhaupt nicht sagen, wie über die Bewegung in Deutschland, auf die sie von Frankreich aus zunächst geguckt hätten, der zündende Funke für den Französischen Mai zustande gekommen sei. Und irgendwie erscheine die Bewegung in Deutschland im Rückblick als viel weniger fundamentalkritisch als sie gewesen sei. Umso erstaunlicher sei, dass die 68er für Konservative bis auf den Tag immer wieder geradezu ein Feindbild abgeben. Und ein damaliger Aktiver wie Cohn-Bendit habe in einer Diskussion mit Claus Leggewie argumentiert, ein neues 68 werde in absehbarer Zukunft aus sozialer und ökologischer Krise heraus zustande kommen.<sup>10</sup> Jedenfalls müsse man immer mit längeren Prozessen rechnen. Im Übrigen gelte, so der Mitveranstalter: man beginne heute mit anderen zusammen ein Projekt, das vielleicht in dreißig Jahren folgenreich werde, wenn man selbst längst nicht mehr lebe. Und damit wäre man, so habe ich dann gedacht, philosophisch bei Oskar Negt und Alexander Kluge (1981, 253ff), die von unseren *individuellen Leben als nie geschlossenen Kreisläufen* sprechen, die dabei so etwas wie ein *Durchflussgelände* für einen übergreifenden Prozess der Gattungsgeschichte seien, der auch nie ein geschlossener Kreislauf sein könne. Und im Grunde wäre man mit solchen Überlegungen philosophisch bei Albert Camus existenzieller Philosophie und seinen Reflexionen zur Absurdität des Menschen.<sup>11</sup>

Das *oberflächlich und unhaltbar* aus der kurzen Analyse Wallersteins zu 1968 (siehe Fußnote 6) finde ich in solchen Statements, und insgesamt in der Diskussion über meinen kleinen Vortrag bestätigt. Wilfried Kruse und Rainer Lichte zitieren in ihrem kleinen Essay aus der Promotion von Wolfgang Hindrichs, der mich während meiner Studienjahre in Hannover stark beeinflusst hat und der danach ein Jahrzehnt lang als Kollege und ein wenig väterlicher Freund für mich wichtig gewesen ist, folgenden Satz:

---

<sup>9</sup> Theoretisch wichtige Köpfe der 68er Bewegung wie Herbert Marcuse in seinem *Versuch über die Befreiung* (Marcuse 1969) hatten diese Frage durchaus im Blick – allerdings in Anknüpfung an marxistische Diskurse, relativ schlicht mit Verweisen auf herbeizuführende rätedemokratische Strukturen an Stelle der aus seiner Sicht höchst unzulänglichen ‚bürgerlichen Demokratie‘ (siehe Martens 2018b).

<sup>10</sup> Ich habe diese Argumentation beim Nachlesen dieser Diskussion (Cohn-Bendit/Leggewie 2018) in dieser Eindeutigkeit nicht gefunden. Eher fällt auf, dass Cohn-Bendit die Grenzen von Bewegungen und die Notwendigkeit von Parteien und institutionellen Strategien betont – ganz dem von ihm selbst eingeschlagenen Werdegang entsprechend. Er kritisiert allerdings das *produktivistische* Denken der damaligen Zeit und sagt, die 68er Bewegung habe sich damit *noch in der Tradition von Karl Marx* entwickelt. Und er betont dann weiter, u.a. unter Verweis auf Andre Gorz, die Verknüpfung von Sozialismus und Ökologie; und Leggewie erklärt, man benötige Utopien und müsse *immer wieder Realist sein und das Unmögliche Fordern*.

<sup>11</sup> Oskar Negt und Alexander Kluge gehen dieser Frage in dem Kapitel über die *geschichtliche Organisation der Arbeitsvermögen* nach. Zu dem *literarischen Philosophen* und *philosophischen Literaten* Albert Camus siehe zuletzt die Untersuchung von Michel Onfray (2015), zu meiner Auseinandersetzung mit dem Linksnietzscheaner Albert Camus damals Martens 2016/17 und zuletzt Martens 2022.

*Wie wir unsere Gegenwart nicht ohne ein Verstehen unserer Vergangenheit begreifen, so verstehen wir andererseits unsere Vergangenheit nicht, ohne dass wir das Vorverständnis, mit dem wir schon an sie herangehen, präzise ins Bewusstsein heben und auf seine historische Gewordenheit und Bedingtheit durchreflektieren.*

Aber meine beiden früheren Kollegen von der sfs gehen in ihrem rückblickenden Aufsatz der Frage nicht weiter nach, wie wir unsere heutige Gegenwart mit diesem Anspruch, und das müsste dann ja auch heißen, von Neuem mit dem Anspruch auf eine bessere Gestaltung unserer Zukunft, angehen können. Und eine unbefriedigend geklärte Frage im Rückblick lautet: woraus erklärt sich der ‚zündende Funke‘ der damaligen Bewegung, woraus die langfristigen, nach meiner Überzeugung eben doch kulturevolutionären Wirkungen unserer 68er Bewegung? Haben die Kontinuitäten im Staatsapparat, so zum Beispiel auch in der Polizei, die 1968 staatliche Autorität oft brachial durchzusetzen suchte, für entscheidende Initialzündungen gesorgt – in Berlin, in Frankreich, in Berkley? Und haben der kulturevolutionäre, antiautoritäre Charakter der Bewegung, seine große Respektlosigkeit im Umgang mit traditionellen, und im traditionellen Verständnis eben unangreifbaren weil selbstverständlichen Autoritäten, nicht ganz folgerichtig angesichts der Schwäche, um nicht zu sagen des Versagens der Reformkräfte im etablierten Politikbetrieb die rechte Gegenbewegung ausgelöst? Und warum sind wir bis auf den Tag nicht in der Lage, vergleichbare eruptive ‚Ausbrüche‘ frühzeitig kommen zu sehen? Wovon ausgehend ist mit ihnen möglicherweise zukünftig zu rechnen? Und vor allem, (wie) lassen sich solche eruptiven Ausbrüche zukünftig besser nutzen, um daraus doch einmal nachhaltig stabile Reform- und Veränderungsprozesse zu entwickeln? In Stichworten will ich dazu ein paar systematische Gesichtspunkte ordnen, mit denen man später vielleicht weiter arbeiten kann:

- Auf 68 und die kurze Marxrenaissance,<sup>12</sup> die die ernstzunehmenden Marxkritiken aus den frühen 1950er Jahren, etwa von Hannah Arendt oder von Albert Camus<sup>13</sup>, schlicht nicht zur Kenntnis nahm, folgte das neoliberale Rollback – in Deutschland dem angelsächsischen Kapitalismus erst zögerlich folgend, dafür aber im wirtschaftswissenschaftlichen Mainstream besonders konsequent und forciert. Aber dieses Rollback blieb politisch ‚gebrochen‘, weil die Kulturrevolution, die 1968 ausgelöst hat, eben nicht mehr einfach wegzuwischen war.
- ‚Theoretisch‘ blieb die Marxrenaissance der 1970er Jahre eine kurze Episode. Die wissenschaftliche, in Deutschland vor allem systemtheoretisch begründete Gegenbewegung zu Beginn der 1980er Jahre hat dann die von der Regie-

---

<sup>12</sup> Zur Marxrenaissance in der deutschen Arbeits- und Industriesoziologie, die auch meine eigene wissenschaftliche Arbeit lange Zeit stark beeinflusst hat vgl. Brandt 1984.

<sup>13</sup> Zu Arendt siehe die Rückblickende Analyse bei Kohn (2011), zu Camus siehe dessen philosophische Kritik in *Der Mensch in der Revolte* (Camus 2016). Arendt vermisst, so Kohn, bei dem Linkshegelianer Marx einen existenziellen Freiheitsbegriff und Camus (2016, 246f) konstatiert, dass Marx *in seiner Doktrin die gültigste kritische Methode mit dem anfechtbarsten utopischen Messianismus vermischte*.

rung Kohl verkündete *geistig moralische Wende* neu untermauert. Soziologisch muss man nach dem Aufbrechen alter, vermeintlich institutionell verbürgter Selbstverständlichkeiten geradezu von einer neuen *gläubigen Zuversicht* sprechen (Safranski 1999, 330), die wir der Systemtheorie Niklas Luhmanns verdankt haben. Und global bettete sich diese konservative Wende in den Konservatismus von *Thatcherism* und *Reagonomics* ein, also in einen unter den Bedingungen des angelsächsischen Kapitalismus besonders brachial und konsequent vollzogenen Prozess eines neoliberalen ökonomischen Rollbacks. Sein erster ‚Probelauf‘ erfolgte, nach dem von der CIA gestützten Militärputsch gegen die demokratisch gewählte Regierung Allende in Chile.

- Politisch – und selbstredend gibt es weiterhin den Primat der Politik, egal was die Systemtheorie behauptet – befestigt das bis auf den Tag das geschichtsvergessene (New Deal, Keynes) und fortschrittsgläubige (wirtschaftliches Wachstum, technischer Fortschritt) „Weiter-so“ des herrschenden Politikbetriebs. Und getrieben ist der herrschende Politikbetrieb bei all dem von der Suche nach Antworten auf das immer offensichtlichere Erlahmen der industriekapitalistischen Wachstumsdynamik in den westlichen Metropolen.<sup>14</sup> Und dieses „Weiter.-so“ setzt sich fort: Immer noch fast gänzlich unbeeindruckt von den sich auftürmenden immer neuen Problemwolken in den Feldern von Ökologie, Ökonomie, Sozialpolitik, Geopolitik.
- Aktuell sind die wirklich beunruhigenden Symptome dieser Entwicklung: (1) die immer noch weitgehende Unfähigkeit der sogenannten *progressiven Liberalen* - Demokraten in den USA, *Marktsozialdemokraten* (Nachtwey 2009) hier -, auf den Rechtspopulismus, insbesondere den von Trump, politische Antworten zu finden, (2) das Schweigen der deutschen Konservativen angesichts der europapolitischen Vorstöße Emmanuel Macrons, die sich ja durchaus noch im Horizont neoliberalen Denkens bewegen, (3) die absehbar weiterhin ungebremste Zuspitzung der ökologischen Krise, (4) die ungebremste Hoffnung auf technologische Fortschritte und Innovationen – gegenwärtig vor allem in Zukunftstechnologien wie der Gentechnik und den IuK-Technologien von den *Putschisten im Labor* forciert (Enzensberger 2002) sowie (5) die dramatische Zuspitzung geopolitischer Konflikte in Nahost, forciert von einer US-Politik, die aus den beiden Golfkriegen absolut nichts gelernt hat.<sup>15</sup>

Insgesamt ist es solche Lernunfähigkeit oder –Unwilligkeit, die wirklich beunruhigen muss. Denn wenn man die sichtbaren Entwicklungsdynamiken extrapoliert und nur ein wenig nachdenkt, dann muss einem klar werden, dass jede systemtheoretisch begründete neue *gläubige Zuversicht* bodenlos unbegründet ist. Die alte lautete ‚der Mensch denkt und Gott lenkt‘, nun lenkt die Autologik der sich weiter ausdifferenzierenden systemischen Prozesse, die angeblich Stabilität versprechen sollen. Alle Indi-

---

<sup>14</sup> Siehe dazu die erhellende Analyse des Keynesianers Karl Georg Zinn (2016). Aber der von ihm analysierte Zusammenhang bestätigt ebenso die älteren Marxschen Analysen.

<sup>15</sup> Hinzuzufügen ist hier vier Jahre später, dass ich 2018 einigermaßen blind gegenüber der gleichermaßen geopolitisch motivierten aggressiven Außenpolitik Wladimir Putins gewesen bin, der man sich spätestens im Falle Syriens sehr bewusst hätte werden müssen.



katoren sprechen für wachsende Instabilitäten. Und der herrschende Politikbetrieb bewegt sich ähnlich schlafwandlerisch wie der vor 1914!

Hier kommt nun *die Gewalt des Zusammenhangs* ins Spiel. Den Begriff verwenden Negt/Kluge (1981) im dritten Hauptteil von *Geschichte und Eigensinn*, um die Ver selbständigung der durch Verwertungslogik und Verwertungszwänge des Kapitals geprägten gesellschaftlichen Prozesse kenntlich zu machen, denen ein durch das Kapital geschaffener *realitätsmächtiger, aber falscher Gesamtarbeiter* unterworfen ist und potenziell gegenübersteht. Ob die beiden nun Arbeit und Politik - ihnen geht es ja in ihrem, Buch um eine *politische Ökonomie der Arbeitskraft* - angesichts der Arendtschen Einsichten und Vorschläge hierzu<sup>16</sup> begrifflich wirklich angemessen fassen, mag hier dahingestellt bleiben. Auf meinen, an Arendt angelehnten Politikbegriff komme ich noch zurück. Es geht an dieser Stelle allein darum, zu betonen, dass diese *Gewalt des Zusammenhangs* immer auch eine aktiv politisch hergestellte Gewalt ist. Der herrschende Politikbetrieb, die Medien als vierte Gewalt, der militärisch-industrielle Komplex, die staatstragenden ‚Apparate‘ (Bükratien, Militär, Geheimdienste) sind daran aktiv beteiligt. Es geht immer um die Verteidigung der überkommenen Ordnung, also der bestehenden Herrschaftsverhältnisse nach innen wie nach außen. Und der bisher noch immer auch mit kriegerischen Mitteln ausgetragene Verdrängungsstreit der großen Mächte wirkt bis auf den Tag als treibendes Motiv im Hintergrund. Norbert Elias (1985,68ff) hat solche *Hegemonialkämpfe* zwischen Großmächten als prägend für unseren gesamten bisherigen Zivilisationsprozess herausgearbeitet und vierzig Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkrieges als beunruhigend im Hinblick auf unsere Zukunftsaussichten angesehen. Er spricht schon damals – allerdings noch vor dem Hintergrund der Systemkonkurrenz mit der UdSSR - von einer Oligarchie in den USA, die sich zu einer Präsidialdiktatur weiterentwickeln könnte. Wir haben es mit Entwicklungen zu tun, die manchen nicht nur beunruhigend erscheinen möge, weil sie von neuem in wieder *finstere Zeiten* zu führen scheinen, sondern geradezu überwältigend.<sup>17</sup>

---

<sup>16</sup> Siehe dazu Arendt 1967 und 1993, sowie zu meiner Bewertung Martens 2008 und 2013/2016.

<sup>17</sup> Für Michel Onfray (2018) kann man das im Blick auf sein jüngstes Buch mit Sicherheit so sagen (siehe ausführlicher Martens 2018c). Er knüpft sehr Nietzscheanisch - und empirisch unter Hervorhebung der kulturellen Dimension höchst unzulässig vereinfachend - an Huntingtons *Kampf der Kulturen* an (Huntington 1996). Die Vorsprünge und Dynamiken der ökonomisch-technologischen Entwicklung in den westlichen Staaten, wie mittlerweile auch in China und in manchen Schwellenländern wie Indien oder Brasilien weitgehend außer Acht lassend, teilt er letztlich mit Huntington die inzwischen zunehmend den politischen Diskurs beherrschende Islamphobie. Folgerichtig zeichnet er im Ergebnis eine ebenso pointierte wie vage Perspektive des *Niedergangs* zunächst des westlichen (neo)liberalen, und längst nicht mehr im Christentum fundierten Zivilisationsmodells. Dazu betont er zunächst eine angeblich überlegene kulturelle Macht des voraufklärerischen Islam, geht dann aber relativ unvermittelt weiter und sieht den *Niedergang* aller menschlichen Zivilisation überhaupt im Zeichen eines *Transhumanismus* kommen. Den wiederum sieht er im Zeichen der allein technologisch gedachten neuen Fortschrittsmythen heraufziehen, wie sie im Silicon Valley entfaltet werden und wie sie Hans Magnus Enzensberger (2002) in seiner Analyse der *Putschisten im Labor* vor Augen hat. Der aber betrachtet sie, im Kontext seiner eigenen aufklärerischen Anstrengungen dagegen, immerhin noch mit einem gelassenen Agnostizismus (vgl. Martens 2015). In dem Buch *Der Niedergang* von Michel Onfray hingegen verschwindet höchst irritierender Weise die Philosophie des Linksnietzscheaners Albert Camus, die er wenige Jahre zuvor in seinem Buch *Im Namen der Freiheit* so vehement wie

Prozesse einer fortschreitenden Demokratisierung und wachsender Selbsttätigkeit des Demos haben sich während der kurzen 240 Jahre des ‚demokratischen Projekts der Moderne‘ kaum einmal gegen solche Entwicklungen halbwegs ungebrochen entfalten können. Im sozialdemokratischen Jahrzehnt der 1970er Jahre gab es bei uns in Deutschland ein paar Ansätze wie *Zukunftswerkstätten* (Jungk/Müllert 1981) und *Planungszellen* (Peter Dienel 1997). Für den herrschenden Politikbetrieb jedoch ist unsere Demokratie wesentlich eine Herrschaftsform unter anderen geblieben, und die darin herrschenden Eliten betrachten dieses Herrschaftssystem ohnehin eher als ein oligarchisches – und die Konservativen sehen sich oft genug als die eigentlichen ‚natürlichen‘ Inhaber der staatlichen Macht. Aber auch die später so bezeichneten *progressiven Liberalen* sind von zu viel Bürgerbeteiligung eher beunruhigt worden. Es ist bezeichnend, dass für die Intellektuellen in der Carter-Administration die amerikanische Bürgerrechtsbewegung in den 1960er Jahren eine Zeit der *Krise der Demokratie* gewesen ist, wie man bei Noam Chomsky (2016,16) nachlesen kann.

Die 68er Revolte war – vielleicht ähnlich wie die von 1848 – die ja auch in einer Phase relativer über dreißigjähriger Stabilität nach den napoleonischen Kriegen ausbrach – eine Revolte zu Zeiten eigentlich großer Stabilität und zugleich einer *Öffnung des sozialen Raums* mit bis dahin ungeahnten Aufstiegschancen für die Angehörigen der unteren sozialen Schichten/Klassen. Sie ist in Deutschland in das ‚goldene Jahrzehnt‘ sozialdemokratischer Reformpolitik gemündet, das Ralf Dahrendorf (1983) letztlich Anlass gab, vom *sozialdemokratischen Zeitalter*, und von dessen Ende, zu sprechen – und sie ist dann in die nächste ‚lange Welle‘ der ökonomischen wie politischen neoliberalen Konterrevolution übergegangen.

2011 wurde dann ein Jahr neuer Revolten, zunächst an der Peripherie der Staaten der Triade, dann aber auch in den Metropolen selbst.<sup>18</sup> Die Revolten mündeten in eine *passive Revolution*. Alles muss sich ändern, damit alles so bleibt wie es ist‘, das ist die dafür prägende Formel, die Giuseppe Tomasi di Lampedusa in seinem Roman

---

überzeugend nachgezeichnet hat (Onfray 2015) völlig. Camus taucht nur noch als Kronzeuge des weißen Terrors der Frankisten auf. Und nun - nicht mehr *im Namen der Freiheit* sondern im Zeichen des *Niedergangs* - wird 1968, hier fokussiert auf den französischen Mai (Onfray 2018, 561-579), zur *dritten Phase der Entchristianisierung Europas* (a. a. O.561). Der *Klamauk auf der Straße* (a. a. O. 564) und dann der antihumanistische Strukturalismus der neuen Philosophen (a. a. O. 570ff) bahnen den Weg für den *hedonistischen Konsumismus* des *liberalen Kapitalismus* (a. a. O. 578). Angesichts von Zukunftsszenarien wie sie George Orwell und Aldous Huxley gezeichnet haben und mit denen Onfrays Buch endet, verschwindet Camus‘ existenzielle Philosophie in diesem Nietzscheanisch inspirierten ‚Rundumschlag‘ auf dem Feld sozialer und politischer Entwicklungen völlig. Deren stets neue innere Widersprüchlichkeit verschwindet bei Onfray im *Schwung einer weitausholenden Bewegung*, die *den Menschen in den Kosmos einzubinden* versucht (a. a. O. 27 und 32). So erscheinen die evolutionär kurzen Wimpernschläge sozialer Evolution – im Rahmen der bildhaften Vorstellung eines Vierundzwanzigstundentages - als folgerichtiger Schluss eines universalen evolutionären Prozess.Grundlage dafür ist die merkwürdige Verknüpfung einer Abstraktion mit einem unserem Vorstellungsvermögen entzogenen universalen Prozess Ein Philosoph, der im Ausgangspunkt immer noch einigermaßen anthropozentrisch denkt, wendet sich so mit naturwissenschaftlichem Reduktionismus, dem Gegenstand der Sozialwissenschaften zu und verspricht ihnen gegenüber tiefere Einsichten im Ergebnis eines *tragischen Denkens* (a. a. O. 37).

<sup>18</sup> Siehe dazu Roland Roth (2012), Dario Azzellini (2014) sowie Martens (2016,68-101).

*Der Leopard* am Beispiel der Herausbildung des italienischen Nationalstaats im 19. Jahrhundert gefunden und gestaltet hat. Aber unter der Oberfläche rumort es weiterhin heftig – und der herrschende Politikbetrieb bietet keine glaubwürdigen Antworten auf die sich weiter aufschaukelnden Krisen an. Da spricht einiges dafür, dass neue Revolten kommen werden – vielleicht entsprechend der Leninschen Definition für eine revolutionäre Situation: ‚Die Herrschenden können nicht mehr so weiter machen wie bisher, und die Beherrschten wollen nicht mehr so weitermachen‘. Spätestens dann sollte man noch einmal darüber nachgrübeln, ob solche Revolutionen statt die *Lokomotiven der Weltgeschichte* zu sein, wie Lenin und wohl auch Marx unter Verwendung der Lokomotive als des Symbols der zweiten industriellen Revolution meinten, doch eher die *Notbremse* sind, wie Walter Benjamin geschrieben hat. Damit wäre man dann sehr schnell bei Antonio Gramscis *Pessimismus des Gedankens*. Aber für seinen *Optimismus der Tat* kommt man letztlich nicht ohne wenigstens ein Paar Ansatzpunkte aus, die aus der nüchternen Analyse der sozialen Wirklichkeit folgen.<sup>19</sup> Das führt mich zu 68 als antiautoritärer und deshalb kulturevolutionärer Bewegung zurück:

Bedingende Faktoren der Bewegung von 1968 waren nicht nur der ‚Stau‘ der *bleiernen Zeit*, die Verdrängung der Katastrophen des 20. Jahrhunderts und die bemerkenswerte moralische Empörung über die USA als westliche Führungsmacht - angesichts von Vietnamkrieg und Rassismus, gegen den sich die Bürgerrechtsbewegung richtete. Grundlage waren gleichermaßen ein verändertes Bildungsniveau und die Öffnung des sozialen Raums. All das wurde in der Bundesrepublik möglich auf der weiteren Grundlage einer demokratischen Verfassung, die wir der Befreiung durch die Amerikaner verdankt haben und die als Verfassungsnorm nach wie vor alles andere als unbeachtlich ist. Diese Verfassung gilt noch immer, wie sehr auch die gelebte Verfassungswirklichkeit kritisiert werden muss, und wie sehr auch gegenwärtig konservative Reaktionen auf, oder richtiger vielleicht Anpassungen an neue rechtspopulistische und rechtsradikale Bewegungen unsere Grundrechte gefährden mögen. Und das Bildungsniveau der Menschen hat sich seither nochmals erweitert, wie sehr auch immer es vor allem technisch geprägt sein und wie sehr auch immer zugleich systematische Verdummung betrieben werden mag.<sup>20</sup>

„Unsere“ Wirtschaft jedenfalls braucht mittlerweile den selbst unternehmerisch mit denkenden ‚Mitarbeiter‘ als *Unternehmer seiner eigenen Arbeitskraft*, als *Arbeitskraftunternehmer*. Für das *Selbertun*, von dem es in einem bekannten Volkslied des 19. Jahrhunderts schon heißt, dass wir für unsere Emanzipation von Herrschaft dazu

---

<sup>19</sup> Siehe hierzu meine Reflexionen in Martens 2018c.

<sup>20</sup> Der Schriftsteller Wolfgang Koeppen, der sich in seiner Büchnerpreisrede 1962 als Schriftsteller in der *traurigen Rolle der Cassandra unter den Trojanern* gesehen hat, hat gegen Ende der gleichen Rede von *dem neuen heraufziehenden Analphabetentum von Bildzeitung, Comicstrips, Fernsehen und auf höherer Ebene von technischen Formeln, die uns manipulieren, automatisieren*, gesprochen. Das mag manchem etwas pauschalierend anmuten, hat sich aber im Blick auf das heutige ‚Infotainment‘ von der Bildzeitung über die privaten Sender, mit Wirkungen auch auf das öffentlich-rechtlichen Fernsehen, wohl doch eher als klug vorausschauend erwiesen, von den neuen manipulativen Möglichkeiten und Drohungen unserer digitalisierten Welt nicht zu sprechen.

genötigt sind<sup>21</sup>, sind die Voraussetzungen also, bei aller Ambivalenz und unbeschadet des begründet skeptischen frühen Urteils Wolfgang Koeppens, so gut wie nie in der bisherigen Geschichte. Ich denke, das gilt auch dann, wenn Richard Sennett (2014) mit Gründen sagen kann, dass unsere Fähigkeit zur Zusammenarbeit derzeit auch beschädigt wird.<sup>22</sup> Insofern ist unsere Lage nicht Hoffnungslos, auch wenn man mit so großen Aufklärer\*innen wie etwa dem Enzyklopädisten Diderot, oder auch nach dem Scheitern der alten Arbeiterbewegung mit Arendt (1979), wird sagen müssen, dass das fortschrittliche Neue immer der unwahrscheinliche Fall ist – vom Beginn physikalischer und später biologischer Evolution an, und ebenso dann auch für den vergleichsweise winzigen Zeitraum unserer sozialen Evolution geltend.

Wenn man also festhalten kann, dass, anders als der Hegelmarxismus uns lange Zeit glauben machen wollte, keine Form von Teleologie in unserer Gattungsgeschichte waltet; und wenn man gleichermaßen die *neue gläubige Zuversicht* der Systemtheorie – die an die Einsichten der ‚Neurobiologen‘ Humberto Maturana und Francisco J. Varela (1987) anschließt, die für die biologische Evolution höchst erhellend sind - für soziologisch zutiefst fragwürdig hält; wenn man vielmehr dagegen argumentiert, dass unsere Gattungsgeschichte sozialer Evolution, die auf einer unvergleichlich viel längeren Geschichte physikalischer und biologischer Evolution in unserem Universum und schließlich auf diesem Planeten auflagert, seit dem Neolithikum in eine zunehmend dynamischere Entwicklung mit qualitativ neuen Entwicklungsmerkmalen gemündet ist, dann kann man sich vier Einsichten nur schwer verschließen:

- Zum einen stellt dieser Schub unserer sozialen Evolution ebenso wie viele vorausgegangene evolutionäre Entwicklungssprünge auch, einen extrem unwahrscheinlichen Fall dar, wie Arendt (1967, 1979) generell für evolutionäre Prozesse konstatiert hat.
- Zum zweiten bedeutet der nichtteleologische Charakter einer biologischen und sozialen Evolution, die in Gestalt von uns Menschen, in den Worten Helmuth Plessners (1983/73), *Existenz als eine Form von Leben* hervorgebracht hat, zwingend, dass eben dieser evolutionäre Prozess nicht auf uns als sein Ziel gerichtet ist. Wir sind vielmehr in ihm, wie alles andere, das er hervorbringt auch, ein vorübergehendes, wieder verschwindendes Moment eines übergreifenden evolutionären Prozesses, den wir nie vollständig beherrschen werden.
- Zum dritten enthält die Entwicklung unserer sozialen Evolution seit Anbruch des Neolithikums eine Dynamik, in der wir eine menschliche Lebenswelt hervorgebracht haben, für die man sehr wesentlich von einer Geschichte des *Lebens(s) des Geistes* (Arendt 1979) sprechen kann. Deren tieferes Verständnis aber erschließt sich letztlich nicht unserem weiter fortschreitenden naturwis-

---

<sup>21</sup> Es ist den preußischen Untertanen hierzulande freilich immer wieder gründlich auszutreiben versucht worden, mit Nachwirkungen bis 1968, und in der DDR darüber noch hinaus.

<sup>22</sup> Siehe dazu systematisch Sennetts Analyse zu der Frage, *was unsere Gesellschaft zusammenhält* (Sennett 2015); doch bereits in seinem Buch *Der flexible Mensch* (Sennett 1998) hat er zu dieser These überzeugende empirische Befunde dargelegt,

wissenschaftlichen Wissen, dem Grenzen gesetzt sind<sup>23</sup>. sondern viel eher einer *philosophie des Geistes* erschließt.<sup>24</sup>

- Und viertens schließlich ist in diese Dynamik - zusammen mit den Fortschritten, insbesondere wissenschaftlich-technologischer Art, die sie ermöglicht hat - ein anwachsendes Maß an Instabilitäten eingebaut. Das begründet, dass heute eine wachsende Zahl besorgter wissenschaftlicher Beobachter für diese kurze Phase der Erdgeschichte vom Anthropozän und von der drohenden Gefahr seines baldigen Endes sprechen.<sup>25</sup>

Wir haben also gute Gründe das Paradigma eines ständigen linearen Fortschritts sehr gründlich zu überdenken, das mit unser *neuen gläubigen Zuversicht* auf das engste verschränkt ist. Zu den Fortschrittsmythen, von denen wir uns im Fortgang des nach wie vor nicht bewusst gestalteten Prozesses der Zivilisation treiben lassen, gehören der Glaube an ein nicht endendes wirtschaftliches Wachstum ebenso wie der an einen stetigen wissenschaftlich-technischen Fortschritt. Er soll uns weiter Fortschreitende von den Mühen unseres Erdendaseins befreien, wenn nicht gar die Perspektive auf ein nahezu ewiges irdisches Leben eröffnen.<sup>26</sup> Alle diese Vorstellungen haben allerdings mehr mit Sience Fiction zu tun als mit Wissenschaft, und *es fällt immer schwerer, Big Science und Science-Fiction voneinander zu unterscheiden* (Enzensberger 2002, 163).<sup>27</sup> Für den Entzug solcher Fortschrittsdrogen ist es mittlerweile hohe Zeit.

---

<sup>23</sup> Der Quantenphysiker Nils Bohr hat völlig zutreffend gesagt, die Physik handle nicht von der Natur, sondern von dem, was wir von der Natur wissen können. Siehe in diesem Zusammenhang auch die erkenntnistheoretischen Überlegungen von Hans Peter Dürr (1988).

<sup>24</sup> Siehe auch hierzu in Anknüpfung an Markus Gabriel (2016a) Martens 2018c.

<sup>25</sup> Harald Lesch und Klaus Kamphausen (2016) sprechen in ihrem Buch, in dem sie zahlreiche renommierte Wissenschaftler zu Wort kommen lassen, in diesem Zusammenhang davon, dass die Menschheit dabei sei, sich abzuschaffen; und das Feuilleton der verbliebenen überregionalen Tageszeitungen ist, augenscheinlich ziemlich folgenlos, voll von immer neuen Artikeln, die eine solche skeptische Einschätzung stützen. Zu einigen Reflexionen zu den fortgesetzt aufschlussreichen und kritischen Fernsehsendungen Harald Leschs siehe auch Martens 2018b.

<sup>26</sup> Ray Kurzweil, Träger von 18 Ehrendokortiteln, Gründer von einem Dutzend Unternehmen und seit 2012 Director of Engeneering bei Google, ist fraglos ein führender Repräsentant jener *Advenisten der Technik*, zu denen Enzensberger (2002, 227) schreibt: *Während die alten politischen und künstlerischen Avantgarden abgedankt haben, geben sich die Advenisten der Technik, gänzlich unbeeindruckt von den Katastrophenerfahrungen des zwanzigsten Jahrhunderts, hemmungslos ihren Zukunftsträumen hin. Ihr hysterischer Optimismus kennt keine Grenzen, auch nicht die der Selbsterhaltung. Ihre Visionen zielen nicht mehr bloß auf die Verbesserung, sondern auf die Selbstabschaffung des Menschengeschlechts zugunsten von Produkten, die allen biologischen Lebewesen weit überlegen sein sollen. Dieser frohe Masochismus erinnert an die Zeiten, da das Brüsseler Atomium eine strahlende Zukunft zu eröffnen schien.* Siehe zu Kurzweil auch Martens 2010.

<sup>27</sup> Arendt (1979, 242) spricht von einer *Orgie des spekulativen Denkens, die auf Kants Befreiung des Bedürfnisses der Vernunft folgte*, und schreibt: *Vom Standpunkt der wissenschaftlichen Wahrheit her gesehen, waren die Spekulationen der Idealisten pseudowissenschaftlich. jetzt, am anderen Ende des Spektrums, scheint ähnliches vorzugehen. Materialisten spielen das Spiel der Spekulation mit Hilfe von Rechenanlagen, Kybernetik und Automatisierung (... aber ihre Gedanken sind) weder Wissenschaft noch Philosophie, sondern science fiction; sie sind weit verbreitet und zeigen deutlich, dass die Auswüchse der materialistischen Spekulation denen der idealistischen Metaphysik durchaus ebenbürtig sind. Der gemeinsame Nenner dieser ganzen Irrtümer, seien sie materialistisch oder idealistisch, ist*

Aber der Umgang mit solchen Herausforderungen ist höchst unterschiedlich: diejenigen, die sich für die nach wie vor begrenzte Zeit ihres Erdenlebens eindeutig auf der Gewinnerseite stehend erleben, liegt das „Weiter-so“ nahe – auch wenn es unter ihnen immer wieder einzelne ‚Aussteiger‘ gibt, die nicht in einem Prozess organisierter Verantwortungslosigkeit nach der Maxime der Madame Pompadour verfahren ‚nach uns die Sintflut‘, sondern sich von anderen ethischen Maximen leiten lassen. Dann gibt es sehr Viele, vor allem in den sogenannten ‚fortgeschrittenen‘ Ländern, die sich in ihrem Alltag von den Dynamiken und Zwängen der sozialevolutionär *losgelassenen Prozesse* mehr oder weniger als atemlos getriebene erleben, Und im Übrigen gilt eben, dass man sich zum Leben nie nur kontemplativ verhalten kann – es sei denn man machte sich in platonischer Tradition eine philosophische Sicht zu eigen wie Schopenhauer, Nietzsche, Heidegger oder Sloterdijk, der im Übrigen auch etwas sehr deutsches anhaftet – im Unterschied etwa zu Frankreich. Man muss das Leben praktisch bewältigen – und man sollte sich dabei der beiden nie geschlossenen Kreisläufe bewusst sein, von denen Oskar Negt und Alexander Kluge geschrieben haben.

### 3. Schwierigkeiten mit der Wahrheit

Der Philosoph Markus Gabriel betont unter Bezugnahme auf den frühaufklärerischen Universalgelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz die perspektivische Sicht auf unsere Welt (Gabriel 2016 und 2013). Sie ist für ihn mit einer *prinzipiell(en) Unhintergebarkeit der Subjektivität, des Standpunktes der ersten Person* verknüpft. Denn die jeweiligen Perspektiven unseres intentionalen Bewusstseins sind *nicht Teil der aperspektivischen Welt ‚da draußen‘* (Gabriel 2016). Doch ohne diese subjektive Perspektive können wir gar nicht erkennen. Infolgedessen ist all unser Wissen angesichts der unendlich vielen Perspektiven auf diese Welt notwendigerweise immer unvollständig.<sup>28</sup> Die zu Beginn dieses Essays exemplarisch angeführten Perspektiven auf 1968 haben somit darin ihren tieferen Grund, dass für uns Menschen letztlich nicht die eine Welt gibt. Im Prinzip gibt es vielmehr so viele Wahrheiten, wie Menschen auf diesem Planeten leben. Die Welt ist nicht perspektivisch. Perspektive stellen wir praktisch handelnd und erkennend immer erst her. Dabei konstituieren wir zwar unterschiedliche, in ihren Grundüberzeugungen geteilte kulturelle Einheiten von mehr oder weniger großer Kohärenz, oder wir entwickeln ein fortschreitend besser begründetes, wissenschaftlich fundiertes Bild der physikalischen und biologischen Evolution, auf der unsere soziale Evolution als Menschen aufbaut. Aber dennoch gibt

---

– *abgesehen davon, dass sie sich historisch vom Begriff des Fortschritts und seinem Begleiter, dem in der Luft hängenden Begriff der Menschheit herleiten – ihre gleichartige emotionale Funktion* (Hervorhebung im Original).

<sup>28</sup> Epistemologische Fragen lassen sich hier anschließen - etwa die nach dem Kantischen *Ding an sich*, nach der Beschaffenheit der uns als Menschen allen gemeinsamen Grundlagen unseres intentionalen Bewusstseins, etwa im Sinne der *geteilten Intentionalität* Michael Tomasellos (vgl. Martens 2014c) oder danach wie unser Bewusstsein als *Kombination aus intentionalen und phänomenalen Elementen* zu verstehen ist, unter *Rekurs auf die Evolutionstheorie als* notwendiger aber nicht hinreichender Bedingung (Gabriel 2016).

es im Grundsatz, oder abstrakt formuliert, so viele unterschiedliche Perspektiven wie es Menschen gibt. Spätestens dann, wenn wir unser phänomenales Bewusstsein, also unser je individuelles Erleben von Welt, mit ‚ins Spiel‘ bringen, wird das zwingend.

Wir stellen also, in immer kollektiver Praxis, einen gemeinsamen Weltbezug her – gemeinsam in den Horden, Stämmen, Gemeinschaften und schließlich Gesellschaften, die wir bilden. Doch davon sind die je individuellen Abweichungen immer die Regel. Gewöhnlich sind sie mehr oder weniger graduell, also für den wissenschaftlich verallgemeinernden Blick darauf weithin zu vernachlässigen, manchmal aber sind sie auch geradezu revolutionär. Und dies sind immer Abweichungen von gemeinsamen ‚Weltanschauungen‘ Vieler, denen ein mehr oder weniger starker Anspruch auf Verbindlichkeit eigen sein mag. Der konservative Institutionentheoretiker Arnold Gehlen etwa behauptet, nicht nur für traditionale Gemeinschaften und Gesellschaften, sondern bis in seine und unsere Gegenwart der Moderne hinein, dass solche Institutionen als prinzipiell nicht verfügbare *stabilisierende Gewalten* für das Zusammenleben von Menschen unverzichtbar seien. Wir Menschen seien ihnen also unterworfen. Für den Gegenstand dieses Essays ist das ganz und gar nicht ohne Belang. Wenn ich mich etwa an mein konservatives Elternhaus erinnere, ist damit die Weltsicht, die mir als Kind noch zu vermitteln versucht wurde, ziemlich treffsicher beschrieben.<sup>29</sup> Die Studentenbewegung als kulturrevolutionäre antiautoritäre Bewegung gewinnt für mich im Rückblick unter anderem vor diesem persönlichen Hintergrund ihre Kraft, die die *Gewalt des herrschenden Zusammenhangs* aufsprengen konnte. Kritiken an damaligen Geopolitiken (Vietnam), an neu als bedrohlich angesehenen autoritären Staat, oder auch nur an einer verkrustet erscheinenden Ordinarienuniversität, an der das kulturelle Leben prägenden kapitalistischer Ökonomie, an sozialen Ungleichheiten, insbesondere im Verhältnis von Erster und Dritter Welt usw. sind aus dieser Sicht je spezifische Deutungen, die diese damalige Bewegung befeuert und aus denen heraus unterschiedliche Gruppen von Aktivisten ihr Perspektive zu geben versucht haben.

Das Verständnis von Politik als ein der menschlichen Urteilskraft folgender Handlungsprozess, der institutionell gezogene und scheinbar selbstverständliche Begrenzungen überschreiten könnte – durch das *Übersteigen* bornierter (Gruppen)Interessen ebenso wie durch die Erweiterung und Bereicherung von beschränkten Perspektiven auf Welt, das ist gegen eine so institutionell verfasste Wirklichkeit das Konzept der Arendt.<sup>30</sup> Sie setzt in diesem Sinne, sehr Kantisch, auf unsere Urteilskraft und auf *das Wunder der Politik*, und sie will *den Menschen zu einem handelnden Wesen* machen. Das ist ein Politikkonzept, das dem des Konservativen Staatsrechtlers Carl Schmitt fundamental entgegengesetzt ist. Der hat Politik immer

---

<sup>29</sup> Eine kleine Präzisierung könnte sinnvoll sein. Ich hatte vergleichsweise alte Eltern. Mein Vater gehörte noch zur ‚Stahlgewittergeneration‘, er war Leutnant im ersten Weltkrieg, und meine ca. 15 Jahre jüngere Mutter ist in einer konservativen Hamburger Kaufmannsfamilie jedenfalls noch sehr umfassend und ‚erfolgreich‘ auf eine ganz klassisch-bürgerliche Frauenrolle hin sozialisiert worden - mit größtem Respekt vor den sie umgebenden institutionellen Gewalten.

<sup>30</sup> Siehe in diesem Zusammenhang Peter Brokmeier 1994.

nur in ihren institutionellen Beschränkungen nach innen und außen konzipiert. Nach seinem Verständnis wird sie von Eliten gemacht, und ihre Bezugsgröße ist eine nach innen herrschaftlich geordnete Gruppe von Menschen. Und nach außen ist dann die Verfeindung gegenüber Anderen/Fremden seitens der Horde, des Stammes, der Gemeinschaft und schließlich der Gesellschaft die wesentliche Bestimmung von Politik.

Die Hoffnung auf ein demgegenüber einsichtiges Denken und Handeln – bei dem Politik und Philosophie (beide als professionalisierte Tätigkeit von Eliten verstanden) gleichen Herausforderungen und Abgründigkeiten gegenüberstehen – hat der liberale Helmuth Plessner (1981/31) formuliert, den man vor Arnold Gehlen als den eigentlichen Begründer der Philosophischen Anthropologie ansehen muss. Er findet unter diesem Blickwinkel zugleich aber auch viele Gründe für Skepsis. Er sieht die *Emanzipation der Macht* von ihren vormodernen, traditionellen Grundlagen, immer auch mit der Gefahr eines Elitenversagens verknüpft (Plessner 1981/62) – und er ist letztlich blind gegenüber den selbstwidersprüchlichen Autologiken der kapitalistischen Ökonomie.

Die Systemtheorie Niklas Luhmanns steigert hingegen auf ihre Weise erneut die institutionellen Beschränkungen menschlichen Handelns: Luhmann interessiert sich soziologisch nur noch für die Autopoiesis systemisch verselbständigter Prozessstrukturen. Deren verselbständigte Autologik prägt ihm zufolge die modernen Gesellschaften. An die Stelle eines im Ernst politisch gestaltenden Handelns tritt, wie erwähnt, eine Art neuer *gläubiger Zuversicht*. An die Stelle Gottes – der Mensch denkt, Gott lenkt – tritt die Autopoiesis der Systeme, auf die bezogen wir nur noch zu Anschluss-handeln in der Lage sind.<sup>31</sup>

Der große Gegenentwurf zu den unterschiedlichen konservativen Verteidigungen des bestehenden – heute also den Anspruch die zunehmend verselbständigten, losgelassenen Prozesse unter gemeinsame gesellschaftliche Kontrolle zu bringen – war zunächst einmal der Anspruch der radikalen französischen Aufklärung, verknüpft mit deren Erwartungen in die Wiederanknüpfung an die Demokratie aus der Zeit der Antike. Und diese mit der Europäischen Aufklärung und dem demokratischen Projekt der Moderne neu begründete Tradition versucht Hannah Arendt nach der ‚Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts‘ neu zu durchdenken und in einer radikaldemokratischen Perspektive zu stärken. Zwei Zitate bedeutender Denker und politisch Handelnder zu Beginn dieses Projekts seien an dieser Stelle in Erinnerung gerufen:

Denis Diderot, der als überzeugter monistischer Naturalist anders als andere Mitglieder der radikalen Philosophenfraktion der Französischen Aufklärung in ganz ähnlichen Worten wie Immanuel Kant mit Nachdruck auf der menschlichen Willensfreiheit bestanden hat, formuliert zur Demokratiefrage In den *Beobachtungen über die Instruktionen an die Volksvertreter* ganz unzweideutig:

---

<sup>31</sup> Zu einer systematischen Kritik siehe Martens 2013a, 165-181.



*Auch die Willkürherrschaft eines gerechten und aufgeklärten Fürsten ist immer schlecht. Seine Tugenden bedeuten die gefährlichste und wirksamste Verführung. (...) Er nimmt dem Volk das Recht zu beratschlagen, zu wollen oder nicht zu wollen, sich dem Willen des Herrschers auch dann zu widersetzen, wenn er das Gute befiehlt; doch dieses Recht zur Opposition, so unvernünftig es auch sein mag, ist unantastbar. Ohne dieses Recht gleichen die Untertanen einer Herde, deren Forderungen man verachtet – unter dem Vorwand, dass man sie ja auf fette Weiden führe (zitiert nach Lepape 1994, 400f).<sup>32</sup>*

Thomas Jefferson, Verfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, zu Zeiten der Französischen Revolution Botschafter in Frankreich und später vierter Präsident der USA, hat einige Jahrzehnte nach Diderot das Scheitern der Französischen Revolution schon vor Augen. Er hat folgerichtig, allerdings erst nach seinem Rückzug aus politischen Ämtern, darüber nachgedacht, wie das Prinzip öffentlicher Freiheit und öffentlichen Glücks, ohne das keine Revolution auch nur denkbar ist, nach erfolgreicher Revolution gesichert werden könne. Arendt hebt hervor, dass er dazu, im Blick auf die zu dieser Zeit wesentlich noch agrarische amerikanische Gesellschaft, rätedemokratische Überlegungen angestellt habe, und sie zitiert ihn u. a. mit der Sorge,

*dass ein ‚auf Wahl beruhender Despotismus‘ sich als ein ebenso großes und vielleicht als ein größeres Übel erweisen werde als die Monarchie“* und erstellt in diesem Zusammenhang fest: *Wenn das Volk je aufhören sollte, sich um öffentliche Angelegenheiten zu kümmern, werden wir alle, Ihr und ich, und der Kongress und die Parlamentsversammlungen, die Richter und die Statthalter, wie wir da gehen und stehen, zu reißenden Wölfen werden“* (zitiert nach Arendt 1974, 306).

Sehr viel emphatischer, unbeschadet der Postulierung der Alternative von Sozialismus oder Barbarei, hat der Linkshegelianer Karl Marx - wieder einige Jahrzehnte später und nun die Dynamik und die neuerlichen gesellschaftlichen Spaltungsprozesse in Folge der industriellen Revolution vor Augen, aber gleichermaßen anknüpfend an die europäische Aufklärung - die zuversichtliche Erwartung in einen Gang der Geschichte zum Ausdruck gebracht, der zufolge Freiheit und Gleichheit Aller, so seine Formulierung in den *Grundrissen* in eine *endlose Bewegung des Werdens* münden könnten.<sup>33</sup> Das Gedankenmodell dafür enthielt allerdings arge Vereinfachungen. Es orientierte sich erstens an der dialektischen Bewegung von Hegels objektivem Idealismus, die vielleicht eine Bewegung des Denkens, ziemlich sicher aber

---

<sup>32</sup> Es handelt sich um einen Kommentar zu Instruktionen Katharinas der Großen gegenüber Repräsentanten der Völker Russlands in Moskau 1767, die Diderot später las. Katharina erhielt diesen Kommentar erst, zusammen mit einigen anderen Schriften, nach dem Tod Diderots – und reagierte darauf mit einem *Wutausbruch*, denn Diderot empfahl ihr darin, entschieden und ehrlich auf den Despotismus zu verzichten (Lepape 1994, 401f).

<sup>33</sup> Zu einer systematischen Kontrastierung dieser Sichtweise von Marx mit der Arendts, die – gleichermaßen unter Bezugnahme auf die Produktivkraftentwicklung bzw. den wissenschaftlich-technischen Fortschritt mit dem Universal Werden der Wissenschaften im 20. Jahrhundert die Gefahr *losgelassener Prozesse* im Sinne eines so entbundener *Verzehrungsprozesses* zeichnet, siehe Martens 2013b.

keine einer teleologisch gedachten materiellen Wirklichkeit ist – also von Gesellschaft und womöglich auch noch Natur.<sup>34</sup> Es vereinfachte zum zweiten mit dem Basis-Überbau-Modell die komplizierten gesellschaftlichen Verhältnisse, also etwa: die Wechselbeziehungen zwischen materieller Produktion - die durch die gesellschaftliche Form menschlicher Arbeit geprägt, aber immer mehr als nur instrumentelle Arbeit ist – und sonstiger Praxis der vergesellschafteten Individuen in den Sphären von Politik, Wissenschaft, Recht, Kultur, in den unmittelbaren zwischenmenschlichen Beziehungen mit ihren je gesellschaftlich geprägten Vorstellungen von Liebe, Selbstverwirklichung usw. Und er hatte drittens noch keine hinreichende Vorstellung von den wirklichen Menschen als Produkt biologischer und sozialer Evolution, konnte sie auf dem Stand wissenschaftlicher Erkenntnisse hierzu zu seiner Zeit aber auch noch kaum haben.

Politisch waren zudem Marxens Vorstellungen einer rätedemokratischen *freien Assoziation der Produzenten*, oder gar die marxistische Idee vom *Absterben des Staates* und einer verbleibenden bloßen Verwaltung von Sachen grob vereinfachend. Auch hier war *der Mensch*, ohnehin immer eine philosophische Abstraktion, als zoon politikon nicht im Blick. Was allen Gedankenmodellen, die auf solcher Linie entworfen und politisch in gesellschaftliche Praxis umzusetzen versucht worden sind, mithin gemeinsam war, war eine mangelnde Kenntnis von so etwas wie der ‚Mitgift‘, die wir als Menschen aus der biologischen Evolution immer in unsere darauf aufbauende soziale Evolution mitführen - und dann immerhin eine ansatzweise Reflexion auf diesen Umstand. Eine offenkundige Folge dieses Mangels besteht darin, dass jene ‚Alphamännchen‘ und ‚-Weibchen‘, die seit den frühen vormenschlichen Horden der Primaten, von denen wir Abkömmlinge sind, immer für deren Überleben unverzichtbar gewesen sind, unsere weitere Menschwerdung sehr erschweren.

Das jedenfalls, also dieses Bild einer möglichen weiter fortschreitenden Menschwerdung, gilt dann, wenn man mit den Ergebnissen neuester Verhaltensforschung davon ausgeht, dass die entscheidende Besonderheit, die uns Menschen von anderen Primaten unterscheidet darin begründet ist, dass wir über eine geteilte Intentionalität verfügen, wie Michael Tomasello (2009) gezeigt hat. Erst sie setzt uns instand Weltbildend zu werden. Erst sie macht uns zu hochintelligenten – und Intelligenz ist, wie Plessner zutreffend festgestellt hat, eine biologische Kategorie – und zugleich empathischen Lebewesen, die zu wirklicher Kooperation (Arbeit) und zum Zusammenhandeln (Politik) begabt sind – oder eben zur Zusammenarbeit, wie Richard Sennett formuliert.

---

<sup>34</sup> Markus Gabriel (2015, 61f) insistiert in seiner Verteidigung einer *Philosophie des Geistes* gegen den Theoriereduktionismus der naturalistischen Metaphysik auf der Unumgänglichkeit teleologischer Handlungserklärungen, begrenzt sie aber im Kern auf die Erklärung konkreten, je individuellen Handelns.

#### 4. Wahrheitspolitik als Konsequenz

Führt man sich vor Augen, wie gegenwärtig nach fünfzig Jahren auf 1968 zurückgeschaut wird, dann muss man wohl sagen, dass wir noch ziemlich weit davon entfernt sind, dass für *die Kinder* dieses *Jahrhunderts*, also die heute 18jährigen, *das Jahr 1968* eine vergleichbare Bedeutung hätte, wie sie *das Jahr 1848* für uns gehabt hat – nämlich unter dem Gesichtspunkt, dass ein wichtiger Schritt zur Demokratie damals versucht und ein Jahrhundert später in vielen westlichen Ländern immerhin mit dem Erreichen einer parlamentarischen Demokratie gegangen worden ist. Der nächste Schritt in Richtung auf eine weitergehende Demokratisierung, hin zu einer Demokratie als Lebensform steht nicht nur aus – und erst er würde ja den Kindern des 20. Jahrhunderts einen vergleichbaren Blick zurück gestatten. Nur so jedenfalls, denke ich, kann man Arendts, weiter vorne zitierte Formulierung angemessen interpretieren. Doch ganz im Gegenteil zu dieser Erwartung erscheint heute der Schritt von neuem gefährdet, der nach der ‚Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts‘ zu dessen Mitte hin immerhin vollzogen worden ist – jener Schritt, auf den 1968 in der Sicht Arendts ein erster weiterer folgte, der zunächst einmal gescheitert ist. Angesichts einer beunruhigenden Aushöhlung der alten wohlfahrtsstaatlichen Nachkriegsdemokratien erleben wir heute den Aufschwung neuer rechtspopulistischer und rechtsradikaler Bewegungen und Parteien. Der herrschende Politikbetrieb bleibt Antworten auf die ökonomischen, ökologischen, sozialen und geopolitischen Herausforderungen der Zeit schuldig. Das demokratische Projekt der Moderne wird so zum Einsatz der Kämpfe werden, die sich heute für eine nicht mehr ferne Zukunft ankündigen.

Aber die Geistes- und Sozialwissenschaften haben in solcher Lage keinerlei Anlass zu Selbstzufriedenheit. Pierre Bourdieu hat 1991 in seinem Aufsatz *was anfangen mit der Soziologie?* unter Bezugnahme auf ein Buch von Wolf Lepenies<sup>35</sup> von der *unglücklichen Situation* der Soziologie gesprochen,

*die immer ein Bastard war, hin- und hergerissen zwischen der Literatur auf der einen Seite und der Wissenschaft auf der anderen Seite; und auch, was Lepenies vergisst, zwischen der Wissenschaft und der Politik, zwischen der Strenge eines für Gleiche und Experten bestimmten Diskurses und den Leichtigkeiten oder Gefälligkeiten eines für Nicht-Spezialisten bestimmten Diskurses. Leider ist das, was man für gewöhnlich vom Soziologen erwartet, eine Form von Diskurs, der die Probleme und Vorwegannahmen der Doxa akzeptiert, der es akzeptiert, auf die Fragen der Meinungsumfragen und der Journalisten zu antworten, statt diese Fragen, und die Journalisten, die sie stellen, sich zum Gegenstand zu machen, um die wahren Fragen stellen zu können, die der ununterbrochene Diskurs des Journalismus verbirgt.*

---

<sup>35</sup> Zitiert nach Bourdieu 2005. 137. Er bezieht sich in diesem Zitat, das ich ja schon der Einleitung zu diesem Buch vorangestellt habe auf Wolf Lepenies Buch *Die drei Kulturen* (Lepenies 1985), das 1990 gerade in französischer Übersetzung erschienen war.

Bourdieu zielt hier auf seine bohrenden Fragen nach den *verborgenen Mechanismen der Macht*.<sup>36</sup> Solche Fragen zu stellen ist heute, nach weiteren nahezu dreißig Jahren eines fortgesetzten neoliberalen Rollbacks im Zeichen einer nach dessen Vorstellungen politisch entfesselten Globalisierung dringlich. Aber es geht nicht nur um *die Verbreitung der wissenschaftlichen Erkenntnis der sozialen Welt*, die Bourdieu in diesem Zusammenhang fordert, so wichtig die unzweifelhaft angesichts des heute herrschenden ‚Infotainments‘ in den Medien (siehe Fußnote 20) und der Ignoranz des herrschenden, durch einen wuchernden Lobbyismus massiv beeinflussten Politikbetriebs gegenüber den wissenschaftlich begründeten Einsichten ist – sei es in die immensen ökologischen Herausforderungen, sei es in vergessene oder verdrängte makroökonomische Zusammenhänge, zu denen prognosefähige und in hohem Maße bestätigte theoretische Modelle im Ergebnis der Verarbeitung der großen Weltwirtschaftskrise von 1928 ja vorliegen.<sup>37</sup> Was vielmehr zunächst einmal berücksichtigen ist, das ist zum einen, dass heute die Grundlagen sozial- und geisteswissenschaftlicher Erkenntnis von Seiten eines naturwissenschaftlichen Reduktionismus erheblichen Angriffen ausgesetzt sind - auf Markus Gabriels berechnete Grundlagenkritik an solchem Reduktionismus beim Versuch, gesellschaftliche Prozesse steuer- und beherrschbar zu machen bin ich weiter vorne kurz eingegangen.<sup>38</sup> Zum anderen ist aber auch nicht zu übersehen, dass eben solcher Reduktionismus im Interesse der Aufrechterhaltung und Befestigung bestehender Herrschaftsstrukturen gezielt eingesetzt wird. Frank Schirmacher hat das detailliert und überzeugend im Hinblick auf den fortwährenden Versuch gezeigt, im Zuge der fortschreitenden Digitalisierung die Menschen nach dem Bild des nutzenorientierten homo oeconomicus mittels entsprechender Logarithmen zu prägen und so zu steuern und zugleich kontrollierbar zu machen. Es geht in seinen Worten durchaus gezielt um die Herstellung einer *Nummer 2*, des *Double* oder *Dummy*, des *verdoppelten* oder *gefälschten Menschen*, die *irgendwann anfang*, für *Nummer 1*, den *echten Menschen*, zu *denken und zu handeln*.<sup>39</sup>

Es handelt sich also bei Bourdieus Argument um intellektuelle Einflussnahmebemühungen auf einen Prozess der immer schon politisch bestimmt ist – eben durch *die geheimen Mechanismen der Macht*, die ihm zufolge die Soziologie aufdecken soll. In diesem politischen Prozess kommt es dann selbstverständlich darauf an, strittige wissenschaftliche Positionen kenntlich zu machen und einen jeweils unstrittig erreichten state of the art zur Geltung zu bringen. Aber die Wissenschaft als solche kann aus sich heraus allenfalls Lösungsvorschläge anbieten, denn es wird immer um politische

---

<sup>36</sup> Margareta Steinrücke (2005) hat unter diesem Titel Interviews und Aufsätze Bourdieus aus den Jahren 1977 bis 1992 zusammengestellt und herausgegeben.

<sup>37</sup> Paul Krugman hat nach der Weltfinanzkrise von 2008 und angesichts der drohenden *neuen Weltwirtschaftskrise* (Krugman 2009) mit einer Wiederkehr von Keynes gerechnet, ebenso wie manche andere wissenschaftliche Beobachter. Was wir aber erleben, insbesondere in der EU ist der *Triumph gescheiterter Ideen* (Lehndorff 2014).

<sup>38</sup> Siehe dazu ausführlich Martens 2018c.

<sup>39</sup> Zu Schirmachers Buch *Ego – Spiel des Lebens* siehe die Rezension von Jens Berger (2013) oder auch meine ausführlichere Rezeption in Martens 2014, 155-157.

Fragen gehen, zu denen weitere Fragen wissenschaftlich offen sind, denn jede wissenschaftliche Erkenntnis zieht ja neue Fragen nach sich. Wenn es im Sinne Bourdieus die Aufgabe der Soziologie und die intellektuelle Herausforderung und Verantwortung von Soziologen ist, in politischen Prozessen angesichts der *Lüge in der Politik*<sup>40</sup> die *wahren Fragen* zu stellen, dann kommt deshalb zusätzlich auch noch das Verhältnis von Philosophie und Politik ins Spiel. Im Sinne von Frieder O. Wolf wäre damit über *Wahrheitspolitik* und, so sein Vorschlag, über die *Brückenfunktion der Philosophie* im Hinblick auf die Entfaltung einer solchen *gesellschaftlichen Wahrheitspolitik* zu diskutieren. Nach diesem Verständnis findet *Radikale Philosophie* (Wolf 2002) ihre Funktion darin, *Brückendiskurse* zu initiieren, die es den Menschen erleichtern könnten, zielführende Verständigung beim Nachdenken und Handeln im Blick auf Aufklärung und Befreiung in der Neuen Zeit zu erreichen. Es geht darum, was sie für die Klärung von Wahrheitsfragen beigetragen kann. Radikale Philosophie zielt auf Vorschläge zu politischen Verfahrensfragen und Entscheidungen, worauf der Begriff der *Wahrheitspolitik* ja schon verweist. Und sie tut dies in einer radikaldemokratischen Perspektive. Doch dies ist ein eigenes Thema, zu dem ich mich an anderer Stelle ausführlich geäußert habe.<sup>41</sup> Ich setze also hier die dort entwickelten und hier nur knapp umrissenen Überlegungen voraus und berücksichtige sie bei meinen weiteren Schlussfolgerungen.

Die sich auftürmenden dunklen Krisenwolken und das Versagen des herrschenden Politikbetriebs dagegen wenigstens noch erfolgversprechende Vorschläge zu entwickeln, von fertigen und überzeugenden Teilkonzepten ganz zu schweigen, sind das eine. Die mindestens ebenso wichtige Frage ist, in welche Richtung denn Lösungsvorschläge weisen müssten - und vermutlich sind Antwortvorschläge darauf gegenwärtig dringlicher und wichtiger. Dabei gilt im Ergebnis der voranstehenden Überlegungen zu Wissenschaft, Philosophie und Politik: wir sollten inzwischen wissen, dass niemand sozusagen den Weltgeist schon in der Tasche hat. Wir stehen vielmehr vor wirklich historischen Herausforderungen – und für jede historische Handlung, die darauf zu antworten sucht, gilt der Satz Camus', dass die *zu allererst ein Wagnis* ist. Wir müssen also immer mit Offenheit und Unsicherheiten umgehen. Die Geschichte ist auf der Seite von niemandem. Wir verfügen bei der Suche nach Lösungsvorschlägen immer nur über relative Wahrheiten – und zu meinen der Fortschritt der Wissenschaften – bei dem dann fast immer das ‚klassische‘ naturwissenschaftliche Paradigma im Hintergrund mitschwingt – werde schon noch die richtigen Lösungen erbringen, das ist nun wirklich einer der größten Verstandesmythen, die die Moderne hervorgebracht hat.

Hinter den voranstehenden Überlegungen stehen zum einen durch das fortschreitende Wissen unserer ‚positiven Wissenschaften‘ begründete Einsichten in Be-

---

<sup>40</sup> Im Anschluss an Hannah Arendts Aufsatz von 1971, in dem sie nach der Veröffentlichung der Pentagon Papiere den Zusammenhang von *Selbsttäuschung, Täuschung, Lüge, Ideologisierung und Wirklichkeitsverlust* von Politik dargelegt hat, verwende ich hier ihre Formulierung als verschärfende Ergänzung zu Pierre Bourdieus Analyse der *verborgenen Mechanismen der Macht*.

<sup>41</sup> An dieser Stelle kann ich auch deshalb auf ausführlichere Erörterungen verzichten, weil ich mich dazu an anderer Stelle (Martens 2003) ausführlich geäußert habe.

dingtheiten unseres sozialen Handelns, zum anderen Gedanken zur sozialen Entwicklung des Menschen, die auf eine lange Tradition philosophischen Denkens gründen, dessen Fundamente letztlich in der menschlichen Urteilskraft gelegt sind.

Zu den Einsichten, die aus meiner Sicht wissenschaftlich einigermaßen unanfechtbar sind, gehört unter anderem auch die, dass alle uns bislang bekannten Formen menschlicher Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung immer auf der Grundlage von jeweils erreichten Formen der Selbstbehauptung in der bzw. von Herrschaft über die Natur (im Ergebnis gesellschaftlicher Arbeit) sowie der Schaffung einer letztlich kulturell fundierten Form von Identitätsstiftung beruht haben. In allen vormodernen Gesellschaften würde man hier von institutionellen Grundlagen gesellschaftlicher Entwicklung sprechen. Die ihrem Wesen nach konservative Institutionentheorie – konservativ deshalb weil sie immer darauf zielte, solche tradierte institutionelle Selbstverständlichkeiten gegen einen ‚fortschreitenden‘ Prozess gesellschaftlicher Modernisierung zu behaupten – hat, wie schon hervorgehoben, auf einer prinzipiellen Unverfügbarkeit solcher Institutionen bestanden. Und im Blick auf die zivilisatorischen Prozesse der Entwicklung der vormodernen Gesellschaften betont die Institutionentheorie den konservativen Charakter sozialer Institutionen ja durchaus zu Recht. Ihre Auffassung deckt sich mit der des herausragenden Analytikers dieses Prozesses der Zivilisation, Norbert Elias, der ja konstatiert hat, dass dieser Prozess bis in unsere Moderne hinein ungeplant verlaufen und noch nicht abgeschlossen sei.

Für die jüngste Entwicklungsphase der Moderne - die Arendt als Neuzeit bezeichnet, und für die nach ihrer Auffassung gilt, dass mit dem Schritt von den Natur- zu Universalwissenschaften, so etwas wie ‚losgelassene Prozesse‘ zu konstatieren seien – gilt nun aber zum einen, dass die überkommenen Institutionen unwiederbringlich *verdampfen*, wie es schon Karl Marx und Friedrich Engels in ihrem kommunistischen Manifest geschrieben haben, und dass zum anderen die Verselbständigung dieser losgelassenen Prozesse – von denen Arendt die der kapitalistischen Ökonomie sicherlich unterschätzt hat – zu einem wachsenden gesellschaftlichen Problem wird. Die Kulturrevolution von 1968 kann man in diesem Prozess des Verdampfens mit einigen guten Gründen als ein herausragendes Ereignis, vielleicht geradezu als so etwas wie einen Kulminationspunkt der Infragestellung tradierter, institutionell befestigter und letztlich als selbstverständlich und nicht weiter hinterfragbar unterstellter Strukturen verstehen. Das ist der tiefere Grund, weshalb wir mit aller Berechtigung von einer antiautoritären Bewegung sprechen können – und in bestimmter Parallelisierung gilt die gleiche radikale Infragestellung auch für die zur Legitimationsideologie erstarrten Marxismen des Ostens mit ihren dort herrschenden Nomenklaturen.

Die Luhmannsche Systemtheorie mit ihrer neuen *gläubigen Zuversicht* ist demgegenüber, wie schon betont, der Versuch gewesen, auf der Höhe der Zeit ein vorgeblich wissenschaftlich gestütztes Weltbild zu konstituieren, das an die Stelle der früheren Institutionentheorien treten konnte – und diese Theorie ist, wie gezeigt, wesentlich dadurch gekennzeichnet, dass sie alle bisherige soziale Evolution als den Men-

schen, als gesellschaftlichen Individuen prinzipiell nicht verfügbare Fortsetzung der biologischen Evolution behauptet.<sup>42</sup> Die Multiplen gesellschaftlichen Krisenprozesse, denen wir uns heute gegenübersehen, markieren dann aber im weiteren Gang der Entwicklung den Punkt, an dem diese *neue gläubige Zuversicht* zutiefst erschüttert wird. Was damit aber infrage steht, ist das lineare Fortschrittsdenken, das seit Beginn der Moderne unser Weltbild zu prägen begonnen hat – und auch noch das Denken von Marx und erst Recht die Vorstellungen aller auf ihn folgenden Marxismen geprägt hat.

Wenn man nun heute im politischen Prozess der Gesellschaft bestimmte Auffassungen vertritt – etwa in Bezug auf eine ökonomisch rationalere, und das heißt dann immer auch eine unseren menschlichen Bedingtheiten und Möglichkeiten angemessenere Gestaltung unserer sozialen Wirklichkeit, erhebt man dagegen einen Anspruch auf Wahrheit, allerdings auf eine relative Wahrheit, denn man ist sich bewusst, als Mensch immer nur über eine endliche, also begrenzte, also relative Wahrheit zu verfügen, wenn man so will eine besonders gut ausgearbeitete Perspektive auf unsere Lebenswelt, die Ergebnis der gemeinsamen weltbildenden Praxis unserer Gattung ist. Unsere Befähigung zur Zusammenarbeit, zur Kooperation in der Arbeit und zum Zusammenhandeln, dort, wo wir die politischen Verhältnisse unseres Gemeinwesens gestalten - eine Fähigkeit, die uns als Menschen vor allen anderen Primaten auszeichnet, bei durchaus fließenden evolutionären Übergängen – wird in diesem Zusammenhang wichtig. Diese Fähigkeit nämlich, wenn sie denn etwas so wirklich Neues der biologischen Evolution ist, ermöglicht so etwas wie einen qualitativen Sprung: die Herbeiführung von etwas ganz Neuem. Dieses Neue ist die Demokratie – nicht in der heutigen Form als vermeintlich unabweisbarer ‚Spitze der Fahnenstange‘, während doch sonst fast überall ungebrochen auf die Droge eines linearen Fortschritts gesetzt wird, sondern als prinzipiell unabschließbarer Prozess (Heil/Hetzel 2006, Pausch 2017), in dem wir sie zu einer Lebensform entwickeln. Ihre Durchsetzung in Repräsentativen Formen ist während der etwa 240jährigen Dauer des demokratischen Projekts der Moderne in Teilen der Welt durchgesetzt worden, aber auch immer wieder neu umkämpft. Sie ist aber immer noch eine Herrschaftsform in dem Sinne, dass auf Zeit Gewählte Repräsentanten und entsprechend befristet mit der politischen Macht ausgestattete Führungspersönlichkeiten dem Volkswillen Ausdruck verleihen und die politischen Entscheidungen in seinem Namen treffen. Für die einzelnen BürgerInnen hingegen bleibt der Raum des Politischen in ihrem Alltag im Wesentlichen verschlossen. Hinzu kommt, dass die in den modernen, institutionell verfassten Arbeitsgesellschaften des Westens die Sphäre der Erwerbsarbeit, in der Erwachsene im Durchschnitt mindestens ein Drittel des Tages verbringen, stetig wachsende öffentliche Bedeutung erlangt hat.<sup>43</sup> Das Volk (demos) übt seine

---

<sup>42</sup> Sie ist damit im Kern naturwissenschaftlich-reduktionistisch und damit so antiaufklärerisch wie die Traditionslinie der sie entstammt und die über Schelsky auf Gehlen und Freyer zurückweist. Der Luhmann-Schüler Dirk Baecker (2003) spricht auf dieser Linie völlig konsequent davon, es gelte, die Soziologie zu einer ‚Naturwissenschaft der Kommunikation‘ weiterzuentwickeln.

<sup>43</sup> Zu den heute unsere Gesellschaft zunehmend prägenden Spaltungsprozessen gehört allerdings neben der Ungleichverteilung von Einkommen und Reichtum auch die von Arbeit. Während ein erheb-

Macht (kratos) im demokratisch verfassten öffentlichen Raum nur alle vier Jahre in Wahlen aus – und wie wir wissen angesichts derzeitig wachsender Enttäuschung über den Politikbetrieb ihrer Eliten mit wachsender Distanz und in sinkenden Bevölkerungsanteilen. Und je mehr bestimmte soziale Schichten/Milieus/Klassen von der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ausgegrenzt sind, desto höher ist der Anteil von Nichtwählern unter den ihnen zugehörigen Menschen.

Die Herausforderung, der die antiautoritäre, kulturevolutionäre Bewegung von 1968 in großen Teilen der Welt einen ersten starken Impuls gegeben hat, besteht aber gerade darin, die Demokratie von einer herrschafts- zu einer Lebensform weiterzuentwickeln.<sup>44</sup> Im Anschluss an die existenzielle Philosophie Albert Camus' – auf die Gabriel bei seiner Verteidigung der Geisteswissenschaften zu Recht hinweist, kann man *Demokratie als Revolte* (Pausch) gegen ausufernde Diktaturen des Alltags in Zeiten einer im neoliberalen Geist forcierte Globalisierung verstehen. Gegen eine Globalisierung also, die fortwährend darauf aus ist, institutionelle Schranken nieder zu reißen, die einmal gegen eine uneingeschränkte Macht des Marktes errichtet worden sind. Dagegen wären die menschlichen Potenziale von Kooperation und Zusammenarbeit im Wege einer Neubelebung und Weiterentwicklung demokratischer Praktiken entschieden zur Geltung zu bringen. Wir stehen also wieder einmal vor der Herausforderung dem Neuen - das evolutionär betrachtet immer der unwahrscheinliche Fall ist, im Grunde seit Anbeginn der physikalischen Evolution unseres Universums – im Raum unserer *kleinen menschlichen Ewigkeit* zum Durchbruch zu verhelfen. Und wir dürfen nicht vergessen, dass in diesem, gegenüber den Räumen physikalischer und biologischer Evolution winzigen Raum andere Regelmäßigkeiten gelten – die Naturwissenschaften sprechen dann von Gesetzen – als in der Welt unseres reduktionistischen naturwissenschaftlichen Weltverständnisses, dass seine Hypothesen vornehmlich in Laborversuchen überprüft und so messbare Gesetzmäßigkeiten findet, die unter Laborbedingungen gültig sind.

Mit anderen Worten wird die Frage der Demokratie in der sich anbahnenden Krise des demokratischen Projekts der Moderne zum zentralen Einsatz kommender sozialer Konflikte werden. Das aber heißt für die sogenannten fortgeschrittenen westlichen Staaten, dass es dann endlich auch um eine Demokratisierung der bislang rechtlich immer noch eher im Sinne eines konstitutionellen Absolutismus verfassten Sphäre von Arbeit und Wirtschaft gehen wird. Und in diesen Konflikten geht es dann um ihre Weiterentwicklung von einer Herrschafts- zu einer Lebensform, was zugleich die Zu-

---

licher Teil der Bevölkerung von Arbeit, und damit von wesentlichen Teilhabemöglichkeiten, ausgeschlossen wird, wird von den sogenannten Leistungsträgern mit immer größerer Selbstverständlichkeit erwartet, dass sie ihre inzwischen zunehmend digitalisierte Arbeit weit über den Achtstundentag hinaus mit nach Hause und ggf. auch in ihren Urlaub nehmen. Die im Kern rechtlich in Formen eines institutionell begrenzten Absolutismus verfasste Erwerbsarbeit strahlt so in andere gesellschaftliche Bereiche aus – und die einmal in der Sphäre der Erwerbsarbeit erkämpften Beteiligungs- und Mitbestimmungsrechte werden, gerade auch in den neu entstehenden Branchen einer digitalisierten Wirtschaft zunehmend zurückzudrängen versucht.

<sup>44</sup> Man könnte sagen, dass das *mehr Demokratie wagen* als sozialdemokratisches Regierungsprogramm der frühen 1970er Jahre ein rasch steckenge gebliebener Versuch gewesen ist, erste kleine Schritte dorthin zu wagen.



rückdrängung aller Formen von Elitenherrschaft erforderlich macht – und ein anderes Selbstverständnis der Angehörigen solcher Eliten, auf die wir ja nicht von heute auf morgen verzichten können -, die sonst immer wieder dazu tendieren, die Dialektik von Masse und Macht zu entfachen und neue Formen autokratischer Herrschaft, oder auch Schlimmeres, zu etablieren.

Anschließend an Marxens Kritik der politischen Ökonomie, an Arendts Kritik der ‚los-gelassenen Prozesse‘ und an Nietzsches methodologische Einsichten in seiner Genealogie, an die z.B., Michel Foucault in seinen Untersuchungen methodisch angeknüpft hat, kann man anschließend an diese Überlegungen sagen, dass es im Hinblick auf die Konflikte, die unausweichlich kommen werden, in besonderer Weise um neue identitätsstiftende Orientierungen in folgenden Punkten gehen wird.

- Wir benötigen einen neuen, der *conditio humana* entsprechenden Fortschrittsbegriff, der an die Stelle des immer noch vorherrschenden linearen Fortschrittsdenkens treten muss.
- Dazu gehören unter anderem: die Umkehr der Beweislast bei wissenschaftlichen Innovationen. Ihre ökologische Unbedenklichkeit muss nachgewiesen sein, ehe sie im gesellschaftlichen Großversuch stattfinden dürfen. Ihre soziale Verträglichkeit muss durch geeignete Formen ihrer prozessbegleitenden Evaluation gewährleistet werden. Und beides hat zur Voraussetzung, dass die praktische Rationalität ökonomischer Effizienz- und Gewinnträchtigkeit als maßgeblicher Steuerungsmechanismus der weiteren ökonomischen Entwicklung durch andere Steuerungsmechanismen zum mindesten maßgeblich ergänzt und der Rationalität der Kooperation in der Sphäre von Arbeit und Wirtschaft Raum gegeben werden muss.
- Wir benötigen praktikable Überlegungen und Modelle dazu, wie Demokratie im Wege der Erprobung und Etablierung neuer Partizipationsformen über die nur in Grenzen bewährten - und zum Beispiel durch einen stets aggressiven Lobbyismus immer wieder untergrabenen - Formen repräsentativer Demokratie hinaus weiterentwickelt werden kann. Und wir müssen dann auch praktisch zu einer schrittweisen Erprobung solcher Modelle kommen.

Ausgehend von so sukzessive veränderten Steuerungsmechanismen und – Zielen, die auf einen anderen Fortschritt gerichtet sind, der ökologisch, ökonomisch, sozial wie politisch nachhaltig gesicherte, und erweiterte Entwicklungsmöglichkeiten für Alle eröffnen soll, kann es dann auch möglich werden, die seit drei Jahrtausenden währende Kette militärischer Hegemonialkämpfe um die Vorherrschaft über andere durch eine grundlegend neue Perspektive gemeinsamer sozialer Koevolution zu ersetzen, in der unterschiedliche Interessen, klassenspezifischer oder nationalstaatlicher Art im Raum der Politik als einem Raum der Freiheit überstiegen werden können.

# Die Streikuntersuchungen an der sfs nach ihrer Neugründung

1972<sup>45</sup>

## 1. Einleitung

Für die Streikuntersuchungen der ersten Jahre an der als Landesinstitut wieder gegründeten sfs war offiziell, und in der Außenwahrnehmung, Willi Pöhlers Anspruch prägend, den sozialen Konflikt zum Hauptaspekt industriesoziologischer Forschung zu machen (Pöhler 1970). Aber es handelte sich um ein Konzept, das von Pöhlers Projektgruppe nach dessen Übernahme der Leitung des Projektträgers für das *Forschungs- und Aktionsprogramm Humanisierung des Arbeitslebens* theoretisch kaum entfaltet worden ist (Martens 1994). Im heutigen Blick zurück müsste man am Material der damaligen Forschungsprojekte sorgfältig prüfen, welche erheblichen Herausforderungen und welche begrenzten Realisierungsmöglichkeiten für unsere Gruppe damals gegeben waren. Ich will dies am Beispiel ausgewählter Streikuntersuchungen aus den 1970er Jahren tun. Ich werde dazu aus den fünf Konflikteprojekten, die in den 1970er Jahren an der sfs durchgeführt worden sind, vor allem eines herausgreifen: Die Untersuchung zum Chemiestreik 1971. Auf die anderen Projekte gehe ich nur punktuell ein.

### Übersicht 1: die Konfliktforschung und die Streikprojekte der 1970er Jahre

- P 911: offene und verdeckte Konflikte/Chemiestreik 71 (DFG) (1971 – 1978)
- P 916: Konstitutionsbedingungen industrieller Konflikte (DFG) (1976-78)
- Septemberstreiks (Promotion von K. P. Surkemper) (1973-78)
- Metallstreik Baden-Württemberg 1978 (1978) (Hausprojekt)
- Stahlstreik 1978/79 (1978/79-81) (Hausprojekt)

Zuerst ein paar Bemerkungen zu den damaligen Arbeitsbedingungen und Arbeitsweisen an der neugegründeten sfs. Die sind nämlich so anders als heute, dass man sich das schon in Erinnerung rufen sollte: Wir waren – mit Ausnahme von Pöhler, der aber an der Projektarbeit kaum – und schon bald nach der Neugründung der sfs zunehmend überhaupt nicht - beteiligt war, ein Team gänzlich unerfahrener Forscher.

---

<sup>45</sup>Der vorliegende Text ist eine aus gegebenem Anlass redaktionell überarbeitete Verschriftung eines Referats, das ich auf einem sfs-Workshop im Sommer 2005 halten wollte. Nach dem damaligen Wechsel der Geschäftsführung sollte dieser Workshop dazu dienen, die Erinnerung an die Projekte aus der Gründungsphase des Landesinstituts lebendig zu halten. Die Veranstaltung wurde wiederholt verschoben und schließlich überhaupt nicht mehr durchgeführt. Das Interesse an der frühen Forschung des Landesinstituts Sozialforschungsstelle war seinerzeit offenkundig nicht mehr groß genug.

Man muss sich das also wirklich so vorstellen, als ob man heute drei, vier junge Berufseinsteiger über mehrere Jahre hinweg weitestgehend allein arbeiten ließe. Die Teammitglieder waren im Übrigen zumeist keine ausgebildeten Soziologen, eher Germanisten, Historiker, Politikwissenschaftler. Sie hatten folgerichtig keinen wirklich einzeldisziplinären Bezug zur Industriesoziologie, wie sehr auch immer die sfs sich in den ersten Jahren als Teil der Gruppe der großen Industriesoziologischen Institute begriffen haben mag. Aber das reicht noch nicht annähernd zur Charakterisierung der damaligen Arbeit. Erklärtermaßen wichtig war für uns alle ein stetiger enger Praxisbezug.

Ein typisches Beispiel: Unser Projekt war ein DFG-Projekt, aber unser erster Auswertungsschritt war der Versuch, ein Arbeitsheft zum Thema Streik in der Tradition der „Arbeitshefte“ zum „Themenkreis Betrieb“ zu schreiben (Brock u.a. 1969). Unser Praxisbezug wurde zum zweiten über gewerkschaftliche Bildungsarbeit im Umfang von vielleicht 6 Wochen pro Jahr sichergestellt. Dabei ging es nicht um irgendwelche Bildungsarbeit, sondern um (möglichst betriebsnahe) Bildungsarbeit als „Flankierung“ kritischer „Gewerkschaftslinker“ in ausgewählten, langjährig „bearbeiteten“ Bereichen. In vielerlei Hinsicht kann man sagen, dass es sich nach dem Selbstverständnis der beteiligten jungen Wissenschaftler\*innen um eine politisch überformte Forschung bei großer Distanz zur „bürgerlichen“ Wissenschaft handelte. Wir waren also nicht nur Berufsanfänger, sondern wir haben unsere Wissenschaft, die empirische Sozialforschung im Team in den ersten Jahren ziemlich instrumentell behandelt.

Auf der anderen Seite gehörte es zu unseren Vorteilen, dass wir zunächst ein relativ großes Team waren, das über erhebliche Ressourcen verfügte und im neomarxistisch inspirierten allgemeinen Trend industriesoziologischer Forschung, sowie Dank der „Schirmherrschaft“ Pöhlers einige Spielräume gewann. Die waren für die damaligen Projekte aus dem frühen „Manufakturzeitalter“ der empirischen Sozialforschung, wie Pöhler die damalige Arbeitsweise einmal ironisch bezeichnet hat, auch dringend erforderlich. Übersicht 2 sammelt zu dieser Charakterisierung einige Stichpunkte.

#### **Übersicht 2: Zur Arbeit an den ersten Streikprojekten**

- Die ersten Leitfäden entstanden ohne allzu viel Methoden-Knowhow.
- Texte wurden selbst geschrieben, Interviews zumeist selbst transkribiert.
- Zu guten Gedächtnisprotokollen waren wir aber noch nicht geübt.
- Die Archivierung von Material war abenteuerlich (viel zu umfänglich).
- Alle waren wir irgendwie auch mit dem Aufbau der sfs-Infrastruktur befasst.
- Am ersten DFG-Bericht 1973 („Backstein“) waren alle Mitarbeiter\*innen am Institut beteiligt
- Die Seitennumerierung wurde damals von Hand auf die Seiten gestempelt.
- Danach entstand das fünfköpfige Team (bis 1978), das später noch drei Personen umfasste.

- Dieses, erst fünf-, später dreiköpfige Team bezeichne ich als meine erste „primäre Forschungsgruppe“, die für meine wissenschaftliche Sozialisation sehr wichtig gewesen ist.

## 2. Unschärfen im konzeptionellen Ansatz der Streikuntersuchungen

Für den hoch ambitionierten Forschungsansatz stand nur Pöhler, der auf einer der wenigen Projektsitzungen, an denen er teilnahm, zu unseren teilnehmend beobachteten und auf informelle Selbstorganisationsprozesse der Streikkader zielenden Analysen, den schönen Satz prägte *„damit sind wir in Westeuropa unerreicht“* ! Er hatte das Projekt in den industriesoziologischen Diskurs im DFG-Förderschwerpunkt *„Industrie- und Betriebssoziologie“* hineingedrückt. Auf Burkhard Lutz' Frage *„Was wollen sie denn hier Herr Pöhler?“* hat er in für ihn typischer Weise trocken geantwortet: *„Wir wollen ihr Geld, Herr Lutz, was sonst?“* - und er stand auch für die mit dem Projekt verbundenen Praxisbezüge: *„Wenn wir in den Betrieben keine Konflikte finden, brechen wir welche vom Zaun“*, antwortete er z.B. bei der ersten Bewilligungsrunde dieses DFG-Schwerpunkts auf eine kritische Frage von B. Lutz – und das war nicht nur so dahingesagt. Aus den dichten Kontakten aus der Bildungsoblatebewegung der IG Metall heraus bestand bei uns zeitweilig wirklich die Auffassung, auf den regionalen Schwerpunkt des für uns damals ganz sicher absehbaren Metallstreiks 1971 Einfluss nehmen zu können. Wir rechneten mit diesem Streik, der schließlich in Baden-Württemberg stattfand, in NRW, machten dort im Vorfeld etliche Interviews und waren drauf und dran, im Sinne unserer Erwartungen praktischen Einfluss zu nehmen.

### Übersicht 3: Beispiel Metalltarifrunde 1971

- Wir wollten selbst aktionsforscherisch mobilisieren
- und zwar an der IG Metall vorbei.
- Also machten wir zahlreiche Interviews im Vorfeld des Streiks (in NRW wo wir den Streik erwarteten und ihm zuarbeiten wollten).
- Die Verschickung eines fertigen Argumentationspapiers an die „Kader“ unterblieb dann allerdings.
- Der Streik fand entgegen unserer Erwartung in BaWü statt.
- Er wurde von uns lediglich mit einigen wenigen Interviews erhoben.
- Die anschließende Auswertung beschränkte sich auf ein „graues“ Papier.

Kritisch könnte man an dieser Stelle sagen: Wir waren in hohem Maße aktionsforscherisch orientiert – und wir belasteten uns – getragen vom Schwung der 68er Bewegung und gestützt auf eine eigene, z. T schon langjährige Praxis in gewerkschaftlicher Bildungsarbeit - in keiner Weise mit forschungsethischen Fragen. Zugleich waren wir alle aber, anders als Pöhler, mehr oder weniger erklärte strukturelle Marxisten. Insofern gab es von Beginn an in unseren Projekten immer zwei konkurrierende

Ansätze: Zum einen zielten wir auf marxistische Analysen neu aufbrechender Klassenkämpfe, zum anderen war uns von Pöhler ein Konzept „aufgegeben“, das man als innovativen Ansatz für die Industriesoziologie verstehen muss, der auf eine Traditionslinie rückverweist, die über Christian v. Ferber (1959) und Wilhelm Baldamus (1960) bis auf Helmuth Plessner zurückreicht und sich kritisch auf die US-Amerikanische Industriesoziologie seit Hawthorne bezog (Pöhler 1969 und 1970) - dies allerdings in einer ganz anderen Weise als etwa zur gleichen Zeit Theodor W. Adorno und Ursula Jaerisch (1972). Allerdings war wohl selbst Pöhler zeitweilig nicht frei von der Faszination die die neomarxistischen Debatten in der Industriesoziologie damals auf viele von uns ausübten. Die Texte, die – manchmal auch in Abstimmung mit ihm – gemeinsam im Team diskutiert wurden, kamen eher aus diesem Bereich: „Klassenkämpfe in Frankreich“, „Einleitung zur Kritik der Politischen Ökonomie“, entsprechende zeitbezogene Texte aus der PROKLA, von II Manifesto oder auch Ernest Mandel.

Am meisten gelitten hat unter diesen Unschärfen vermutlich Klaus Peter Suhrkemper (1977), der bei seiner sich über viele Jahre hinziehenden Promotion zu den Septemberstreiks gewissermaßen zwischen den beiden unterschiedlichen konzeptionellen Foci ständig hin- und hergerissen war. Der Arbeit sah man das im Ergebnis an.

#### **Übersicht 4: Promotion Klaus Peter Surkemper**

- Arbeit daran über weit mehr als fünf Jahre;
- der eine konzeptionelle Bezug: offene und verdeckte Konflikte, informelle Gruppen im Betrieb und die entsprechende US-Amerikanische Literatur seit Anfang der 1950er Jahre.
- der andere: historisch-materialistische Analyse neu aufbrechender Klassenkonflikte.
- Zu beidem entstanden miteinander unzureichend unverbundene konzeptionelle Texte.
- Empirisch gab es aber detaillierte und gehaltvolle Darstellungen betrieblicher Streiks und dichte Interpretationen zu diesen Fallstudien.
- Das Ergebnis war eine Promotion von zweimal 800 Seiten, die nicht enden wollte.

### **3. die beiden DFG-Projekte aus der Frühphase des Landesinstituts im Rückblick**

Das Projekt „offene und verdeckte Konflikte“ ist in der Profession wohl als ein Leitprojekt der wieder gegründeten sfs angesehen worden. – unbeschadet der Bedeutung, die die etwas späteren Forschungsschwerpunkte zur Arbeiterjugendforschung und zu Betriebsstillegungen gehabt haben. Pöhler und die jungen Wissenschaftler um ihn herum sahen die Neugründung der sfs als Landesinstitut so auch sehr bewusst als Bruch gegenüber der in den 1960er Jahren von Helmut Schelsky geleiteten

sfs und dessen institutionentheoretischer Orientierung. Pöhler hatte sich mit dem ersten DFG-Projekt noch vor der Wiedererrichtung des Instituts erfolgreich in die Zunft gedrängt. Dieses und das darauf noch folgende DFG-Projekt waren so gesehen für die sfs die Chance eines Entree in die dortigen akademischen Debatten. Sehr lange Zeit aber gab es von uns nur „graue Literatur“, dann wenige und späte Veröffentlichungen. Ermutigend war für uns im Projektteam bezogen auf die ersten Forschungsberichte allerdings die Resonanz von Christian. v. Ferber, dem damaligen Vorsitzenden unseres wissenschaftlichen Beirats (etwa um 1974/75): „*Sie habeneine ganz neue Wirklichkeitsnähe erreicht*“ hieß es in einem Brief von ihm. Aber eben v. Ferber machte mir drei Jahre später auf einer Forschungsratssitzung sehr klar, dass wir den sogenannten ‚konfliktsoziologischen Ansatz‘ im Blick auf die innerwissenschaftliche Debatte gerade nicht fruchtbar gemacht hatten. Wir hatten eine große Chance nicht nutzen können.

Das Projekt war zugleich ein Grundlagen- und ein anwendungsorientiertes Projekt. Es war, wie einleitend angedeutet, u.a. auch aus Zugängen aus der Bildungsoblatezeit der IG Metall heraus entstanden. IG Metall und IG Chemie repräsentierten damals gemeinsam den Reformflügel im DGB mit mancher programmatischen Nähe und vergleichbaren Bemühungen um den Aufbau ehrenamtlicher gewerkschaftlicher Strukturen in den Betrieben. Gewerkschaftliche Kader und deren formelle wie informelle Organisationsformen als tragende Strukturen von Konflikten waren unser Forschungsgegenstand. Anschließend an Oskar Negt (1968) war neben der Frage nach einer möglichen strukturbildenden Funktion dieser Konflikte zugleich die nach der Arbeiterklasse für uns forschungsleitend. - und die gewerkschaftlichen Kader waren zugleich unsere wichtigsten Adressaten. Es ging um deren Handeln – Bewusstsein – Organisation (intern verwendetes Kürzel: HBO). Dies war für uns, als unausgeführt gebliebenes Teilkonzept damals von einiger Bedeutung.

Methodisch waren wir über teilnehmende Beobachtungen einzelner betrieblicher Streiks, eine Fülle dichter narrativer Interviews, verknüpft mit Dokumentenauswertungen, Erfahrungen aus begleitender Bildungsarbeit in den Jahren nach dem Streik („Streiknachgeschichte“), also über einen dichten Strauß z.T. innovativ eingesetzter qualitativer Instrumente in der Tat ausgesprochen dicht an den Realprozessen dran, die uns interessierten. Es war vor diesem Hintergrund alles andere als Zufall, dass die beobachtende Teilnahme von Gewerkschaftstagen für uns alle als wichtig galt, und eine intensive laufende Feldbeobachtung, etwa im Rahmen von Bildungsarbeit, ein wesentlicher Bestandteil der wissenschaftlichen Arbeit war. Pöhler war eben Phänomenologe (Pöhler 1969). Für ihn ging es hier nicht um vorwissenschaftliche Praxis sondern um einen unumgänglichen Schritt der wissenschaftlichen Erschließung unseres Gegenstandsbereichs.

Im Blick auf die von uns verfolgten komplexen Forschungsstrategien waren wir im Übrigen wirklich innovativ, unbekümmert und einfallsreich. Wissenschaftlich reflektiert geschah das aber eigentlich erst von dem zweiten DFG-Projekt an (auch weil das Team, das von 1973 an die Projekte bearbeitete, im Kern an den Erhebungen bis

1971 kaum selbst beteiligt gewesen ist). Wichtig war in diesem Zusammenhang u.a. die Einstellung von Ursula Müller, die dazu konzeptionell arbeitete und die wir rezipierten (Müller 1978), wichtig war auch eine intensivere Auseinandersetzung mit hermeneutischen Konzepten (Oevermann, Neuendorff). Vom zweiten DFG-Projekt an entwickelte sich auch unser methodisches Verständnis einer „rückkopplungsintensive Empirie“. Innovationen dieses „Arbeiterkorrespondentenprojekts“, so eine Formulierung von B. Lutz, waren besonders interessant, blieben aber unausgeschöpft. In seinem Verlauf gab es aber erstmals eine Befassung mit Feldforschung im Sinne Kurt Levins.

**Übersicht 5:** Methodeninnovation und große Wirklichkeitsnähe:  
am Beispiel der Interpretation des Chemiestreiks:

- Eine Mehrebenenanalyse ermöglicht die Rekonstruktion des Gesamtprozesses (über 5 Wochen) aus verschiedenen Handlungsperspektiven.
- Es wird sichtbar, dass keine Ebene den Gesamtprozess wirklich beherrscht.
- Wir kommen so z.B. zu ganz anderen Interpretationen des Handelns der Akteure an der Gewerkschaftsspitze als die damals dominierende Gewerkschaftsforschung.

am Beispiel des „Arbeiterkorrespondentenprojekts“

- Kennzeichnend ist ein methodisch innovativer Zugang zu Alltagskonflikten,
- Im Zentrum standen Protokollierungen von Alltagskonflikten durch Beschäftigte ausgewählter Abteilungen, vertieft durch Interviews mit ihnen im Abstand von jeweils vierzehn Tagen.
- Die Alltagskonflikte interessierten uns im Kontrast zu dem, was in den institutionellen Strukturen der Interessenvertretung davon auftaucht.
- Die Verarbeitung des Materials erfolgte nur in Form klassischer Fallstudien.
- Die Empirie konnte nach vorzeitigem Abbruch des Projekts nicht wirklich ausgeschöpft werden.

Auch in Bezug auf unsere Einschätzung der Entwicklungsmöglichkeiten unseres engeren Gegenstandsbereichs (Gewerkschaften/betriebliche Konflikte) waren wir sehr dicht an den Realprozessen dran - und lagen zugleich messerscharf daneben. Wir verfügten auf der einen Seite über eine sehr viel realistischere Bewertung des Chemiestreiks als die Frankfurter, die das Feld der Gewerkschaftsforschung zunächst erfolgreich in der Zunft besetzt hatten (Bergmann u.a. 1975), ehe W. Streeck ihnen den Rang ablief (Streeck 1981, Brandt 1984). So konnten wir z.B. belegen, dass es schlicht Unsinn war, zu behaupten, der IG Chemie-Vorstand habe den Streik letztlich aus Rücksicht auf die SPD-geführte Bundesregierung abgebrochen. Die wäre ihm vielmehr völlig egal gewesen, wenn er eine Chance gesehen hätte, den Streik erfolgreich zu Ende zu führen. Er verzichtete vielmehr auf weitere Eskalationsschritte, weil ihm die Risiken einer Streikniederlage zu groß waren (Dzielak u.a. 1978, Martens 1988,47-95). Auf der anderen Seite überschätzten wir das Wiederaufleben von Klas-

senkämpfen in Westeuropa wahrscheinlich lange Zeit noch deutlicher als viele andere.

Wie aus dem späten Zeitpunkt meiner systematischen Auseinandersetzung mit den Frankfurtern (1988) ersichtlich, waren uns, die innerwissenschaftlichen Diskurse, die andere führten, relativ gleichgültig. Wir fanden sie eher unergiebig und sehr akademisch – und wir konnten uns diese Haltung leisten, weil wir uns inzwischen an der sfs ganz gut eingerichtet hatten. In einem ehrlichen Rückblick muss man m.E. allerdings auch sagen: Wir haben uns selbst in diesen akademischen Diskursen eher als schwach und wenig präsent erlebt. Das gilt jedenfalls für das Team, das die weiteren Streikuntersuchungen gemacht hat. Unser Feld wurde so besetzt (1) durch die Frankfurter und (2) durch Wolfgang Streeck - also vor allem von den Repräsentanten zweier unterschiedlicher gewerkschaftssoziologische Konzepte. Das galt auch für den eher populärwissenschaftlichen Transfer (kritisches Gewerkschaftsjahrbuch). Erst spät nachziehend haben auch wir die gewerkschaftssoziologische Dimension unserer Arbeiten besonders stark gemacht (Martens 1992), noch später den Konfliktsoziologischen Ansatz Pöhlers systematisch reflektiert (Martens 1994). Hartmut Neundorff hat später als Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der sfs einmal gesagt, wir seien die eigentlichen Vertreter einer „emphatischen Gewerkschaftstheorie“ (Wiesental 1988) gewesen. Aber auch dann haben wir in Bezug auf den engeren wissenschaftlichen Diskurs kaum publiziert.

Theoriearbeit war im Zusammenhang der Streikuntersuchungen nie mit der Verarbeitung des empirischen Materials eng verschränkt, wie das in methodischen Arbeiten aus dieser Zeit (Matthes/Schütze, 1975, oder an der sfs Müller 1978) gefordert wurde, sondern sie erfolgte ‚nachgeklappt‘. Das bereitete uns das immense Problem, dass in unserer, der Alltags- und Lebenswelt nahen Empirie die Entwicklung von Handeln, Bewusstsein und Organisation im Sinne des Aufbrechens von Klassenkämpfen eben verzweifelt gesucht werden musste und eigentlich nicht wirklich zu finden war. Die theoretische Arbeit im Team bezog sich im Übrigen zu keinem Zeitpunkt systematisch auf die Pöhlerschen Vorgaben – etwa in einem systematischen Rückgriff auf die US-Amerikanische Industriesoziologie.

Folgerichtig waren unsere Publikationen,- also v.a. die drei Bücher zum Chemiestreik 1971, zum Metallstreik 1978 und zum Stahlstreik 1978/79, die wir schließlich (ab 1978 in rascher Folge) veröffentlicht haben, für den wissenschaftlichen Diskurs nicht sonderlich interessant. Sie waren im Grunde auch immer zuerst für gewerkschaftliche Praktiker geschrieben. Bei der Metallstreikstudie mit 1.600 verkauften Exemplaren, weil die über vierzig Verwaltungsstellen im IGM Bezirk Baden-Württemberg ihre Hauptabnehmer gewesen sind, war das auch nicht ganz ohne Erfolg - obwohl alle drei Bücher doch ziemliche „Bleiwüsten“ gewesen sind. Auf die theoretischen Debatten der Profession waren sie an keiner Stelle systematisch, geschweige denn offensiv bezogen. Deshalb waren sie für diesen Diskurs auch nicht interessant genug. Dies allerdings auch deshalb, weil wir in unserer Analyse des Stahlstreiks 1978/79 nicht erkannt und herausgearbeitet haben, dass und weshalb



gerade mit ihm eine Phase sozialer Konflikte – und in Reaktion darauf der Entfaltung von Arbeitspolitik als einem neuen Politikfeld (Naschold 1985) -, die die industriellen Beziehungen der 1970er Jahre stark geprägt haben, zu Ende gegangen ist (rückblickend Martens 2014). Allenfalls konnten diejenigen Kollegen (es waren zumeist Männer), die am gleichen Gegenstand arbeiteten von unserer besonders dichten Empirie profitieren. Unser Auftritt auf dem Soziologentag 1978 - im Übrigen mein einziger - war mühsam und bemüht, so würde ich im Rückblick sagen. Einzelne Referate mit auch wissenschaftlich interessanten Zuspitzungen gab es von uns eigentlich erst auf Tagungen nach 1979 (zu Methoden wie auch zu Ergebnissen) - d.h. aus dem Material der späteren Streikuntersuchungen heraus.

#### **4. Die Untersuchungen zum Metallstreik 1978 und zum Stahlstreik 1978/79**

Den Anstoß zu diesen beiden weiteren Streikuntersuchungen gab nochmals Pöhler – und zwar auf derjenigen Sitzung des Wissenschaftlichen Beirats der sfs, auf der Gerd Schmidt zu Anfang März 1978 als neuer Direktor der sfs eingeführt wurde. Der Metallstreik in Baden-Württemberg zeichnete sich ab. Die Konjunktur war in den Jahren 1977/78 wieder angezogen, und die Gewerkschaften sahen gute Chancen zur Fortsetzung einer Tarifpolitik, die sich in den 1970er Jahren in die Rahmensetzungen, aber auch die Dynamik sozialdemokratischer Reformpolitik eingefügt, und zu Beginn dieses Jahrzehnts gerade auch aus der Stahlindustrie (Septemberstreiks) neue Impulse erhalten hatte. Und zum gewerkschaftlichen Selbstverständnis gehörte es ja, dass sie mit ihren tarifpolitischen Mitteln auch sozialpolitische Reformen anstoßen konnten, wie es ihnen beispielhaft mit der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall durch den Metallarbeiterstreik in Schleswig-Holstein 1956 gelungen war. Eine neue qualitative Tarifpolitik stand seinerzeit als Antwort auf Rationalisierungsprozesse, die als Bedrohung von „Besitzständen“ aber auch als Gefährdung sicherer Arbeitsplätze erlebt wurden, im Zentrum neuer tarifpolitischer Initiativen der Gewerkschaften. Zusammen mit den Streiks in der Metallindustrie (Dzielak u.a. 1979) und in der Druckindustrie (Weber 1982) führte dies dazu, dass das Jahr 1978 nach 1971 zu dem Jahr mit den bis dahin höchsten Ausfalltagen durch Streik (4. 281.000) in der Geschichte der Bundesrepublik geworden ist.

Gerhard Brandt leitete als Vorsitzender unseres Wissenschaftlichen Beirats die Sitzung – und er war zugleich Projektleiter einer gerade laufenden großen DFG-geförderten Gewerkschaftsuntersuchung, die am IfS durchgeführt wurde. Das hinderte Pöhler nicht, vor dem Hintergrund der oben umrissenen Einschätzung zu erklären, da zeichne sich ein wichtiger Streik ab, den nun nur seine alte Projektgruppe adäquat untersuchen könne. Brandt kommentierte das nicht, und Ich denke Schmidt wurde von dieser Intervention Pöhlers völlig überrascht. Sie setzte eine der Bedingungen für die weitere konflikthafte Entwicklung an der sfs, weil sie meine primäre Forschungsgruppe; den damaligen Forschungsbereich 1, für mehrere Jahre zugleich im Sinne seiner Mitglieder festlegte und stärkte.

Die beiden folgenden Streikuntersuchungen erfolgten nunmehr v.a. in methodischer Hinsicht sehr viel professioneller und in einem kleinen Team, was zügiges Arbeiten wesentlich erleichterte. Z.T. arbeiteten wir nun auch mit externen Kooperationspartnern (u. a. mit Rainer Zoll und Birgit Geissler in Bremen) zusammen. Wir produzierten rasch Ergebnisse in z.T. hohen Auflagen und erreichten eine gewisse Rückkopplung in die IG Metall hinein. Es gab erstmalig auch eine Reihe paralleler Aufsätze und Vorträge (in den Gewerkschaftlichen Monatsheften und auf einer IRA-Tagung). Genau über diese Textproduktionen, verbunden auch mit einer stärkeren Orientierung auf die Profession, begannen aber auch erste größere interne Reibungen im Team. Zugleich litt die Projektarbeit auch darunter, dass produktive Reibungen - im Hinblick auf den langjährig verfolgten Focus „neu aufbrechende Klassenkämpfe“ angesichts neuer Themen und neuer sozialer Bewegungen - kaum mehr möglich waren. Dies mag auch daran gelegen haben, dass wir zugleich angesichts der damaligen Institutskonflikte eng zusammenrückten.

Meine rückblickende Bewertung der beiden späteren Streikstudien fällt ambivalent aus (vgl. Übersicht 6): Das Projekt zum metallstreik, ebenso wie die spätere Stahlstreikstudie, lieferte nun schon professionell aufbereitete Zeitgeschichte. Im Methodischen Anschluss an die Chemiestreikstudie waren wir unzweifelhaft im Sinne großer Wirklichkeitsnähe (v. Ferber) besser als z.B. die Frankfurter. In dieser Hinsicht waren wir inzwischen auch reflektierter und bezogen uns – erzwungener Maßen – auf die Profession. Auch im Blick auf Feed-Backs in die außerwissenschaftliche Praxis waren wir nun ziemlich professionell.

#### **Übersicht 6:** Eine kurze Bewertung nach der Metallstreikstudie

- Die späteren Streikprojekte: Beispiele für einbe professionell aufbereitete Zeitgeschichte.
- Sie sind Methodisch reflektiert mit hoher Wirklichkeitsnähe.
- Im Blick auf Feed-Backs in die außerwissenschaftliche Praxis sind die Untersuchungen professionell gemacht.
- Marxistische Analysen spielen theoretisch keine tragende Rolle mehr.
- Wir sind immer noch kaum um Anschlüsse an die wissenschaftliche Diskussion bemüht.
- Hierzu gab es später nur begrenzte individuelle Anstrengungen Einzelner.

Insbesondere die rückblickende Bewertung unserer Stahlstreikstudie zeigt allerdings, dass wir damals allmählich ´feststeckten. Die marxistische Analyse neu aufbrechender Klassenkämpfe spielte theoretisch für uns im Team keine tragende Rolle mehr, auch wenn sich das Thema für uns nicht so einfach erledigt hatte, wie für den Mainstream der Profession. Wir waren aber immer noch kaum um Anschlüsse an die wissenschaftliche Diskussion bemüht. Hierzu gab es nur begrenzte individuelle Bemühungen Einzelner. Starke Impulse, dies zu ändern wurden erst durch die weiteren Entwicklungen in den 1980er Jahren ausgelöst, zu denen dann in meiner späteren

primären Forschungsgruppe v. a. Gerd Peter und Frieder O. Wolf wichtige Anstöße gegeben haben – bis hin zu den von uns zwei Jahrzehnte geführten Debatten um eine neue Arbeit in einer Neuen Zeit (Martens/Peter/Wolf 2001). Vor allem aber haben wir es damals noch nicht vermocht, den Stahlstreik als Abschluss eines längeren Zyklus heftiger sozialer Konflikte angemessen zu interpretieren, die gegen Ende der 1960er Jahre infolge einer durchaus krisenbehafteten Veränderung fordristischer Massenproduktion entstanden und in Deutschland mit diesem Streik zu ihrem Ende gekommen ist.

Der Stahlstreik ist so auf dem Weg des *langen Abschieds vom Malocher* (Hindrichs u.a. 2001) eine markante Wegmarke gewesen. Die beiden folgenden Jahrzehnte werden geprägt von massiven arbeitsplatzsparenden Rationalisierungs- und Konzentrationsprozessen der Branche, vielen betrieblichen Abwehrkämpfen gegen deren Folgen, zugleich aber auch dem weitgehenden Scheitern einer gewerkschaftlich gestalteten Branchenordnungspolitik. Der Stahlstreik war sozusagen die Ouvertüre zu diesen langwierigen Konflikten. Mit ihm ist die IGM erstmals erkennbar an Grenzen ihres klassischen Streikverständnisses geraten. Das hatte den Streik immer als wohlbegrenzten Konflikt innerhalb der sozialen Marktwirtschaft begriffen, mit dem auch ein stetiger sozialer Fortschritt befördert werden konnte. Hätte die IGM damals mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln den tarifpolitischen Durchbruch in der Arbeitszeitfrage erkämpfen wollen – der ihr dann vier Jahre später noch gelungen ist –, wäre eine deutlichere Eskalation als die von Anfang Januar mit der Tendenz zum Vollstreik unausweichlich gewesen – mit allerdings ganz offenem Ausgang. Es war durchaus folgerichtig, dass die Schlussfolgerung des IGM-Vorstandes auf seiner Klausurtagung im Frühjahr 1979, zukünftig auf eine ‚neue Beweglichkeit‘ zu setzen, um tarifpolitisch erfolgreicher zu sein, von Kritikern unter den ehrenamtlichen Funktionären in der Stahlindustrie durchaus kritisch gesehen wurde. Sie sahen darin vor allem den Versuch, sich zukünftig an den großen Auseinandersetzungen mit dem Kapital „vorbeizumogeln“ (Dzielak u.a. 1980,197). Im Blick auf den späteren Kampf um die Wochenarbeitszeitverkürzung, der ja sehr wohl noch einmal eine große tarifpolitische Offensive gewesen ist, gilt dagegen eher: Gewerkschaftliche Hoffnungen darauf, die Entwicklungen der 1970er Jahre als des Jahrzehnts dynamischer sozialdemokratischer Reformen im Sinne eines stetigen Dreischritts von „Arbeit-Fortschritt-Glück“ verstetigen und ggf. gar forcieren zu können (vgl. Martens/Peter/Wolf 1984), sind damals an Grenzen gestoßen. Und auch die Dynamik der sozialdemokratischen Reformpolitik, auf die die Gewerkschaften damals setzten, war schon weitgehend erschöpft. Werner Abelshauser (2009, 516-536) hat dies anhand der Biographie Hans Matthöfers überzeugend nachgezeichnet, der als früher exponierter Gewerkschafts- und Parteilinker zuletzt als Finanzminister versucht hat, neue Antworten auf veränderte Handlungsbedingungen zu finden. Und um Konzepte „für einen neuen Reformismus“ wie sie Peter v. Oertzen (1984) dann gefordert hat, ringen wir arbeits- und gesellschaftspolitisch heute noch immer (siehe Martens 2014).

## 5. Ein knappes Fazit

Wenn ich sehr selbstkritisch bin, dann muss ich sagen: wissenschaftlich haben sehr viel verschenkt (gemessen an den beachtlichen Ressourcen und dem Pöhler'schen „Angebot“. Wir hätten damals (mit den Pöhler'schen Vorgaben) die große Chance gehabt, das industriesoziologische Terrain nachhaltig und innovativ zu besetzen. Wir konnten sie mit unserem Team aus vielerlei Gründen nicht nutzen. Handwerklich haben wir freilich sehr viel gelernt. Als problemorientierter Forscher haben wir über die Streikprojekte unser Profil entwickelt. Unsere Gegenstandsbereiche (gewerkschaftliche Betriebs- Tarif- und Organisationspolitik, betriebliche Alltagskonflikte schließlich haben wir sehr intim kennen gelernt. Dass ich z.B. Gewerkschaften, Deutungs- und Handlungsmuster von Betriebsräten und Vertrauensleuten, „heimliche Spielregeln“ usw. so genau und instinktsicher kenne, hier bei späteren Projekten bis hin zur Evaluation gewerkschaftlicher OE-Prozesse immer wieder anknüpfen konnte, verdanke ich diesem Jahrzehnt.

Wenn ich nicht ganz so selbstkritisch bin, dann kann ich sagen: Die Streikuntersuchungen waren eine Kette nützlicher Lernprojekte. Sie waren gemessen daran, dass versierte senior research workers fehlten, beachtlich erfolgreich. Allerdings sind wir in Bezug auf die Profession nicht mutig genug – und vielleicht auch ein bißchen arrogant gewesen. Neben anderen Forschergruppen, die eigentlich auch neu – so ziemlich bei Null – anfangen, waren wir sicher nicht schlechter, nur eben weniger auf den wissenschaftlichen Diskurs orientiert, der allerdings war in seinen neomarxistischen Engführungen auch nicht so sonderlich prickelnd. Vergegenwärtigt man sich die weiteren Biografien der Mitglieder des Kernteams, findet man die begrenzte Orientierung auf die Profession gut bestätigt.

### **Übersicht 7:** Stichpunkte zu den Berufsbiographien der Mitglieder der Forschungsgruppe

- Wolfgang Hindrichs: Ab 1982 Professor an der Uni Bremen (Lehrstuhl für Arbeiterbildung)
- Willi Dzielak: ab 1984 Leiter Bundesschule der IGBAU, dort dann Abteilungsleiter der Abteilung 1. Vorsitzender ab 1997.
- Wolfram Wassermann: HDA-Projekt bei der GTB 1979-81, danach noch einmal kurzzeitig an der sfs, dann Büro für Sozialforschung, Kassel
- Verena Stanislawski: 1978 aus der sfs ausgeschieden, danach Gymnasiallehrerin
- H. Martens: bis 2011 in verschiedenen Forschungsgruppen an der sfs, langjährig Mitglied von dessen Forschungsrat

Wenn ich meine beiden Wertungen, die beide ihr Recht hätten, einmal beiseite lasse, kann ich abschließend folgendes sagen:

- Es gibt nach meiner Erfahrung für die Zugehörigen einer Forschergeneration, eigentlich immer so etwas wie die „Mutter aller Projekte“.
- Für mich war das die erste Streikuntersuchung von 1971 an der ich als studentische Hilfskraft begann und aus der ich dann für die folgenden Streikuntersuchungen 1978 und 1978/79 gelernt hatte.
- Die drei Streikuntersuchungen, an denen ich mitgearbeitet habe, prägen bis auf den Tag mein Grundverständnis anwendungsorientierter Forschung – das ich über ein wiederholtes kritisches Einholen dieser Erfahrungen weiter entwickeln konnte.
- Dass ich Gewerkschaften, Deutungs- und Handlungsmuster von Betriebsräten und Vertrauensleuten „heimliche Spielregeln“ usw. so genau und instinktsicher kenne, bei späteren Projekten bis hin zur Evaluation gewerkschaftlicher OE-Prozesse und Untersuchungen zu ‚neuer Arbeit in einer neuen Zeit‘ immer wieder daran an knüpfen konnte, verdanke ich diesem Jahrzehnt.
- In meinen Beiträgen zu einer Forschungsprogrammdiskussion der sfs aus den Jahren 2002 bis 2004 (Martens 2003) kann man finden: dies ist ein Verständnis anwendungsorientierter Forschung, das ich dezidiert gegen die These eines neuen Mode 2 sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion in Stellung zu bringen versucht habe..
- Im Kern ist es mir bei meiner anwendungsorientierten Arbeitsforschung stets auch um grundlagentheoretische Fragen zum wissenschaftlichen Wahrheitsbegriff gegangen, wie Kontextabhängig und relativ solche Wahrheiten auch immer sein mögen.
- Deshalb richtet sich mein Selbstverständnis heute auch durchaus selbstkritisch gegen bestimmte Aspekte meiner/unserer damaligen Arbeit ebenso wie es sich kritisch gegen den aus meiner Sicht eher selbstgefälligen universitär-akademischen Diskurs gegenüber den Gewerkschaften richtet.
- Eine kritische Grundhaltung gegenüber dem, was manche heute „klassisch-universitäre“ Forschung nennen (Latniak/Wilkesmann 2005) wurde über diese Projekterfahrungen geprägt.
- Das gilt ebenso für das, was ich bis auf den Tag als die besonderen Stärken unserer problemorientierter politik- und anwendungsnaher empirischer Sozialforschung ansehe. Ich habe dieses Selbstverständnis im Übrigen bis zum Ende meiner Erwerbstätigkeit in die jüngste Vergangenheit mit systematischem Bezug auf die Diskurse in der Profession weiter fundiert.
- In meinem Rückblick sind die 1970er Jahre schließlich keineswegs die große Phase der „kritischen Industriosozologie“, (Schumann 2002) vielmehr waren alle, die damals wie ich am Institut sozialisiert worden sind, dieser Strömung gegenüber durchaus kritisch eingestellt.
- Ich habe bis zum Ende meiner Erwerbstätigkeit und noch darüber hinaus, von dem Fundus dieser Jahre profitiert – v.a. über die verschiedenen Wege und *Umwege* späterer grundlagentheoretischer Refundierung der damaligen Arbeiten.

- Dies allerdings war ein Schritt, den ich systematisch erst im Laufe der 1980er Jahre innerhalb einer anderen „primären Forschergruppe“ zu vollziehen begonnen habe – im ersten Schritt eng verschränkt mit einer neuen Projektgeneration (Mitbestimmungsforschung).

# **Grenzgängerischere Erfahrungen mit der Industriesoziologie**

## **Reflexionen angesichts der spezialdisziplinären Entpolitisierung eines Fachs mit einmal umfassenderem wissenschaftlichen Anspruch**

### **1. Vier Jahre nach dem Ende meiner Erwerbstätigkeit: ein Blick zurück – eine Einleitung**

Die Zeit meiner Erwerbstätigkeit liegt zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Essays gut vier Jahre hinter mir. Ich genieße es seither, den Zwängen stetiger Projektakquise nicht mehr zu unterliegen und mich in meiner Arbeit strikt auf die Themen zu begrenzen, die mich wirklich brennend interessieren. Das Themenspektrum ist dann immer noch breit genug, nein es hat sich vielmehr verbreitert. Vor allem aber sind die Spielräume zu einer produktiven Auseinandersetzung mit ihm enorm gewachsen. Gelegentlich nehme ich weiterhin an wissenschaftlichen Tagungen und Workshops teil. Bei manchen bin ich auch noch an Vor- und Nachbereitungen aktiv beteiligt. Wenn ich mich dort vor eigenen Diskussionsbeiträgen vorstelle, pflege ich zu sagen, dass ich 38 Jahre lang als Politikwissenschaftler auf dem Feld der Arbeits- und Industriesoziologen ‚gewildert‘ habe. Diese Formel ergab sich einfach, so wie man seine Gedanken eben beim Sprechen verfertigt. Aber es lohnt sich, einen kurzen Moment darüber nachzudenken. Drückt sie doch beides aus: eine Affinität zu einem Fach, das dem eigenen Anspruch nach immer – oder jedenfalls doch sehr lange Zeit – mehr sein wollte als eine soziologische Spezialdisziplin unter anderen, wie Burkhard Lutz und Gerd Schmidt geschrieben haben, und zugleich eine deutliche Distanzierung – insbesondere gegenüber dem Mainstream des akademischen Fachs, so wie es sich mir heute darstellt.

Ich bin – nach meinem Studium der Politik- und der neueren deutschen Literaturwissenschaften, ein wenig auch der Geschichtswissenschaften – zur Arbeits- und Industriesoziologie gekommen, weil ich als junger, noch sehr unfertiger Wissenschaftler die Chance bekam, mich an einem Forschungsinstitut im Ruhrgebiet der empirischen Arbeitsforschung zuzuwenden. Für einen ‚späten 68er‘, der nach den Septemberstreiks und während der nächsten Welle ‚wilder Streiks‘ im Sommer 1973 nach Dortmund kam, hieß das, die Chance zu haben, sich forschend, und dann auch politisch handelnd auf die Arbeiterklasse zu beziehen – bzw. auf das, was er dafür hielt. Jedenfalls waren meine wissenschaftlichen Motive damals politisch stark überformt. Und das galt nicht nur für die Generation junger Wissenschaftler\*innen, mit denen zusammen ich zu Beginn der 70er Jahre an der Sozialforschungsstelle das ‚Handwerk‘ anwendungsorientierter, empirischer Arbeitsforschung zu lernen begann. Das war vielmehr ein mehr oder weniger durchgehender Trend an den anderen großen arbeits- und Industriesoziologischen Forschungsinstituten in Göttingen, Frankfurt und München und etwas später auch in Köln. Hinsichtlich der Frage von Anwendungsorientierung oder größerer wissenschaftlicher Distanz gegenüber denjenigen,

die in unseren Forschungsfeldern arbeitspolitisch handelten, gab es aber große Unterschiede. Und zu den Wortführern der theoretischen Debatten im Fach, unter anderem entlang dieser Frage, gehörten wir an der Sozialforschungsstelle ganz sicher nicht – nicht zuletzt deshalb, weil Anwendungsorientierung mit der Herausforderung zu Inter- und Transdisziplinarität verknüpft war und wir als junge Wissenschaftler\*innen alle Hände voll zu tun hatten, um im Hinblick auf diese Herausforderungen unsere Professionalität zu entwickeln. Aber das Wiederaufleben der *Class Conflicts in Western Europe* war für die damalige ‚kritische Industriesoziologie‘ das übergreifende Thema der 1970er Jahre.

Nun gut: die ‚wilden 70er Jahre‘ sind Geschichte, und die damals beteiligten Arbeits- und Industriesoziologen blicken heute in ganz unterschiedlicher Weise auf sie zurück. Das Fach hat von dem erheblichen Schub der Aufbruchsjahre sozialdemokratischer Reformpolitik über lange Zeit profitiert, in seinem Mainstream allerdings recht früh die, theoretisch ja auch beflügelnden, Herausforderungen der Renaissance des Marxismus – und dann der Debatten um seine Krise - abgeschüttelt. Auf einem rasch verbreiteten Fundament von Hochschullehrstühlen hat es sich in den 1980er und 1990er Jahren konsolidiert und in seinem Mainstream neoinstitutionalistische oder systemtheoretische Wenden vollzogen, um schließlich im Ausgang der 1990er Jahre in eine Debatte über die Krise des Fachs zu münden. Die wurde schließlich als eine über seine ‚Neuvermessung‘ mit einem von Norbert Huchler (2008) herausgegebenen Sammelband beendet.

Über ganz andere Wege wurde diese Diskussion in der letzten Dekade für mich so interessant, dass ich mich an ihr beteiligt habe, obwohl die Industriesoziologie - als Disziplin, nicht im Hinblick auf einzelne immer wieder wichtige Untersuchungen – meine Aufmerksamkeit seit mehr als einem Jahrzehnt kaum mehr auf sich gezogen hatte. Mich hatte Mitte der 1990er Jahre das Einschrumpfen meiner bis dahin zentralen Forschungsfelder – Beteiligung, Mitbestimmung, Gewerkschaften – massiv getroffen. Vorausgegangen war in den 1980er Jahren eine recht erfolgreiche Konsolidierung unserer, einzeldisziplinär kaum mehr eindeutig zuzuordnenden anwendungsorientierten Arbeitsforschung an der sfs. Aber nach der kurzen Konjunktur der arbeits- und industriesoziologischen Transformationsforschung, die ich nutzen konnte, schlugen die Folgen des neoliberalen Rollbacks nun zurück – nach der Implosion des Realsozialismus sozusagen mit doppelter Wucht. Ich konnte da versuchen - mit aller Kraft, und mit gewissen Modifikationen der thematischen Felder, hin zu ‚New Economy‘, Partizipation, Netzwerken oder ‚neuer Arbeit‘ – entlang der in den Jahrzehnten zuvor entwickelten Grundorientierungen weiter zu machen; aber ich kam nicht umhin, auch über deren Grundlagen selbst von Neuem sehr grundsätzlich nachzudenken.

Über lange Zeit eher vernachlässigte einzeldisziplinäre Bezüge – für mich waren das seit Beginn der 1990er Jahre zunehmend wieder die politikwissenschaftlichen, aber auch philosophische Fragen - wurden von Neuem bedeutsam. Das geschah parallel zu neuerlichen, um 2001/2 einsetzenden Anstrengungen zum Aufbau transdisziplinä-



rer Arbeitsprozesse. Das ‚Forum Neue Politik der Arbeit‘ (www.FNPA.eu) war damals für mich der Versuch, neue Anknüpfungspunkte für beides zu gewinnen: für interdisziplinäre Debatten mit anderen Wissenschaftlern - aus Ökonomie, Ökologie, Soziologie, Arbeits- und Politikwissenschaften usw., aber auch mit Philosophen – und für den Versuch transdisziplinäre praxisrelevante Debatten mit Akteuren der außerwissenschaftlichen Praxis zu führen.<sup>46</sup> Der industriesoziologische Krisendiskurs erschien in dieser Lage vor allem als eine Chance, nunmehr – sozusagen bewusst ‚grenzgängerisch‘ - im Blick auf meine eigene Profilierung, wie auch auf die Schärfung des Profils ‚meines‘ Instituts, endlich den Schritt nach vorne zu unternehmen, der mir ein Jahrzehnt zuvor noch nicht gelungen war – trotz damals mehrerer erfolgreich akquirierter Grundlagenprojekte bei DFG und VW-Stiftung. Was mich als Person anbelangt, ist dieser neuerliche Versuch wohl nicht ganz misslungen. Im Blick auf die Sozialforschungsstelle sah das etwas anders aus. Die Entwicklung vom früheren Landesinstitut zur nun zentralen wissenschaftlichen Einrichtung der TU-Dortmund brachte ohnehin einen unabweisbaren schleichenden Trend hin zu einer Reakademisierung und gleichzeitigen Schwächung der in Jahrzehnten mühsam aufgebauten Anwendungsorientierung mit sich. Die wissenschaftliche Orientierung auf das Thema *soziale Innovation* als neues Leitthema, mit dem die neue Geschäftsführung des Instituts sich nun zu profilieren suchte, führte zudem dazu, dass Arbeitsforschung an der Sozialforschungsstelle randständig zu werden begann. Mein alter Forschungsbereich hielt das Thema zwar weiter besetzt, aber das Institutsprofil wurde deutlich ein anderes. Meine Auseinandersetzung mit der Arbeits- und Industriesoziologie blieb für die sfs also ohne größeren Belang.

Das sind, knapp umrissen, die Ausgangsbedingungen, von denen her ich mich heute dem Gegenstand dieses Essays zuwende – und die inzwischen nochmals gewachsene Distanz zur ‚Zunft‘ eröffnet vielleicht die Chance zu einigen neuen und produktiven Überlegungen. Wissenschaftlich hätte ich in der Sache meinen Argumenten kaum etwas hinzuzufügen, die ich am Ende der erwähnten ‚Krisendebatte‘ des Fachs vertreten habe.<sup>47</sup> Mich interessiert das Fach, in dem ich keinerlei akademische Reputation mehr gewinnen muss und will, vor allem in zweierlei Hinsicht: zum einen frage ich mich vor dem Hintergrund der eigenen ‚grenzgängerischen‘ Berufsbiographie, was es mir bedeutet hat und, zumindest in einigen Nischen, noch bedeutet. Das ist ein durchaus biographisch und subjektiv geprägter Blickwinkel. Zum anderen überlege ich noch einmal, welchen Stellenwert die Arbeits- und Industriesoziologie im Mainstream ihrer spezialdisziplinären Selbstreferentialität und Selbstbescheidenheit für die Bewältigung der arbeitspolitischen Herausforderungen der Zeit noch hat.<sup>48</sup> Denn als Spezialdisziplin hat sie, meines Erachtens - vor allem in ihren arbeitssozio-

---

<sup>46</sup> Siehe in diesem Zusammenhang meine persönliche Bilanz zu fünfzehn Jahren FNPA (Martens 2018b).

<sup>47</sup> Zu meiner Positionierung in der Industriesoziologischen ‚Krisendebatte‘ siehe Martens 2007 und 2008a und b.

<sup>48</sup> Siehe dazu auch meinen (Martens 2018) späteren konstruktiv-kritischen Beitrag zu der 2017 vor allem von Arbeits- und Industriesoziolog\*innen eröffneten Debatte um eine *öffentliche Soziologie*. Ich habe ihn in diesen Band mit aufgenommen.

logischen Forschungssträngen – mit Sicherheit immer noch einiges anzubieten. Dort arbeiten allerdings Kollegen, die das Fach nicht primär aus einem akademischen Blickwinkel heraus betrachten, wie insbesondere Dieter Sauer in seinem Beitrag zur Krisendebatte des Fachs deutlich gemacht hat.

Ich werde im Folgenden, der Form des Essays gemäß, überwiegend kursorisch und nicht immer mit genauen Belegstellen auf die wissenschaftliche industriesoziologische Diskussion eingehen und anders als in meinen zahlreichen wissenschaftlichen Texten<sup>49</sup> zunächst persönlichen Motivlagen und subjektiven Betroffenheiten größeren Raum geben. Erst im zweiten Hauptteil dieses Essays werde ich auf meinen wissenschaftlichen Blick auf das Fach heute zu sprechen kommen. Die essayistische Form bedeutet freilich nicht, dass ich hier ‚locker‘ dahin schreibe. Ganz im Gegenteil. Mein heutiger Blick auf das Fach ist mit großer Genauigkeit durchdacht und geschrieben – ganz so wie ich die literarischen Form Essays, angelehnt an Michel de Montaigne, als Möglichkeit begreife, sich mit einem, jeweiligem Gegenstand, hier also der Arbeits- und Industriesoziologie, auf der Höhe des state of the art auseinanderzusetzen und zugleich zu reflektieren, was das mit einem selbst macht. Die empirische Arbeitsforschung ist zweifelsfrei ein sehr wichtiger Teil meines Lebens.

## **2. Hochschulferne empirische Arbeitsforschung am Beispiel des Landesinstituts Sozialforschungsstelle Dortmund**

Ich begann an der Sozialforschungsstelle im Sommer 1973. Deren konzeptionelle Rahmenorientierung war von Willi Pöhler vorgegeben. *Der Soziale Konflikt als Hauptaspekt industriesoziologischer Forschung*, so der Titel einer damaligen Vorlesung Pöhlers, war das Leitthema. In Bezug auf Streiks, Konflikte um Betriebsstilllegungen und Auseinandersetzungen im Bereich der beruflichen Bildung sollte es bearbeitet werden. Ich war finanziert über ein DFG-Projekt über *offene und verdeckte Konflikte im Betrieb*, das sich zu einer Untersuchung des Chemiestreiks von 1971 entwickelt hatte und noch bis zum Frühjahr 1976 gefördert wurde. Der Forschungsförderungsschwerpunkt hieß *Industrie- und Betriebssoziologie*. Das war eine Etiket-

---

<sup>49</sup> Und da sind in diesem Zusammenhang auch meine Bemühungen um eine bessere theoretische Fundierung des Typus anwendungsorientierter Arbeitsforschung zu nennen, dem ich in meiner Zeit als Arbeitsforscher an der sfs verpflichtet gewesen bin. Dazu verweise ich auf mehrere Aufsätze, die auch auf meiner Homepage zu finden sind: (1) *Forschung, Transfer und Beratung. Forschung, Organisations- und Politikberatung in Zeiten großer Orientierungsbedarfe* (geschrieben 1999 und überarbeitet veröffentlicht im Jahrbuch Arbeit und Technik 2001), (2) *Das Ende der kritischen Industriesoziologie und der mögliche Beitrag empirischer Sozialforschung für eine neue Politik der Arbeit* - geschrieben 2003 als Replik auf Michael Schumanns Aufsatz über *Die „Zukunft der Kritischen Industriesoziologie*, aber seinerzeit nicht zur Veröffentlichung angenommen - sowie (3) *Neue Formen sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion in der ‚Wissensgesellschaft‘ und der Nützlichkeits- und Wahrheitsbezug der Wissenschaften* - geschrieben 2003 anlässlich einer sfs-Tagung zu *Forschung und Beratung* im Blick auf den danach erschienenen Sammelband, dafür aber von den Mitgliedern neuen sfs-Geschäftsführung als Herausgebern nicht berücksichtigt und dann erschienen in Katenkamp/Peter (2003). Eine wissenschaftlich systematisch ausgearbeitete Bilanz meiner Arbeit an der Sozialforschungsstelle Dortmund *im Blick nach vorn* habe ich schließlich nach dem Ende meiner Erwerbstätigkeit im Jahr 2013 in Buchform vorgelegt (Martens 2013a).

tierung, die aus meiner Sicht – auch ausweislich vieler der dort beantragten und auch einiger der geförderten Projekte - immer noch dem Diktum von Wilhelm Baldamus Recht gab. Dieser in Großbritannien lehrende Soziologie hatte 1960 argumentiert, man habe es mit einem akademischen Fach zu tun, das im Grunde theoretisch wenig profiliert sei. Im Mainstream behandle es mehr oder weniger deutlich Fragen, bei denen es, ähnlich der Betriebswirtschaftslehre, letztlich vor allem um Probleme der Sicherung der Effizienz einzelwirtschaftlichen Handelns gehe. Aber eine sich kritisch verstehende Industriesoziologie war im Kommen, und verglichen mit heutigen Bedingungen waren Förderungszeiträume für Forschungsprojekte, wie sie die DFG damals bot, geradezu üppig. Meine Arbeit in den ersten Monaten an der sfs bestand in einer Dokumentation der zahlreichen inoffiziellen Streiks des Sommers 1973. Mit einiger Erfahrung aus gewerkschaftlicher Jugendbildungsarbeit stieg ich zudem in die Erwachsenenbildungsarbeit von IG Chemie-Papier-Keramik und IG Metall ein. Bis Mitte der 1980er Jahre war unter uns am Institut dieser vorwissenschaftliche Erfahrungsraum in seiner Bedeutung unumstritten – auch wenn diese Bildungsarbeit dem Negtschen Erfahrungsansatz aus der Bildungsobleutezeit der IG Metall zunehmend weniger verpflichtet war, weil unsere Spielräume, an ihm festzuhalten begrenzt waren. Vor allem in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit erschloss sich mir die Erfahrungswelt von Industriearbeitern, und hier konnte ich Wesentliches zum Transfer meiner Forschungsergebnisse lernen. Aber hier erlebte ich auch am handgreiflichsten die Widersprüche zwischen dem Label der wiedergegründeten sfs - nämlich einer phänomenologischen Orientierung, für die der Institutsdirektor stand - und dem eher strukturalen marxistischen Denken, mit dem ich frisch von der Universität gekommen war. Meinen jungen KollegInnen ging es nicht so ganz anders.

Nur fehlten – trotz durchaus komfortabler Projektausstattungen – die Voraussetzungen, das wissenschaftlich angemessen zu verarbeiten. Pöhler war als Leiter des Projektträgers Humanisierung des Arbeitslebens schon bald in Bonn – und im Institut gab es nach ihm niemanden, der hierzu einen zielführenden theoretischen Diskurs hätte vorantreiben können. Wir lernten, zum Teil experimentierend, mit dem wissenschaftlichen Handwerkszeug qualitativer Forschung angemessen umzugehen, vor allem aber unsere Fähigkeiten zum Transfer unserer Ergebnisse zu verbessern und als wissenschaftliche Berater Standing zu entwickeln. Kennzeichnend für unsere Prioritätensetzung ist da vielleicht, dass wir 1973/74 aus dem erwähnten DFG-Projekt heraus zuerst ein Arbeitsheft zum Thema Streik für die gewerkschaftliche Bildungsarbeit zu schreiben begannen. Der nächste Zwischenbericht für die DFG hingegen war für uns buchstäblich zweitrangig. Und das galt ähnlich für die persönliche Profilierung im wissenschaftlichen Diskurs. Vorrangig war für uns, Resonanzen bei unseren Forschungsobjekten zu erzeugen, die wir als Subjekte in ihren jeweiligen Handlungsfeldern ernst zu nehmen entschlossen waren. Positive Resonanzen bei einzelnen Wissenschaftlerkollegen – zum Beispiel 1976 bei einem Treffen mit Hermann Kotthoff, der sich, wohl damals schon auf dem Weg zu einer institutionentheoretisch unterlegten Betriebsratsforschung, stark für unsere Sekundäranalysen zu gewerkschaftlicher Betriebspolitik interessiert hatte – nahmen wir gerne mit. Und dass der damalige Vorsitzende unseres wissenschaftlichen Beirats, Christian von Ferber um

die Mitte der 70er Jahre, unserer Forschung, in einem Brief an Willi Pöhler eine bis dahin unerreichte Wirklichkeitsnähe bescheinigte, machte uns stolz. Aber größere Auftritte blieben außerordentlich spärlich. Sie erschöpften sich in meinem Fall dann schon in der Moderation einer Arbeitsgruppe auf der 50-Jahresfeier des IfS 1974, oder einem gemeinsam mit einem Kollegen gehaltenen Referat auf dem Soziologentag 1978 und nur ganz gelegentlich auch der Produktion von Aufsätzen über die ‚graue Literatur‘ der Forschungsberichte hinaus. Die Debatten über unser Verständnis von Anwendungsorientierung – für die ‚Größen‘ der Zunft war das eine Entscheidung *zwischen Aufklärung und Sozialtechnologie* – führten Andere, wie etwa Werner Fricke. Auch unsere Buchpublikationen – nach dem, erst 1978 veröffentlichten ‚Gesellenstück‘ zum Chemiestreik waren das zwei weitere Streikuntersuchungen, die in den Jahren 1979 und 1981 erschienen sind – zielten weniger auf die wissenschaftliche und eher auf eine interessierte gewerkschaftliche Teilöffentlichkeit. Mit der Metallstreikstudie 1979 mit einer Auflage von 1.600 Exemplaren geschah das nicht ganz ohne Erfolg, obwohl das Buch aus heutiger Sicht, sprachlich und in seiner Aufmachung eher eine ‚Bleiwüste‘ gewesen ist. Doch im Maße, wie wir so über einen ‚sehr langen Anlauf‘ als junge Sozialwissenschaftler eine *doppelte Professionalität* entwickelten – Ulrich Oevermann (1996) mit dieser Formulierung sehr viel später die Kenntnis des wissenschaftlichen state of the art *und* eine Qualifizierung zur Beratung im Sinne eines professionellen Klientelbezugs bezeichnet - verlor der spezielle Disziplinbezug an Bedeutung. Schließlich erforderte nicht erst die Anwendungsorientierung, sondern schon die angemessene Analyse sozialer Konflikte Interdisziplinarität bzw. das ‚Durchschreiten‘ unterschiedlicher Disziplinbezüge. Um einen Streik - im Hinblick auf Schlussfolgerungen vor allem für die an ihm Beteiligten – angemessen zu interpretieren, reichte die soziologische Analyse von deren Handeln schwerlich aus. Betriebs- und volkswirtschaftlich, juristisch und politikwissenschaftlich zu klärende Bedingungen waren gleichermaßen wichtig. Die Blickwinkel unter denen der soziale Konflikt zu betrachten war, vervielfachten sich, wie Pöhler 1971 in seinem Vortrag dargelegt hatte.

Nach dem Ende der kurzen Blütephase sozialdemokratischer Reformpolitik im Zeichen des schon beginnenden, freilich erst sehr viel später in seinen Konsequenzen begriffenen, neoliberalen Rollbacks beginnt mit den 1980ern für mich eine Phase relativ erfolgreicher Konsolidierung meiner Berufsbiographie als anwendungsorientierter und politiknah engagierter empirischer Arbeitsforscher. Zwar endet die Zeit der Konfliktforschung, ohne dass wir in meiner Forschungsgruppe den theoretischen Ertrag langjährig kumulierten Forschungswissens wirklich ausgeschöpft hätten. Christian von Ferber hat mich, noch Ende der 1970er Jahre, auf einer Sitzung des wissenschaftlichen Beirats der sfs nach diesem Ertrag gefragt und mir die eigenen Schwächen sehr klar vor Augen geführt, ohne mich dabei bloßzustellen. Auch war die weitere Entwicklung des Instituts – zwischen der Fortsetzung anwendungsnaher Arbeitsforschung als Landesinstitut oder dem Weg zu einem eher industriesoziologisch ausgerichteten und am akademischen Diskurs orientierten Institut - eine Zeitlang ungewiss, aber wir konnten die ursprüngliche Orientierung durchhalten. Auf meinen neuen Forschungsfeldern wie Mitbestimmung, Beteiligung, Gewerkschaften ließen sich An-

wendungsorientierung und Arbeitsbezug verstetigen. Für die erfolgreiche Bestandsaufnahmeuntersuchung zum MitbestG '76, interessierte sich sogar die Sektion Industriosozologie, die um die Mitte der 1980er Jahre aus meinem Wahrnehmungshorizont eigentlich schon verschwunden war. Immerhin, beim vierzigjährigen Jubiläum der sfs 1986 spielten die Bezüge zum Fach für mich noch einmal eine etwas größere Rolle, und hier konnten wir – also die junge Wissenschaftlergeneration, die Anfang der 1970er Jahre am Institut begonnen hatte – uns schon einigermaßen selbstbewusst präsentieren. Die weitere Entwicklung des akademischen, inzwischen an etlichen Universitäten verankerten Faches nahm ich aber im Übrigen, wenn überhaupt mit Skepsis als Wende zu neo-institutionalistischen (Müller-Jentsch, Kotthoff) oder eher systemtheoretisch inspirierten Ansätzen (Braczyk, Kühl) wahr. Doch die Konsolidierung der eigenen Arbeiten trug zunächst recht gut. Sie schloss - zusammen mit mehreren erfolgreichen, zunehmend wirklich professionell bearbeiteten empirischen Projekten - die mehr grundlagentheoretische Auseinandersetzung mit phänomenologischen Ansätzen, der Systemtheorie wie auch der Theorie des kommunikativen Handelns und der politischen Institutionentheorie ein. Die ist bis zum Ende der 1980er Jahre vor allem von Gerd Peter vorangetrieben worden. Ende der 1980er Jahre mündet dies in die erfolgreiche Akquise mehrerer grundlagentheoretisch orientierter Projekte. Jeweils eines konnte ich in den damaligen industriosozologischen und politikwissenschaftlichen Förderschwerpunkten der DFG unterbringen, ein weiteres bei der VW-Stiftung und eines bei der Hans-Böckler-Stiftung. Außerdem gehörte ich zu diesem Zeitraum schon mehrere Jahre dem wissenschaftlichen Leitungsgremium der sfs an.

Doch gerade diese Projekte markierten für mich in eins Erfolg und Grenzen meiner Möglichkeiten. Keines der Projekte scheiterte. Zu allen gibt es Buchpublikationen und Aufsätze – ein, zwei sogar exponiert, allerdings außerhalb des industriosozologischen Diskurses.<sup>50</sup> Alle Projekte bauten auf einem relativ ausgearbeiteten konzeptionellen Rahmen auf, für den wir nach Außen die Formel einer *arbeitspolitischen Erweiterung gewerkschaftlicher Interessenvertretung* verwendeten. Intern spielten wir gelegentlich auch mit Helmut Schelskys Formulierung vom *stabilen institutionellen Wandel* – explizit verbot sich diese Bezugnahme ohne aufwendige Auseinandersetzung aber schon allein deshalb, weil die Neugründung der sfs 1972 konzeptionell im bewussten Bruch zur vorausgegangenen Schelsky-Ära erfolgt ist. Aber alle diese damaligen, stärker grundlagenorientierten Projekte blieben doch dem ‚institutseigenen Mainstream‘ angewandter empirischer Arbeitsforschung nachgeordnet. Unsere ‚Brotprojekte‘ hatten dort im Zweifel immer Vorrang. Hier konnte man in den entsprechenden Förderprogrammen bei Bund, Land und EU in begrenztem Umfang auch Mittel zum Ausbau der eigenen Infrastruktur einwerben. Aber auch dann, wenn sich hier Forschungsprojekte mit den erzielbaren Fördermitteln professionell abwickeln ließen, so beruhte eine sie weiter fundierende und unverzichtbare theoretisch-

---

<sup>50</sup> Gemeint sind neben Buchveröffentlichungen zu allen Projekten zwei Aufsätze. Einer erschien in einem 1994 von Gerhard Göhler herausgegebenen Sammelband zu den theoretischen Debatten des DFG-Förderschwerpunkts zur Theorie politischer Institutionen, der andere in einem 1996 von Rainer Kollmorgen herausgegebenen Sammelband zur Transformationsforschung.

konzeptionelle Arbeit doch immer auf Zusatzleistungen der ProjektmitarbeiterInnen, für die sich im Rahmen dieser Projektförderung keine Mittel einwerben ließen. Projektübergreifende theoretische Diskussionen ließen sich so immer weniger organisieren. Sie wären aber für beide Projekttypen an der sfs, die anwendungsorientierten wie auch die stärker grundlagentheoretisch ausgerichteten, äußerst hilfreich gewesen. Es gab zwar, wie ich in meiner rückblickenden Bilanzierung aus dem Jahr 2013 gezeigt habe, stetige Anstrengungen, an der immer besseren grundlagentheoretischen Fundierung unserer anwendungsorientierten Arbeitsforschung auch projektförmig zu arbeiten; aber die Schwierigkeiten, dies neben der laufenden Arbeit in empirischen Projekten der ‚Auftragsforschung‘ mit hinreichender personeller Kontinuität zu bewerkstelligen, waren immens – und entsprechende Anstrengungen wurden typischerweise immer erst dann verstärkt, wenn eine kritische Entwicklung dazu zwang.

In den 1990er Jahren war das noch nicht der Fall, und eine übergreifende konzeptionelle Diskussion am Institut stagnierte. Für mein damaliges Grundlagenprojekt im politikwissenschaftlichen Förderschwerpunkt der DFG war das kein so großes Problem, denn in diesem ausdrücklich theorieorientierten Schwerpunkt wurde ein solcher Prozess unter den verschiedenen Projektnehmern organisiert. Die beteiligten Wissenschaftler – es war damals nach meiner Erinnerung in der Tat eine rein männliche Veranstaltung - hatten den Anspruch, gemeinsam ‚einen Kuchen zu backen‘. Ich beteiligte mich und profitierte, hatte aber als Arbeitsforscher an der sfs keine weiteren Anknüpfungspunkte im politikwissenschaftlichen Diskurs. Bei den Industriesoziologen ging es in den entsprechenden Förderschwerpunkten hingegen eher darum, jeweils einzeln ‚ein (möglichst großes) Kuchenstück abzubekommen und zu verspeisen‘. Es hätte einiger Anstrengungen bedurft, wollte man sich hier aus einem erfolgreich akquirierten Projekt heraus mit gut ausgearbeiteten Aufsätzen im spezialdisziplinären Diskurs des Faches innovativ, womöglich selbst Themen setzend, profilieren. Das entsprach einem Muster eher konkurrenzhafter Beziehungen, das ich jedenfalls als „Grenzgänger“ hier erlebte. Und für solche Konkurrenz im eigenen Hause Support zu bekommen, lag eben ein Stück weit quer zu den dort gegebenen, zum Teil aber wohl auch hausgemachten Handlungszwängen an der sfs selbst.

Im Ergebnis waren die 1990er Jahre so – trotz mancher weiterführender Projekte und einiger anspruchsvoller Aufsätze, die ich in Sammelbänden unterbringen konnte - wissenschaftlich eher ein verlorenes Jahrzehnt – zumal sich zunehmend zeigte, dass in der sozialen Wirklichkeit von einer *arbeitspolitischen Erweiterung gewerkschaftlicher Interessenvertretung* oder gar von einem *stabilen institutionellen Wandel* keine Rede sein konnte. Innerhalb der sfs war ich mit meinen eher grundlagentheoretisch orientierten Projekten zudem zunehmend ein ‚Einzelkämpfer‘. Umgekehrt mögen sich die Repräsentanten der Zunft gegenüber der sfs-Variante von ‚big science‘ in ihren Vorbehalten bestätigt gesehen haben. Mit vielleicht ganz leichtem ironischen Unterton wurde diese Bell’sche Formulierung uns gegenüber jedenfalls vereinzelt verwendet, auch wenn sie in der Sache kaum traf. Zugleich wurde man das Gefühl nicht los, dass man von den Größen des Faches, die man gelegentlich ja traf – auf Tagungen

oder in Projektbeiräten – irgendwie als ‚kleiner armer Verwandter‘ behandelt wurde. Sicherlich waren unsere ‚Brotprojekte‘ zu der Zeit ordentlich ausgestattet, wuchs das Institut und konnten wir als Landesinstitut, dank der ‚Internationalen Bauausstellung Emscherpark‘, 1996 auch in neue, gut ausgestattete Räumlichkeiten umziehen – besser ausgestattet als an den meisten Universitätslehrstühlen, die ich aus der Nähe kennen lernte. Auch konnten wir mit der Digitalisierung unserer eigenen Arbeit Produktionsformen unseres ‚Manufakturzeitalters‘ hinter uns lassen. Mit ‚big science‘ hatte das alles jedoch kaum zu tun. denn die Mittel, die wir mit unseren Projekten abgreifen konnten, waren an dieser Vorstellung bemessen bescheiden. Vielmehr kündigte sich die massive Abschwächung der Schubkraft aus dem ‚großen reformpolitischen Jahrzehnt‘ der Sozialdemokratie für unsere Forschung inzwischen deutlich an. Den Bedingungen, die innerhalb des akademischen Faches mit Beginn des neuen Jahrhunderts Anlass für eine Krisen-debatte wurden, entsprach so auch schon bald eine vergleichbar kritische Entwicklung an der sfs.

### **3. Akademischer Mainstream, anwendungsorientierte Forschung und Krisen-debatten des Fachs**

Ich habe weiter oben, unter anderem vor dem Hintergrund einer rasch wachsende Zahl von Soziologielehrstühlen in den 1970er Jahren, davon gesprochen, dass ich die Entwicklung des akademischen Faches mit dem Ende der stark neomarxistisch inspirierten Forschung der 1970er Jahre als eine Wende zu neo-institutionalistischen oder eher systemtheoretisch inspirierten Ansätzen verstanden habe. Diese Wahrnehmung fiel umso schärfer aus, als sich die Entwicklung der empirischen Sozialforschung, und gerade auch der Arbeitsforschung, zuvor als einen Prozess der Zunahme außeruniversitärer Institute und Einrichtungen vollzogen hatte. In den Worten Christian von Ferbers:

*Die Sozialforschung – und das ist freilich weiter gefasst als ein enger industriesoziologischer Disziplinbezug – ist nach der Etablierung der soziologischen Institute an den Universitäten rasch aus dem elfenbeinernen Turm heraus in die unterschiedlichsten Praxisfelder vorgedrungen und hat sich hier eine starke Infrastruktur aufgebaut. Sie hat so auf den sozialen Wandel der Gesellschaft in der Bundesrepublik sensitiv reagiert, ihn vielfach vorausschauend wissenschaftlich begleitet und unterstützt.*

Als Christian von Ferber aber von dieser Einschätzung ausgehend anlässlich des 25jährigen Bestehens des Kölner ‚Instituts zur Erforschung sozialer Chancen‘ (ISO), Sozialforschung als *zukunftsweisendes Modell für Interdisziplinarität und Praxisorientierung* zu charakterisieren suchte, war ein Prozess der Reakademisierung von solcher Forschung bereits wieder im vollen Gange – das ISO zum Beispiel hat sein Jubiläum nicht allzu lange überlebt und an der sfs, wie auch in etlichen anderen außeruniversitären Einrichtungen, begann in der nächsten Dekade schon bald ein sich deutlich beschleunigender Schrumpfungsprozess. Die Zahl unserer wissenschaftlichen MitarbeiterInnen verringerte sich im Jahrzehnt von 2003 bis 2013 von über 50 auf etwa 25 um gut die Hälfte. Außerdem stellten sich grundagentheoretische Fra-

gen neu, es sei dann man wollte einfach auf die jeweiligen neuen Modethemen auspringen, wie etwa die Debatte um die ‚Wissensgesellschaft‘. Jedenfalls war spätestens seit Beginn der ersten Dekade des neuen Jahrhunderts klar, dass dringlich darüber nachzudenken war, ob man es nicht eher mit tiefgreifenden Umbrüchen statt mit einem sozialen Wandel zu tun hatte.

Es verwundert vor dem Hintergrund der schon in den 1990er Jahren einsetzenden Reakademisierung nicht, dass der kurz nach 2000 beginnende Krisendiskurs der Industriesoziologie einen deutlich erkennbaren akademischen Bias hatte, wie Dieter Sauer völlig zutreffend konstatiert hat. Aus seiner Sicht gab es mittlerweile *an einer institutionellen Krise des akademischen Fachs kaum einen Zweifel*. Angesichts einer sinkenden Zahl von Lehrstühlen - so argumentierte er 2008 in seinem *historischen und subjektiven Blick in die Zukunft* der Disziplin - versuche das Fach seine *Identität als akademische Disziplin neu zu verorten und gegenüber anderen Disziplinen zu verteidigen*. Diesbezüglich machte er sich allerdings keine wirklichen Sorgen. Zweifel hatte er hingegen, ob eine solche ‚innerakademisch‘ orientierte Debatte den Hintergrund und Status ihrer Krise hinreichend klären könne. Und aus seiner Sicht ging es nicht um die Zahl der Lehrstühle oder die Reputation des Fachs innerhalb der Soziologie sondern um die Frage der *gesellschafts- und arbeitspolitischen Relevanz industriesoziologischer Forschung und ihr zeitdiagnostisches Interpretationsangebot*. Dieter Sauer ist andererseits hinsichtlich der Chancen zur neuerlichen Stärkung der Traditionslinien einer ‚kritischen Industriesoziologie‘, denen er sich eng verbunden sieht, zweifellos skeptischer als Michael Schumann, der sechs Jahre zuvor mit der Veröffentlichung seiner Abschiedsvorlesung die Krisendebatte des Fachs ausgelöst hatte. Er hatte damals die Frage nach dem Ende der ‚kritischen Industriesoziologie‘ aufgeworfen und dahingehend beantwortet, dass angesichts *neuer gesellschaftlicher Turbulenzen* die Chancen für eine Revitalisierung des Fachs gut stünden. Anders als Dieter Sauer hat er allerdings nicht weiter zwischen einem stärker akademisch orientierten Diskurs und den Arbeiten von zeit- und praxisnäher forschenden Instituten, er spricht hier von *anwendungsorientierter Grundlagenforschung*, unterschieden Die Chancen, von denen er gesprochen hat, hat er seinerzeit vor allem in einer Zuspitzung auf arbeitssoziologische Fragen gesehen, worauf ich gleich noch näher eingehen werde.

Zuvor möchte ich aber Dieter Sauers Frage nach der gesellschafts- und arbeitspolitischen Relevanz der stärker akademisch orientierten Forschung ein wenig vertiefend behandeln. Zweifel sind hier aus meiner Sicht nur allzu berechtigt. Ich denke man kann dies gut am Beispiel der Mitbestimmungs- und Betriebsratsforschung zeigen. Deren Ergebnisse sind unlängst in der Zeitschrift ‚Industrielle Beziehungen‘ bilanziert worden. Neben Human Resource Management und Forschungen zu Gewerkschaften und Tarifvertragsbeziehungen aus arbeitsmarktökonomischer und arbeitsrechtlicher Sicht<sup>51</sup> liegt hier in einer Bilanz der industriesoziologischen Forschung ein

---

<sup>51</sup> Die Titel zu diesen Bilanzierungen legen es nahe, auch hier wieder ähnliche konzeptionelle Akzentsetzungen zu vermuten, wie sie einst Baldamus konstatiert hatte.



Schwerpunkt. Dabei fällt zunächst auf, dass Hermann Kotthoff eine Bilanz der Betriebsratsforschung vorlegt, nicht der Mitbestimmungsforschung, die in Deutschland ja in der frühen Phase der Entwicklung der Industriesoziologie Mitbestimmung in Betrieb und Unternehmen zum Thema hatte - mit guten Gründen. Nach ganz kurzer Erwähnung der Industriesoziologischen Forschung zur Montanmitbestimmung in den 1950er Jahren konstatiert er für die 1960er und 70er Jahre eine zwanzigjährige *dunkle Phase der Betriebsratsforschung*, die erst nach dem Ende der *neomarxistischen Wende des Faches* zu Ende gegangen sei. Und dann legt er den Schwerpunkt allein auf die betriebliche Mitbestimmung.<sup>52</sup> Einmal abgesehen von dieser für die seitherige akademische Forschung in der Tat fast selbstverständlichen Begrenzung auf die betriebliche Mitbestimmung, ist schon diese Ausgangsthese verkürzend bis falsch. Sie ist offensichtlich eine Folge der Verengung des Blicks auf den engeren akademischen Diskurs. Friedrich Weltz zum Beispiel hat seine für die weitere Forschung richtungsweisende These der *kooperativen Konfliktbewältigung* durch die betrieblichen Interessenvertretungen zuerst 1977 in zwei Aufsätzen in den Gewerkschaftlichen Monatsheften dargelegt. An der Sozialforschungsstelle ist die auf Betriebsräte und Vertrauensleute gestützte gewerkschaftliche Betriebspolitik und die Betriebsräte als deren *strukturelles Zentrum* spätestens seit Mitte der 1970er Jahre Gegenstand intensiver Forschungsarbeit gewesen, auf die Kotthoff seinerzeit ja auch aufmerksam wurde. In einem der Forschungsberichte zu diesem Projekt nimmt sie großen Raum ein, und sie wurde in der Buchveröffentlichung zum Projekt als wichtige Analysedimension hervorgehoben. Betriebsratshandeln spielte an der sfs auch im Zusammenhang mit Untersuchungen zum *Betriebsalltag von Industriearbeitern* oder im Kontext von Stilllegungskonflikten eine bedeutende Rolle. Und ebenso war Betriebsratshandeln in mehreren Untersuchungen im Rahmen des HDA-Programms, die auf Beteiligung und Mitbestimmung zielten, von erheblicher Bedeutung.

Gravierender im Hinblick auf die Frage nach gesellschafts- wie arbeitspolitischer Relevanz des Faches dürfte allerdings sein, dass die in Deutschland von der Stabilität der betrieblichen Mitbestimmung faszinierte ‚Mainstream-Industriesoziologie‘ seit etwa Mitte der 1980er Jahre einen erweiterten institutionellen Ansatz zum *Leitfaden für die Darstellung und Analyse* der industriellen Beziehungen gewählt hat. Eine von Walther Müller-Jentsch 1997 in zweiter Auflage herausgegebene Einführung in die Industriesoziologie ist hier einschlägig. Hermann Kotthoff hat in seiner Bilanz die seitherige, ganz überwiegend akademische, Forschung zur betrieblichen Mitbestimmung dann detailliert als eine Erfolgsgeschichte nachzuzeichnen versucht. Immerhin einige Arbeiten, die sich konzeptionell vom Mainstream deutlich abheben kommen darin vor. So eine spätere Untersuchung von Friedrich Weltz u.a. von 1984 oder ein weitere von Ekkehard Hildebrandt aus dem Jahr 1991. Wohl eher unfreiwillig räumt er die grundlegende Schwäche der von ihm selbst vertretenen Forschungslinie in seinem Verweis auf Forschungslücken ein. Denn wenn er schreibt, dass *die Frage, wie diese unwahrscheinliche Idee* (der Mitbestimmung H. M.) *angesichts der realen*

---

<sup>52</sup> Und die Untersuchung, die dann den Neubeginn einer im Weiteren als Erfolgsgeschichte präsentierten neuen Betriebsratsforschung gemacht hat, ist dann für ihn seine eigene Freiburger Studie von 1981.

*Konfliktkonstellationen historisch real werden konnte, (...) nicht hinreichend geklärt* sei, dann verweist das exakt auf die Schwerpunktsetzungen der Mainstreamforschung zurück, die er zu Beginn seiner Bilanz hervorhebt. Denn dieses sind, wie er schreibt, *Institutionenkunde*, *Prozesse der Interaktion*, *Mechanismen der Integration ...*, *Einbettung in umfassendere normative Ordnung*. Die Fragestellungen verweisen auf die zugrunde liegenden Erkenntnisinteressen und ziehen die aus seiner Sicht offenen Fragen nach sich. Wer von einem institutionellen Ansatz aus fasziniert vor allem auf Binnenstrukturen und Integrationswirkungen der Institution schaut, und dabei Institutionen und Arenen als *Ergebnisse pfadabhängiger Entwicklungen und interaktiver Lernprozesse* begreift, welche – als *geronnene Interessenkompromisse* – die weiteren Interaktionen der Akteure regulieren – so Walther Müller-Jentsch in der erwähnten Einführung in die Industriesoziologie -, also auch in die Zukunft hinein pfadabhängig festlegen, der lässt sich von einem arg selektiven Blickwinkel leiten. Seine Forschungen werden dahin tendieren, tendenziell *immer mehr von immer weniger* zu erfahren. Er produziert Artefakte eines spezifisch eingegengten einzeldisziplinären Zugriffs auf eine komplexe Realität. Und die industriesoziologische Mainstreamforschung bewegt sich dabei nicht einmal auf dem Niveau fortgeschrittener Institutionentheorie. Karl Siegbert Rehbergs *Leitfragen und Grundkategorien zur Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen* (TAIM) gehen nämlich, weiter ausgreifend und theoretisch höchst fundiert, der Frage nach, wie Institutionen sich aus sozialen Bewegungen heraus entwickeln und stabilisieren, aber auch wieder erodieren und verschwinden können. Man hätte hier also von einem sehr klugen Konservativen, dem letzten Assistenten von Arnold Gehlen, einiges zur Behebung der theoretischen Schwächen lernen können, die Kotthoff am Ende seiner Bilanzierung beklagt.<sup>53</sup> Aber ganz abgesehen davon hat Britta Rehder innerhalb des akademischen Diskurses im Rückbezug auf Friedrich Fürstenbergs frühe Analyse des Betriebsrats als einer *Grenzinstitution* schon 2005 nicht nur empirisch, sondern auch theoretisch Stabilitätsprobleme der betrieblichen Mitbestimmung vor dem Hintergrund einer zunehmenden Zahl von Standortkonflikten im Konjunkturzyklus 2002-2008 konstatiert. Dass sich mit diesen Konflikten unter den sich verändernden Bedingungen des neoliberalen Rollbacks *am Ende der Deutschland AG* große und neue Herausforderungen für gewerkschaftliche Mitbestimmungsvorstellungen ergeben, ist eine der zentralen Thesen der auf ausgewählten Fallstudien beruhenden empirischen Untersuchung solcher Standortkonflikte, die ich zusammen mit Uwe

---

<sup>53</sup> Ich möchte hier darauf hinweisen, dass die die Mitbestimmungsforschung der sfs aus den Anregungen des politikwissenschaftlichen Forschungsschwerpunktes heraus, in dem Rehberg sein Konzept ausgearbeitet hat (vgl. aber auch unsere eigenen theoretischen Vorarbeiten bei Peter 1991 und Martens 1994), in den 1990er Jahren zahlreiche empirische Projekte zum Betriebsratshandeln durchgeführt hat, um Mitbestimmung als intermediäre Institution und darin das Alltagshandeln von Betriebsräten besser zu verstehen (Martens 1996, Bürger 1992/96, Klatt 1995, Frerichs/Martens 1999), oder aber die Entstehung von Mitbestimmung – in Betrieb *und* Unternehmen als soziale Institution im Zuge der Transformationsforschung soziologisch gehaltvoll analysieren zu können (Kapp/Martens 1995, Martens 1996, rückblickend Martens 2013,57-79). Bei Martens (2013a, 36-57) werden insgesamt 14 sfs-Projekte aufgelistet, in denen Beteiligung und Mitbestimmung im Zentrum theoretisch anders akzentuierter Fragestellungen stehen – und dabei ist die Stahlforschung der sfs (im Überblick Hindrichs u.a. 2000) noch nicht berücksichtigt. In der Bilanzierung von Kotthoff kommen sie sämtlich nicht vor.

Dechmann in den Jahren 2007 bis 2009 durchgeführt habe. Und Richard Detje u.a. zählen in einer stärker quantitativ ausgerichteten Studie allein für den Organisationsbereich der IG Metall im Konjunkturzyklus 2002 bis 2008 über 50 solcher Konflikte. Wir haben es hier also mit einem empirisch ziemlich gut belegten Trend innerhalb des damaligen Konjunkturzyklus zu tun, der zunächst einmal ganz und gar nicht dafür spricht, dass die Durchsetzungs- und Gestaltungskraft der Betriebsrät\*innen in dieser Phase sogar gewachsen wäre, sie also als *Co-Manager* – so der im Mainstream eingeführte Begriff, mit dem sich die gemeinten Betriebsräte nach meiner Kenntnis kaum einmal anfreunden können, gestärkt worden wären.

Oft macht Hermann Kotthoffs Bilanzierung unter institutionentheoretischem Blickwinkel und bei wiederholter Hervorhebung einer bemerkenswerten Stabilität der Institution Betriebsrat im Übrigen den Eindruck, dass der akademische Blick zu einer sehr selektiven Wahrnehmung der vorliegenden Forschung insgesamt führt. Dies ärgert mich in seinem Falle vor allem deshalb, weil der als damaliger Geschäftsführer des ISO-Saarbrücken seit 2000 in einem etwas engeren Arbeitszusammenhang mit der Sozialforschungsstelle Dortmund gestanden hat, in dem es um Forschung und Beratung ging.<sup>54</sup> In den Jahren 2004-2005 hat er aus dieser Kooperation heraus auch eine empirische Untersuchung über Euro-Betriebsräte an der sfs durchgeführt. Wir standen damals in einem relativ engen Austausch, und er müsste einige der neueren Forschungsarbeiten der sfs zu Betriebsräten, zur betrieblichen Interessenvertretung von Höherqualifizierten sowie zu deren Verhältnis zu den Gewerkschaften kennen. Wir haben jedenfalls wiederholt diskutiert und ein, zwei Manuskripte zu neuen, laufenden Projekten habe ich ihm damals persönlich gegeben. Auch fand er damals unsere Evaluation des IG Metall-Organisationsentwicklungsprojekts *Beteiligungorientierte gewerkschaftliche Betriebspolitik* interessant genug, um mich zu einem Referat dazu auf einem ‚Meilenstein-Workshop‘ seiner eigenen laufenden Evaluation zu einem Nachfolgeprojekt der IG Bergbau-Chemie-Energie zu ‚Experten in eigener Sache‘ zu bitten. Und nach meiner Erinnerung habe ich seine Erwartungen voll erfüllt. Andererseits ist durchaus denkbar, dass ihn die Berührungen mit den Arbeiten an der sfs seinerzeit im Ganzen eher enttäuscht haben. Angesichts der damals schon schwierigen Entwicklungen dort, könnte er dafür durchaus Gründe gesehen haben. Aber man hätte erwarten dürfen, dass er die Forschung, mit der er bei uns konfrontiert wurde und die er auch genutzt hat, in seiner späteren Bilanzierung immerhin kritisch zur Kenntnis nimmt und nicht einfach ignoriert.

Hinzu kommt, dass er etliche der Untersuchungen, die er dann für seine Bilanz heranzieht, sehr einseitig interpretiert. Das gilt, um nur einige Beispiele zu nennen, sogar für seine eigene erste, 1997 abgeschlossene Untersuchung über die Orientierungen von Führungskräften, bei der er deutlich stärker als in der Follow-Up-Studie zwölf Jahre später Verunsicherungen und zum Teil vorsichtiges Interesse für die Gewerkschaften gefunden hat. In der Follow-Up-Studie ist das unter anderem auch

---

<sup>54</sup> Siehe etwa den von ihm und Gerd Peter als damaligen Direktoren des ISO Saarbrücken und der sfs mit herausgegebenen Sammelband (unter dem Titel): *Beratung ohne Forschung – Forschung ohne Beratung?* (Heinz, W. R.; Kotthoff, H.; Peter, G. 2001).

deshalb anders, weil in ihr die Unternehmen, in denen es die größten Turbulenzen gegeben hat, durch andere Unternehmen mit stabilerer Entwicklung ersetzt wurden.<sup>55</sup> Auch wo er unter Verweis auf verschiedene Untersuchungen in Kleinbetrieben die Bevorzugung *individueller Selbstvertretung* seitens höher qualifizierter Angestellter diskutiert, handelt es sich eher um einen generellen Kleinbetriebsbefund. Und wenn er zum Beleg seiner These, dass jeder *Alarmismus* hinsichtlich einer erwarteten Erosion der Institution Betriebsrat fehl am Platze sei, eine Untersuchung anführt, der zufolge die Betriebsräte aus den Folgen der Finanzkrise gestärkt hervorgegangen seien und dazu allein auf deren größere Anerkennung durch die Beschäftigten verweist, dann erscheint diese Begründung doch einigermaßen schwach. Denn dieser Beweis wäre wohl nur zu führen, wenn man Untersuchungen hätte, die Interessenwirksamkeit bzw. Gestaltungskraft von Betriebsräten in den jeweiligen Interaktions- und Integrationsprozessen angesichts sich verändernder Bedingungen zureichend erfassen. Ich habe 2008 auf das Fehlen von aussagekräftiger Empirie innerhalb der Mainstreamforschung zu eben diesem Punkt im Rahmen eines meiner Beiträge zur Krisendiskussion des Fachs kritisch hingewiesen.

Untersuchungen, die solchen Fragen substantiell nachgehen, liegen unter den in Hermann Kotthoffs Bilanz angeführten Arbeiten kaum vor. Sein Hinweis auf eine Studie von Martin Schröder zum Beispiel ist für einen solchen Beleg denkbar ungeeignet, denn für diese Untersuchung wurde sehr gezielt nach mittelständischen Unternehmen in Privatbesitz gesucht, in denen man – im Unterschied zu Dax-notierten Unternehmen und Global Players - eine andere *Standortethik* zu finden hoffte - und dann auch glücklich in zwei Fällen fand. Dass Jürgen Kädtler demgegenüber bereits 2006 in Betrieben der Großchemie einen Machtverlust der Betriebsräte feststellt, ist da schon aussagekräftiger, wird aber in Kotthoffs Bilanz nur beiläufig erwähnt. Dass ihm Einschätzungen nicht geläufig sind, die Gewerkschaftspraktiker in Wissenschaftler-Praktiker-Dialogen geäußert haben, ist hingegen erklärlich. So hat zum Beispiel das IGM Vorstandsmitglied Jans Jürgen Urban nach dem Schock der Weltfinanz- und neuen Weltwirtschaftskrise wiederholt von einem *neuen Korporatismus der dritten Art* gesprochen, einem Korporatismus aus Verunsicherung und Schwäche auf allen Seiten.<sup>56</sup> Zumindest Teile der Untersuchungen außerhalb des Mainstreams, die seine These nicht stützen, hätte Kotthoff hingegen kennen müssen. Eine Analyse des *Forums Gewerkschaften* aus dem Jahr 2014 weist so unter Bezugnahme auf die infolge des neoliberalen Rollbacks über einen langen Zeitraum veränderten Rahmenbedingungen der Mitbestimmung überzeugend nach, dass sich die Mitbestimmung in Deutschland, wie die Unternehmen selbst in einem massiven Umstrukturierungsprozess befinde. Mit *Alarmismus* habe diese Feststellung nichts zu tun – vielmehr aber mit der Frage nach *neuer Erdung* von Mitbestimmung.

---

<sup>55</sup> Das betraf immerhin drei von zwölf Unternehmen. In der von Uwe Dechmann und mir durchgeführten Untersuchung über Standortkonflikte findet sich dazu im Zusammenhang unserer Analyse zur Rolle von höher qualifizierten Angestellten in solchen Konflikten eine ausführliche Würdigung beider Arbeiten (Martens/Dechmann 2010, 131-138).

<sup>56</sup> In seinem Buch *Der Tiger und seine Dompteure* (Urban 2013, 198ff) spricht er später von einem neuen *Krisen-Korporatismus*.

Doch genau für eine solche Erdung hat der eben behandelte Strang akademischer industriesoziologischer Institutionenforschung nichts zu bieten. Man muss dann schon auf die weniger akademisch orientierte, vornehmlich arbeitssoziologische Forschung der jüngeren Vergangenheit schauen. Und im Blick darauf möchte ich im Kontrast zu dem eben exemplarisch hervorgehobenen Diskurs im Mainstream des akademischen Fachs auf eine andere, arbeitspolitische Debatte abheben. Sie gehört die in den Zusammenhang eines übergreifenden Diskurses um Entgrenzung und Subjektivierung von Arbeit, der unstrittig sehr wesentlich auch von einer Reihe prominenter Lehrstuhlinhaber forciert worden ist und im akademischen Diskurs eine herausgehobene Rolle spielte<sup>57</sup> - in den Bilanzierungen der ‚Industriellen Beziehungen‘ hingegen, kennzeichnender Weise, gänzlich fehlt: Diese Debatte ist dann aber im Blick auf das, was Michael Schumann als *anwendungsorientierte Grundlagenforschung* bezeichnet, vor allem in einem begrenzten Teilsegment der Disziplin geführt worden – und dies wiederum kennzeichnender Weise im engen Austausch mit der IG Metall. Die IG Metall hat in der ersten Phase einer Verdichtung dieser Debatten 2005 eine Tagung zu neuen Ansätzen einer gewerkschaftlichen Arbeitspolitik durchgeführt. Die Ergebnisse sind in einem von Richard Detje u.a. herausgegebenen Tagungsband dokumentiert. Dabei ging es um die Frage, welche Ansätze *innovatorischer* oder *eigensinniger* Arbeitspolitik sie heute in ihrer eigenen Politik aussichtsreich verfolgen könne. Wissenschaftliche Analysen und gewerkschaftliche Handlungsansätze wurden präsentiert und diskutiert. Ansätze *innovatorischer* (Schumann) und „eigensinniger“ Arbeitspolitik (Sauer), aber auch schon Überlegungen zu einer *Politik der Entprekariisierung* (Dörre) bestimmten die Debatte aus Sicht der eingeladenen Wissenschaftler. Die Orientierung auf innovatorische Ansätze von ‚guter Arbeit‘ über ‚besser statt billiger‘ bis zu ‚Tarif aktiv‘ wurde von den Praktikern aus den Reihen der IG Metall zur Diskussion gestellt. Der entsprechende arbeitspolitische Diskurs wird seither fortgesetzt – zwischen entsprechend engagierten WissenschaftlerInnen und der IG Metall im Rahmen eines dort im September 2009 eingerichteten Arbeitskreises ‚Arbeitspolitik und Arbeitsforschung‘, aber auch in anderen Dialogräumen zwischen Arbeitsforschung und Gewerkschaften wie etwa dem ‚Forum Neue Politik der Arbeit‘ oder auch dem ‚Forum Gewerkschaften‘ der Zeitschrift ‚Sozialismus‘. Ich skizziere im Folgenden exemplarisch den Auftakt entsprechender Debatten im Jahr 2005.

Michael Schumann präsentiert damals ein Konzept *innovativer Arbeitspolitik* als eine *antitayloristische Arbeitsgestaltung*. Dabei gehe es um Aufgabenerweiterung, (mehr)

---

<sup>57</sup> Der Diskurs setzt bereits gegen Ende der 1980er Jahre ein (Schmiede 1988, Schumm 1988, Baethge 1991) und erhält dann über die Debatten um das Konzept des *Arbeitskraftunternehmers* (Voß/Pongratz 1998) einen neuen starken Impuls, der zu einer breiten Debatte zu Beginn der nächsten Dekade in verschiedene Richtungen ausdifferenziert - siehe etwa die Beiträge in Moldaschl/Voß 2001. Dazu gehören die Diskussionen um die *Wissensarbeit* ebenso wie die von Repräsentanten der einer ‚kritischen Industriesoziologie‘ verpflichteten Institute geführte Diskussion um *Arbeit im Übergang* und später *Die organisatorische Revolution* (Sauer 2005 und 2013) sowie um unterschiedliche arbeitspolitische Konzepte, die den Gewerkschaften in Auseinandersetzung mit den neuen Herausforderungen nahegelegt werden. Eine engere akademische Diskussion zu diesen Fragen ebenso wie die arbeitspolitischen Debatten setzen sich bis heute fort.

Eigenverantwortung und Selbstorganisation, Bedeutungsgewinn von Subjektqualitäten. Kontinuitäten zu älteren Konzepten aus Zeiten des Aktionsprogramms Humanisierung des Arbeitslebens sind unübersehbar. Innovative Arbeitspolitik wird in bewusster Einführung der Argumentation als vor allem für die Gruppe der *Know-How-Träger* als eine problemadäquate gewerkschaftliche Antwort auf die Veränderungen von Arbeit gekennzeichnet, die aber auch im Blick auf andere Arbeitstypen, im Bereich *ausführender Arbeiten* aber auch bei den *Innovationsträgern* bedeutsam sei. Aufgrund der unausweichlichen Ambivalenzen von Innovationsprozessen sei sie an Rahmenbedingungen im Bereich der Arbeits- und Betriebsorganisation, also an Gruppenarbeit und Dehierarchisierung, an geeignete Qualifizierungs- und Entgeltregelungen, Mitbestimmungsregelungen, Vertrauenskulturen und ein höheres Maß der Selbstorganisation der eigenen Interessenvertretung gebunden. Das SOFI-Projekt Auto 5000 bei VW wird als prominentes Beispiel entsprechender Ansätze genannt.

Dieter Sauer fragt demgegenüber vor dem Hintergrund seiner Zeitdiagnose eines *Bruchs mit dem fordistischen Produktions- und Sozialmodell* skeptisch, ob es noch Spielräume für einen anti-tayloristischen Deal gebe. Aus seiner Analyse folgt: *radikale Vermarktlichung zerstört tendenziell die Verhandlungsgrundlagen und Spielräume gewerkschaftlicher Arbeitspolitik*. Vor dem Hintergrund der von ihm vorgeschlagenen Unterscheidung von Prekarisierung, (Re-)Taylorisierung und Subjektivierung als Problem- und Gestaltungsfeldern von Arbeitspolitik kommt er zu dem Ergebnis, dass *das mittlere Feld der retaylorisierten Arbeit schrumpft, während die beiden anderen Felder der Prekarisierung und Subjektivierung zunehmen*. Zugleich verringere sich mit *zunehmender Durchsetzung marktorientierter Organisations- und Steuerungsformen in den Unternehmen (...)* die Möglichkeit einer *kompromiss- und konsensorientierten Arbeitspolitik*. Folgerichtig führt seine Analyse zur Frage nach Ansatzpunkten einer *eigensinnigen Arbeitspolitik*, die - nicht nur im Blick auf Kompromisse sondern aus dem Eigensinn der lebendigen Arbeit heraus – darauf zielt, *schlechter Arbeit* Grenzen zu setzen, Institutionelle Sicherungen gegen Prekarisierung zu verteidigen und neu aufzubauen, Gestaltungsansprüche via Mitbestimmung zu beanspruchen und vermehrt Räume zur Reflexion der tiefgreifenden Veränderungen von Erwerbsarbeit zu schaffen. Für eine strategische Neuausrichtung von Arbeitspolitik gelte es, *die progressiven Potentiale der gegenwärtigen Übergangsphase so ins Visier zu nehmen und ihnen zur Entfaltung zu verhelfen*.

Klaus Dörre schließlich diskutiert das Problem der Prekarisierung von Lebens- und Beschäftigungsverhältnissen als *systemische Folge eines marktzentrierten Produktionsmodells*, durch die die soziale Frage zu Beginn des 21. Jahrhunderts wieder an Brisanz gewinne. Es gehe um eine *Wiederkehr der Unsicherheit*. Zwar sei die Gruppe der wirklich Ausgegrenzten in der Bundesrepublik noch nicht sehr groß, aber Prekarisierung sei *kein Phänomen an den Rändern der Arbeitsgesellschaft*. Sie bewirke vielmehr *tatsächlich eine allgemeine subjektive Unsicherheit, die bis tief hinein in die Lebenslagen der formal Integrierten reicht*. Prekarisierungsprozesse wirkten *desintegrierend und zugleich als disziplinierende Kraft*. Vor diesem Hintergrund werden verschiedene Elemente einer *Politik der Entprekarisierung* - vom Kampf um

*Ideen* gegen den neuen neoliberalen *Geist des Kapitalismus* über die Anerkennung der inzwischen eingetretenen Differenzierungen, Ansätze der Selbstorganisation von Gruppen des *äußerst heterogenen ‚Prekariats‘*, bis zu Forderungen nach qualifizierten sozialen Dienstleistungen und Mindestlohnmodellen - als Teil einer gewerkschaftlichen Arbeitspolitik diskutiert.

Die damalige Debatte ließe sich dahingehend zusammenfassen, dass man die verschiedenen wissenschaftlichen Analyseansätze nicht gegeneinander ausspielen darf. Hinter ihnen stehen sicherlich auch konzeptionelle Unterschiede, aber sie zielen eben auch auf verschiedene Teilgruppen oder Segmente der abhängig Beschäftigten – von den hochqualifizierten modernen Wissensarbeitern oder Symbolanalysten über die klassische gewerkschaftliche Kernklientel bis hin zu den an den Rand der Systems der Erwerbsarbeit gedrängten schon prekarierten Beschäftigten. Auf alle diese Segmente bezogen bedarf es geeigneter arbeitspolitischer Ansätze der Gewerkschaften. Der Herausforderung zu arbeitspolitischen Ansätzen in dieser Spannweite ist sich die IG Metall sicherlich auch bewusst – sonst wären vermutlich nicht wissenschaftliche Beiträge in Bezug auf die ganze Breite dieses Spektrums auf der erwähnten Tagung repräsentiert gewesen. Aber es fällt doch auf– nicht überraschend –, dass die präsentierten und diskutierten neueren gewerkschaftlichen Handlungsansätze eher auf Bereiche der klassischen gewerkschaftlichen Kernklientel fokussieren. Hier hat die IG Metall in der Folge auch mit ihren Kampagnen wie ‚besser statt billiger‘ oder ‚Tarif aktiv‘ vor allem angesetzt, die von Thomas Haipeter u.a. in den Jahren bis 2011 untersucht wurden. Es gab aber auch schon zu dieser Zeit verschiedene Initiativen in Bezug auf höher qualifizierte Beschäftigte, die sich seither weiterentwickelt haben. Ebenso haben sich seit der IG Metall-Kampagne ‚Initiative Solidarität‘ für prekär Beschäftigte im Jahr 2006 die gewerkschaftlichen Aktivitäten für diese Beschäftigtengruppe mit beachtenswerten Erfolgen intensiviert, wie zuletzt die verschiedenen Beiträge zu gewerkschaftlichen Positionsbestimmungen in Bezug auf Prekarisierung zeigen. Die Forschung zu all diesen gewerkschaftlichen Ansätzen zeigt in ihren Ergebnissen sicherlich - neben deutlichen Hinweisen auf eine Schwächung der Handlungs- und Gestaltungsfähigkeit von Betriebsräten – auch, dass die Betriebsräte und ihre Gewerkschaften große und in Teilen durchaus erfolgreiche Anstrengungen unternommen haben, dem entgegenzuwirken. Ganz sicher kann man aber kaum von einem generellen Bedeutungszuwachs der Betriebsräte sprechen, auch weil in den erwähnten Kampagnen immer auch die Gewerkschaften mit im Spiel sind.<sup>58</sup> Zum anderen kommen auch immer neue Formen der Beteiligung der Beschäftigten selbst ins Spiel. Für deren Entwicklung und Verständnis sind dann die Veränderungen von *Arbeit im Übergang* als Bedingung für *innovative* oder *eigensinnige Arbeitspolitik* bedeutsam. Und im Zuge dieser Entwicklungen verändert sich das Verhältnis von Betriebsräten und Belegschaften. Dies wird in vielen Untersuchungen sichtbar – entgegen der Einschätzung Kotthoffs, der hier eine Forschungslücke sieht.

---

<sup>58</sup> Überzeugend empirisch belegt findet sich das in der Untersuchung meiner alten Forschungsgruppe (Katenkamp u.a. 2018), an der auch ich noch einmal beteiligt gewesen bin – über alle zehn Fallstudien aus den Organisationsbereichen von IOG Metall, IG Bergbau-Chemie-Energie und ver.di hinweg.

#### **4. In ‚beobachtender Teilnahme‘ inter- und transdisziplinäre Zugriffe auf die krisenhaften Umbrüche der Zeit neu entwickeln**

Ich habe mich auf die Entwicklungen der Arbeits- und Industriesoziologie in diesem Essay einerseits aus der Perspektive subjektiver Erfahrungen meiner eher ‚grenzgängerischen‘ Bezüge zu ihr, andererseits aber auch in einem zwar selektiven, aber doch stärker objektivierenden Rückblick auf die Entwicklung des Fachs beschäftigt. Schon in Bezug auf die herausgegriffenen Stränge der Forschung zu (betrieblicher) Mitbestimmung oder zur Entwicklung von Arbeit habe ich dabei ausgewählt. Weitere Stränge wie Gewerkschaftsforschung, Arbeiterbewusstseinsforschung, Arbeitsmarktforschung etc. blieben ausgespart. Aber es geht hier ja nicht darum, eine breit aufgefächerte Disziplin mit dem Anspruch auf auch nur annähernde Vollständigkeit zu würdigen.<sup>59</sup> Wie einleitend schon erwähnt, habe ich mich dazu mit meinen Beiträgen zur Krisendebatte des Faches, die ich zwischen den Jahren 2003 und 2008 geschrieben habe, ausführlicher geäußert, und ich sehe nicht, dass ich meine damaligen Positionen verändern müsste. In diesem Essay ging es mir nur darum, meine subjektive Bilanz durch den vertiefenden Blick auf wenige exemplarisch ausgewählte Forschungsstränge abzusichern. Teile der jüngsten Bilanzierungen in der für den Mainstream des Faches wohl bedeutsamsten Zeitschrift boten dafür einen willkommenen Anlass. Was mich dabei heute stärker interessiert, ist die Frage danach, ob diese Bilanzierungen – die in den ‚Industriellen Beziehungen‘ und dann meine eigene - zu einem Bild einer spezialdisziplinären Entpolitisierung eines Fachs führen, das einmal mit einem einigermaßen umfassenden gesellschaftlichen Gestaltungsanspruch angetreten ist. Die Arbeits- und Industriesoziologie wollte ja einmal mehr sein als eine soziologische Fachdisziplin. Meine zugespitzte Frage wäre hier, ob dieses früher gezeichnete Selbstbild nicht eher von vorneherein ein Trugbild gewesen ist. Und ich komme über diese Frage zu einer Pointierung und vielleicht Schärfung meiner früheren Sicht der Dinge.

Dass Wissenschaftlerkollegen wie Michael Schumann die ersten Nachkriegsjahrzehnte im etwas nostalgischen Blick zurück als ‚goldene Jahrzehnte‘ der kritischen Industriesoziologie ein wenig verklärt haben, ist verständlich. Das war die Phase ihres eigenen Aufstiegs innerhalb der Profession, und damals war es fast noch selbstverständlich, Arbeit als zentrale Kategorie zum Verständnis der Gesellschaft anzusehen. Gesellschaftsanalyse in Anknüpfung an oder Auseinandersetzung mit Marx lag bis in die 1970er Jahre hinein aus unterschiedlichen Gründen immer wieder sehr nahe – zunächst aufgrund bemerkenswert erfolgreicher Institutionalisierungsprozesse, die den Klassenkonflikt einfriedeten, dann wegen dessen vermeintlichem neuen Aufbrechens. Allerdings setzten dann, außerhalb der Profession, ziemlich bald die for-

---

<sup>59</sup> Im Blick auf die Betriebsrats- und Mitbestimmungsforschung der letzten zwanzig Jahre habe ich im Anschluss an diesen Essay in anderem Arbeitszusammenhang eine umfassende Analyse erstellt, die auf meine Homepage eingestellt ist (Martens 2015b).



cierten Debatten über ‚die Krise des Marxismus‘ ein<sup>60</sup> – und die warfen weiterreichende Fragen auf, als in der in der von Michael Schumann zustimmend zitierten Formulierung Horst Kerns anklingt, dass *die Forderung nach mehr Theoriearbeit (...) allerdings damals wie heute ihre Richtigkeit* gehabt habe. Die Faszination, die das Fach vor dem Hintergrund wiederaufbrechender industrieller Konflikte in Westeuropa auf viele junge Sozialwissenschaftler meiner Generation ausübte, war aus meiner heutigen Sicht ein Irrtum, den ich mit manchen Anderen geteilt habe. Das Interesse an den empirischen Fragestellungen war berechtigt, aber das Angebot der industri soziologischen Erklärungsansätze, die uns damals wichtig wurden, war zu schmal. Außerdem gab es neben, wenn nicht vor ihnen auch andere, theoretisch zweifelhafte Traditionslinien innerhalb des Fachs. Dessen Faszination war so für mich schon im Ausgang der 1970er Jahre vorbei. Es bewegte sich als akademische Spezialdisziplin bereits in wichtigen Teilen wieder in die alten Bahnen zurück, die Baldamus seinerzeit kritisiert hatte, während ich selbst mich mit den Herausforderungen interdisziplinärer empirischer Arbeitsforschung konfrontiert sah. So verlor es für mich lange Zeit an Bedeutung. Mein neu erwachendes Interesse und meine Replik auf Schumanns Abschiedsvorlesung habe ich 2003 vor dem Hintergrund eines eigenen, im Rückblick allzu hoffnungsfrohen Neuanlaufs auf meinem Feld anwendungsorientierter empirischer Arbeitsforschung formuliert – und dies deshalb, weil ich damals meinte, einen solchen Neuanlauf aussichtsreich mit der Besetzung einer nun profilierteren Position im industri soziologischen Diskurs flankieren zu können.

Das erwies sich als Irrtum. Es gelang mir mit einer Ausnahme im Jahr 2008 nicht, Aufsätze in den einschlägigen sozialwissenschaftlichen Zeitschriften unterzubringen und auch ein 2007 veröffentlichtes Buch, das sich kritisch mit der Entwicklung der Industriosozologie auseinandersetzte, fand bei deren Repräsentanten nicht allzu viel Resonanz. Ich musste einsehen, dass ich nach mehr als dreißigjähriger, gegenüber der Arbeits- und Industriosozologie eben ‚grenzgängerischer‘ Forschung im eher selbstreferentiellen und selbstgenügsamen akademischen Fachdiskurs als Außenseiter nicht – oder bestenfalls als störend unangenehm - wahrgenommen wurde. Im heutigen Rückblick ist das im Übrigen nicht überraschend. Ich muss ja zugestehen, dass vor allem mein Aufsatz in der ‚Sozialen Welt‘ von 2008 etwas von einem Einwurf von außen an sich hatte. Hier kritisierte also jemand - der im, Übrigen innerhalb der Disziplin kaum einmal engagiert gewesen ist, und sich erkennbar auch nicht mehr engagieren wollte – das Fach mit einem zugegebenermaßen sehr hohen Anspruch.<sup>61</sup> Insofern waren die positiven Resonanzen, die es auch gab, eigentlich die bemerkenswerteren. Und erfreulich waren vor allem die Effekte in den arbeitspoliti-

---

<sup>60</sup> Korrekt müsste man wohl sagen , dass sie von Neuem einsetzten, denn in eher grundlagentheoretischen und philosophischen Debatten haben diese Debatte wirklich wichtige Denker\*innen wie Hannah Arendt, Albert Camus oder Michel Foucault ja schon seit Beginn der 1950er Jahre geführt.

<sup>61</sup> Meine kritische Bezugnahme auf die industri soziologische Krisen Debatte in der Sozialen Welt 2008 führte zum Beispiel dazu, dass nicht nur ein in diesem Aufsatz explizit kritizierter Kollege, sondern auch eine der Größen des Fachs geradezu empört reagierten und mir rundheraus jegliche Kompetenz zu einer solchen Stellungnahme absprechen wollten. Erfreulich, und für mich überraschend war hingegen, dass der Herausgeber des abschließenden Sammelbandes zur *Neuvermessung* des Fachs darin ein Kapitel aus meinem Buch aufgenommen hat.

schen Debatten, die ich mit initiiert habe und in denen ich engagiert gewesen bin. Dort wurden die Kontakte zu einigen Arbeits- und Industriesoziologen enger, die zuvor kaum auf uns aufmerksam geworden sind.

Zu Beginn der Krisendebatte der Arbeits- und Industriesoziologie war meine Einschätzung dahin gegangen, dass mit neuen goldenen Jahren einer kritischen Industriesoziologie nicht zu rechnen sei und schon die alten ‚goldenen Jahre‘ bei *näherer Betrachtung nur im etwas nostalgischen Rückblick so angenehm eingefärbt* leuchteten. Hingegen gebe es, so meinte ich damals, vielleicht die Chance, den *potentiellen Beitrag empirischer Sozialforschung für eine ‚Neue Politik der Arbeit‘* zu entfalten, wenn wir uns als Forscher und Berater im Modus *beobachtender Teilnahme* – übrigens eine Formulierung, die Friedrich Weltz als Orientierung für einen *Weg aus der Marginalisierung der Industriesoziologie* verwendet hatte - auf die ablaufenden Veränderungen einlassen würden. Dann dürften wir uns allerdings nicht davor fürchten, in einzelnen Projekten der Auftragsforschung *so sehr in die Handlungsdynamiken und –zwänge außerwissenschaftlicher Akteure hineingezogen zu werden, dass wir vermeintlich kritischen Wissenschaftlern als ‚servants of power‘ erscheinen könnten*. Wir müssten unsere Forschungs- und Beratungsarbeit in den *immer gegebenen gesellschaftlichen Verwendungszusammenhängen* vielmehr so organisieren, dass wir *den Erfordernissen wissenschaftlicher Distanzierung Rechnung tragen und die Chancen der Kumulation wissenschaftlicher Erkenntnisfortschritte im Blick auf eine sukzessive bessere methodische und theoretische Fundierung* nutzen könnten. Weltz argumentiert im Rückblick auf seine lange Forschungserfahrung ganz ähnlich und sieht gerade in der Praxisnähe eine Chance zur zusätzlichen *Validierung der Befunde*. Ferner betont er, dass es auf einen *gleichzeitigen und gleichgewichtigen Blick auf menschliche Arbeit einerseits und auf den institutionellen, organisatorischen und ökonomischen Rahmen* andererseits ankomme, wenn man stabile Gestaltungsansätze zu entwickeln und implementieren helfen wolle. Dies heute auf der Höhe der Zeit zu bewerkstelligen, erforderte aber konzeptionelle Ansätze und geeignete empirische Verfahren, die die immer noch weitgehend ungebrochenen Zwänge des *Shareholder-Kapitalismus* im Zeichen fortgeschrittener Digitalisierung und der auf ihrer Grundlage möglichen *organisatorischen Revolution*, von der Dieter Sauer zuletzt 2013 gesprochen hat, ebenso zu erfassen gestatten, wie die Entfaltung der lebendigen Arbeit mit ihren neuen Pathologien, aber auch ihren inneren Logiken und Entwicklungspotentialen.

Ich war seinerzeit – nach persönlich eher krisenhaft erlebten Erfahrungen gegen Ende der 1990er Jahre, wie schon angedeutet, gerade an einem Neuanlauf zur Herbeiführung von Inter- und Transdisziplinarität aktiv beteiligt – also wieder einigermaßen optimistisch im Blick auf den Typus von anwendungsorientierter Arbeitsforschung, an dessen Professionalisierung ich an der Sozialforschungsstelle langjährig aktiv mitgearbeitet hatte. Heute müsste ich einräumen, dass ich mich da ein gutes Stück weit getäuscht habe. Dieter Sauers fünf Jahre später getroffene Einschätzung, dass eine kritische Industriesoziologie schwerlich eine Renaissance erleben, vielmehr *stärker auf subversive Strategien verwiesen* sein werde, war da deutlich realistischer – so-

wohl gegenüber Michael Schumanns Optimismus in Bezug auf eine arbeits- und industriesoziologische *anwendungsorientierte Grundlagenforschung*, wie auch gegenüber meinen Hoffnungen auf eine anwendungsorientierte Arbeitsforschung ohne diesen engen Disziplinbezug. Dieser größere Realismus wurde allerdings auch durch die Entwicklung der inzwischen vergangenen fünf Jahre verstärkt nahegelegt. Waren die Verhältnisse schon zu Beginn der Dekade dadurch gekennzeichnet, dass die verbliebene Schubkraft aus dem reformpolitischen Jahrzehnt der 1970er Jahre sehr schwach geworden war, so war diese nun definitiv aufgezehrt. Darüber hinaus traf das neoliberale Rollback nicht nur die aus den Universitäten ausgewanderte Arbeitsforschung massiv, sondern auch die universitäre Forschung selbst. Es war ja kaum drei Jahre später, dass der Soziologe Richard Münch von einem *akademischen Kapitalismus* gesprochen hat, in dem unsere Gesellschaft im Zuge der Ökonomisierung der Universität die *Universitäten als Freistätten des Geistes* aufgabe. Und der Philosoph Reinhard Brandt hat zur selben Zeit gegenüber einer nun am Paradigma der Schule orientierten Universität dazu aufgefordert, zu *Partisanen der Erkenntnis* zu werden und *das Regime der Bürokratie* zu demaskieren und zu schwächen, wo immer es möglich sei.

Mir fallen, nochmals gut drei Jahre später, meine Schlussfolgerungen in diesem Essay leicht: Innerhalb des Fachs mit seinen inzwischen doch sehr deutlichen akademischen Schwerpunktsetzungen muss ich mich nicht mehr positionieren, und auch die Nische empirischer, anwendungsorientierter Arbeitsforschung muss ich nach dem Ende meiner Erwerbstätigkeit nicht mehr behaupten. Beides vergrößert die Chance zur produktiven Distanznahme.

Aus der Krise des Fachs sind unterschiedliche Konsequenzen gezogen worden. Die drei wichtigsten sind aus meiner Sicht: (1) eine weitere, eher selbstbescheidene Akademisierung, (2) die weitere Fokussierung auf eine kritische, im Kern arbeitssoziologische Analyseperspektive an einigen Lehrstühlen und in einigen eher hochschulferneren Forschungseinrichtungen und (3) die Orientierung auf anwendungsorientierte sozialwissenschaftliche Arbeitsforschung bei fortgesetzter Relativierung des spezialdisziplinären Bezugs und neuen Anstrengungen zu Inter- und Transdisziplinarität. Die erste dieser Konsequenzen lässt sich am Mainstream der Debatten nachverfolgen, wie er etwa in der Zeitschrift ‚Industrielle Beziehungen‘ zum Ausdruck kommt. Die zweite lässt sich vor allem entlang der Entwicklung der großen arbeits- und industriesoziologischen Institute nachzeichnen. Zu ihnen rechnete aus meiner Sicht die sfs nach ihrer Neugründung zu Zeiten der ‚goldenen Jahre der kritischen Industriesoziologie‘ nur in Grenzen. Zu ihnen sind aber andere Forschungseinrichtungen wie, nach 2000, zunächst das Forschungsinstitut für Arbeiterbildung (FIAB) und später die Forschungsgruppen an der Universität Jena, zusammen mit einigen weiteren hinzuzurechnen. Für die dritte Gruppe steht aus meiner Sicht in besonderer Weise, aber ganz sicher nicht allein die sfs als Landesinstitut.

Alle diese Konsequenzen haben ihre Plausibilität. Alle sind nur begrenzt erfolgreich gewesen; aber sie sind unterschiedlich zu bewerten. Die Selbstbehauptung als aka-

demisches Fach – gegenüber betriebswirtschaftlicher Organisationsforschung, Organisationssoziologie etc. – konnte der Arbeits- und Industriesoziologie auf Dauer nur bedingt Stabilität sichern. Die Zahl der Lehrstühle schrumpfte. Die Selbstreferentialität seiner Debatten begrenzte das Fach spezialdisziplinär und nahm ihm den Großteil seines kritischen Potentials. Nachdem Gerhard Brandt, in einem im Ausgang der vermeintlich ‚goldenen‘ Jahre 1984 veröffentlichten Aufsatz noch einmal die enge Verknüpfung von Marxismus und Industriesoziologie hervorgehoben hatte, sind die blauen Bände eher unauffällig, aber doch ziemlich rasch aus den Regalen entfernt und statt dessen systemtheoretische oder neoinstitutionalistische Bezüge in den Vordergrund der Debatten gerückt worden. Im akademischen Mainstream des Faches, wie er etwa in den Bilanzierungen in den ‚Industriellen Beziehungen‘ zum Ausdruck kommt, geht es damit auch analytisch wesentlich um die Variabilität und Stabilität gegebener Prozessstrukturen – seien sie nun neoinstitutionalistisch oder systemtheoretisch gefasst. Um Christian von Ferber hier noch einmal zu zitieren: *die soziale Wirklichkeit gehört keiner einzelnen Disziplin*. Sie richtete sich eben nicht nach deren Wahrnehmungsgrenzen und innerhalb derer geht es eben eher darum *immer mehr von immer weniger zu wissen*. Man könnte hier aber in Bezug auf ein Wissenschaftsverständnis, dem es allein darum geht – sei es nun institutionen- oder systemtheoretisch orientiert – festzustellen was ist, auch so argumentieren wie Oskar Negt und Alexander Kluge. Sie schrieben 1981 in ihrem Werk *Geschichte und Eigensinn*:

*Das ist der grundlegende Unterschied (zwischen ihren eigenen Anstrengungen um eine Politische Ökonomie der Arbeitskraft, die in unseren heutigen Zeiten einer ‚Subjektivierung von Arbeit‘ grundagentheoretisch immer wichtiger wird (H.M.)) zur politischen Ökonomie des Kapitals, die nicht mit Potentialen rechnet, sondern mit Realitäten und aktuellen Verhältnissen. Mit Potentialen geht sie um, aber ausschließlich zum Ziel ihrer wirklichen Aneignung. Gegenstand der Wissenschaft der politischen Ökonomie sind die angewendeten Formen, nicht die möglichen (Hervorhebung im Original).*

Gegenstand des institutionentheoretischen Zugriffs der Industriesoziologie sind die eingetretenen Stabilisierungs- und Integrationseffekte und nicht die durch gesellschaftliche Veränderungsprozesse – auf Seiten der lebendigen Arbeit wie auch auf Seiten des ihre Verausgabung bedingenden herrschaftlichen gesellschaftlichen Zusammenhangs – ausgelösten Krisenentwicklungen, mit den dadurch induzierten Gegenbewegungen aber auch neu eröffneten Möglichkeitsräumen.

Wer die zweite der drei Konsequenzen zog, orientierte sich, lange noch getragen vom Schub des Jahrzehnts sozialdemokratischer Reformpolitik, im Grunde früh auf Nischen jenseits des sich herausbildenden Mainstreams und versuchte gegen ihn am kritischen Impetus der Aufbruchsjahre festzuhalten. Aus dieser Perspektive heraus hat Michael Schumann versucht, nach dem Jahrhundertwechsel, im Blick auf die sich abzeichnenden Widersprüche des neoliberalen Rollbacks - er spricht seinerzeit noch vorsichtig von *neuen Turbulenzen* - die Argumente für seine optimistische Prognose zu entwickeln. Und in dieser Perspektive hat sich die arbeitssoziologische Forschung

in München, Göttingen oder Jena weiterentwickelt und – am ehesten wohl der Prognose von Dieter Sauer entsprechend – ihre Nische behaupten können. Und auch der damals an der sfs in einem Neuanlauf begonnene Versuch, anwendungsorientierte Arbeitsforschung ohne den engen industriesoziologischen Disziplinbezug neu in Stellung zu bringen, war auf eine Nischenexistenz verwiesen. Er fand diese weiter einschrumpfende Nische zunächst eher außerhalb des wissenschaftlichen Diskurses in einigen Feldern wissenschaftlicher Beratung, und er versuchte zuletzt, sie in Bezug auf arbeitssoziologische Fragen durch große Anstrengungen um die Herstellung von Interdisziplinarität weiter zu befestigen.

Blickt man heute auf alle drei Entwicklungslinien, so zeigt sich einmal mehr: nostalgische Rückblicke sind unangebracht, und Erneuerungen/Erweiterungen spezialdisziplinärer Zugriffe reichen nicht aus. Aber mit der Entwicklung des Landesinstituts zu einer zentralen wissenschaftlichen Universitätseinrichtung wurde eine Akademisierung der Forschung forciert, die letztlich in diese Richtung geht. Und mit der Leitfragestellung nach sozialer Innovation verschwand der vorher zentrale Bezug auf Arbeit. Lediglich in einem Teilbereich des Instituts gelang bislang eine erfolgreiche Behauptung interdisziplinärer Arbeitsforschung – wiederum in einer Nische, nun aber auch in einer Institutsnische und zuletzt vornehmlich im Rahmen einer Vereinslösung außerhalb des Instituts. Aktuell scheint es zwar so zu sein, dass das Institut insgesamt um eine Reaktivierung seines arbeits- und industriesoziologischen Forschungsstranges bemüht ist, aber welche Entwicklungen daraus folgen, bleibt abzuwarten.

Meine Kritik am, Mainstream der Industriesoziologischen Forschung habe ich weiter oben formuliert. Meine Sympathie mit den Anstrengungen anwendungs- und politiknaher Arbeitsforschung, habe ich zum Ausdruck gebracht. Im Wege interdisziplinärer Arbeitsforschung wäre wissenschaftlich immer noch beharrlich der Frage nachzugehen, welche widerständigen Potentiale der lebendigen Arbeit angesichts der fortschreitenden Subjektivierung und Entgrenzung von Erwerbsarbeit auszumachen sind und wie sie im Blick auf *das Ganze* gesellschaftlich notwendiger Arbeit<sup>62</sup> und in der Perspektive auf sozial wie auch ökologisch nachhaltigere gesellschaftliche Entwicklungen gestärkt werden können. Im Hinblick auf eine bessere grundlegende Fundierung solcher Forschung, wie insbesondere auch die von ihr angestrebte Anwendungs- und Politiknähe ist für mich in den letzten Jahren zudem das Verhältnis von Wissenschaft, Philosophie und Politik zunehmend wichtig geworden. Blickt man auf Forschungsgruppen, die sich weiterhin konsequent um die Weiterentwicklung - oder angesichts der Folgen des neoliberalen Rollbacks auch eine Neubegründung – anwendungsorientierter empirischer Arbeitsforschung bemüht haben, ist das Bild, das sich zeichnen lässt, nicht allzu ermutigend. Am Beispiel der sfs etwa müsste man sagen: bei der Neuanknüpfung an arbeits- und industriesoziologische Forschung, die derzeit versucht werden soll, bleibt abzuwarten, wie stark das in Anknüpfung an ei-

---

<sup>62</sup> Siehe zu dieser Perspektive, die im Hinblick auf eine wirklich nachhaltige Entwicklung auch die Bereiche notwendiger gesellschaftlicher Arbeit auch alle (noch) nicht kapitalisierten Formen von Arbeit, wie etwa Haus-, Erziehungs- und Eigenarbeit einbeziehen will, die Arbeiten von Friedrich Kambartel 1994 und Adelheid Biesecker 1999.

gene ältere Traditionslinien oder aber im Bemühen um größere Nähe zu einer stärker akademischen Orientierung geschehen wird.

Wissenschaftlich spricht so im Ergebnis meiner hier angestellten Überlegungen viel für Immanuel Wallersteins These, dass die vorliegenden spezialdisziplinären Grenzen der Sozialwissenschaften eher geeignet sind einen im Hinblick auf gestaltendes, also eingreifendes Handeln angemessenen Zugriff auf die soziale Wirklichkeit zu verstellen, weshalb es darauf ankäme, die Sozialwissenschaften zu öffnen oder *kaputtzudenken*. So hat Wallerstein das nach Abschluss der Arbeiten der Gulbenkiankommission, deren Vorsitzender er war, formuliert. Einige Jahre später hat er in einem in Österreich gehaltenen Vortrag zugespitzter, aber zugleich nur recht allgemein davon gesprochen, die Sozialwissenschaft befände sich *seit 1989 weltweit in einem jämmerlichen Zustand*. Aber die Beharrungskraft von Institutionen ist groß. Das hat die Forschung im Mainstream der Industiesoziologie in Bezug auf ihren Gegenstand ja durchaus gezeigt, wenn auch unter Verkenennung von Erosions- und neuen ‚Verlebendigungsprozessen, die institutionentheoretisch gerade nicht zu erklären sind. Die Bereitschaft zur Öffnung der Sozialwissenschaften – so Wallersteins Forderung im Ergebnis Arbeit der Gulbenkian-Kommission – wird also, so ist zu befürchten, eher gering sein, der Widerstand der institutionalisierten Disziplinen und Spezialdisziplinen hingegen hartnäckig. Mein Blick zurück auf meine eigenen Erfahrungen mit der Arbeits- und Industriesoziologie als Wissenschaftsdisziplin bietet dafür reichhaltiges Anschauungsmaterial.

Wer in solcher Lage gegen spezialdisziplinären Begrenzungen und Selbstbescheidenheiten an für eine andere, gesellschaftskritische Sozialwissenschaft streiten will, der hat dann allerdings - über das Erfordernis hinaus, sich dazu heute als *Partisan der Erkenntnis* - so die Formulierung des Kantianers Reinhard Brandt - verstehen und entsprechend handeln zu müssen - auch mit dem Problem zu tun, dass die gesellschaftliche Entwicklung irgendwie immer noch auf die Enttäuschungen zu reagieren scheint, die sich mit den sozialen Bewegungen verknüpfen, die aus den Protesten gegen Ende der 1960er Jahre heraus entstanden sind. Soziale Bewegungen die in einer emanzipatorischen Perspektive auf die multiplen Krisenprozesse der Zeit reagieren, sind in Europa bislang allenfalls an der südlichen Peripherie der EU zu beobachten gewesen. Insgesamt prägen freilich viel eher rechtspopulistische Bewegungen das Bild. Ich bin mir zwar sicher, dass wir in absehbarer Zeit die massiven Folgen der multiplen Krisenentwicklungen, insbesondere im Bereich von Ökonomie und Politik, auch hier im noch ruhigen ‚Auge des Sturms‘ erleben werden. Ein wissenschaftlicher Zugriff auf die krisenhaften Umbrüche der modernen Arbeitsgesellschaften, wird dann aber für diejenigen, die Ansatzpunkte für eingreifendes, gestaltendes Handeln besser herausarbeiten wollen, nur über Neuansätze einer inter- und transdisziplinären Forschung zu haben sein – und zudem den Zusammenhang von Wissenschaft, Philosophie und Politik systematisch in den Blick nehmen müssen.

## **Arbeit, Politik, Arbeitsgestaltung, Arbeitspolitik.**

### **Philosophische und einzelwissenschaftliche Zugänge angesichts der Herausforderungen „Neuer Arbeit“ in Zeiten krisenhafter epochaler Umbrüche**

#### **1. Einleitung**

Ich habe 38 Jahre lang als Politikwissenschaftler auf dem Feld empirischer Arbeitsforschung gearbeitet, überwiegend in Forschungsprojekten, die mit dem Anspruch auf Praxis- und Anwendungsnähe konzipiert und durchgeführt wurden – stetig aber auch in dem Bemühen, eben diesen Typus von Forschung grundlagentheoretisch zunehmend besser zu fundieren (Martens 2013).

Nach dem Ende meiner Erwerbstätigkeit war mir der Weg zu solcher Zweigleisigkeit zunächst verstellt: Der Zugang zu anwendungsnahen Drittmittelprojekten war im Rahmen der sfs nicht mehr möglich, und das Bedürfnis nach einer nunmehr stärker grundlagentheoretischen Reflexion der Orientierungen, die mir während meiner eigenen Berufsbiographie wichtig gewesen sind – im Blick nach vorne und zugleich stärker in Richtung auf eher politikwissenschaftliche Bezugspunkte meiner wissenschaftlichen Arbeit – lenkte meine Aufmerksamkeit in eine andere Richtung. Weiterhin waren die Herausforderungen der Zeit nicht mehr so sehr die einer „arbeitspolitischen Erweiterung“ des interessenorientierten Handelns von Akteuren in den Institutionen und Organisationen der Arbeit (vgl. Martens 1992). Aber auch meine Fokussierung auf eine „neue Politik der Arbeit“ ([www.FNPA.eu](http://www.FNPA.eu)) relativierte sich im Zeichen epochaler Umbrüche. Einerseits fehlte mir nun der fortgesetzte empirische Zugriff auf arbeitspolitische Themen; andererseits erschien die ‚Krise der Arbeitsgesellschaft‘ aus theoretischer Perspektive immer deutlicher nur als ein, wenn auch sehr bedeutsamer Aspekt gesellschaftlicher Krisenprozesse im Zeichen eines epochalen Umbruchs. Der ließ sich also nicht mehr so einfach, vielleicht nicht einmal mehr zentral in einer arbeitspolitischen Zuspitzung verstehen. Vielmehr lagen die theoretischen Herausforderungen aus meiner Sicht darin, die immer bedrohlichere Entwicklung der Krisen der vormals geradezu schon selbstverständlich demokratisch und wohlfahrtsstaatlich verfassten institutionalisierten Arbeitsgesellschaften besser zu verstehen. Angesichts anwachsenden ökologischen und politischen Krisenprozessen sowie eines neu auflebenden ‚geopolitischen Abenteuerturns‘ der Großmächte stellten sich neue Fragen. Zum einen galt es, sie als Krisen eines globalen kapitalistischen Entwicklungs- und Steuerungsprozesses zu begreifen, demgegenüber keineswegs mehr in hegelmарxistischer Tradition von der Herausbildung eines „historischen Subjekts“ im Spannungsverhältnis von Arbeit und Kapital auszugehen war. Zum anderen rückten Herrschaftsvorstellungen und –Mechanismen immer dringlicher in den Blick, die die Menschheitsgeschichte seit dem Neolithikum zutiefst prägen – im Geschlechterverhältnis und in unserem herrschaftlichen Verhältnis gegenüber der Natur. Aber selbstverständlich bedeutet das nicht, dass man deshalb sogleich Arbeit als wesent-

lich instrumentelles Handeln in die Sphäre der Wirtschaft eingebunden ansehen und somit Arbeitspolitik als wichtiges Politikfeld für grundlegende gesellschaftliche Veränderungen aufgeben dürfte.

Es ging mir also um praktische Herausforderungen und um Fragestellungen, die sowohl empirisch – bei der Breite der Themenstellung wesentlich im Wege der Aufarbeitung einschlägiger neuerer Literatur – als auch grundagentheoretisch und philosophisch anzugehen waren. Ich habe mich daran in einem Rahmen, der mir als Einzelnem so eben noch bewältigbar erschien, abgearbeitet (Martens 2013, 2014a und 2016) und meine Arbeitsergebnisse so gut als mir möglich breiter zugänglich gemacht. Neben den drei Buchpublikationen kann ich auf zahlreiche Beiträge auf meiner Homepage und einzelne Aufsatzveröffentlichungen in Sammelbänden und Zeitschriften verweisen. Dabei musste ich die Erfahrung machen, dass ich mit meiner Arbeitsweise nahezu regelmäßig an den Orientierungen von wissenschaftlichen Fachjournalen „vorbeigeschrieben“ habe. Verschiedene Aufsatzangebote wurden jedenfalls mit entsprechenden Begründungen abgelehnt. Ich ginge zu sehr „aufs Ganze“, ich stelle zu wenig auf spezifische, theoretische, historische oder empirisch analytische Desiderate der aktuellen Forschung ab, ich schreibe eher politische als politikwissenschaftliche Aufsätze etc. hieß es in den Absagen, die ich erhalten habe.. Ich musste also einsehen, dass ich andere Veröffentlichungsmöglichkeiten suchen musste, wenn ich ausdrücklich nicht auf spezialwissenschaftliche Vertiefungen ausgewählter Fragen aus war - oder in den Worten Christian von Ferbers (1997) „immer mehr von immer weniger wissen“ wollte. Wenn ich mich also weniger für selbstreferentielle einzelwissenschaftliche Diskurse interessieren mochte, sondern vielmehr den Letztbezug wissenschaftlicher Arbeit auf Gesellschaft ernst nehmen und angesichts multipler gesellschaftlicher Krisenentwicklungen im Epochenbruch wirklich „aufs Ganze“ gehen wollte, wurde das unausweichlich. Meine versuche, für entsprechende ambitionierte Buchmanuskripte einen größeren Verlag zu finden, scheiterten in den folgenden Jahren. Die Arbeit an meiner Homepage und die Veröffentlichung meiner Arbeitsergebnisse dort, wurde also zur nächstliegenden „Kunst der Aushilfen“.

Meine Arbeiten der letzten Jahre haben mich zugleich ein gutes Stück weit vom Focus meiner früheren wissenschaftlichen Arbeit weggeführt. Gleichwohl habe ich mich in einzelnen Beiträgen immer wieder mit den Entwicklungen sogenannter moderner Wissensarbeit beschäftigt. Vor diesem Hintergrund sind mir Fragen nach neuen Chancen nicht nur für eine Demokratisierung der Arbeit im Wege einer stärkeren Beteiligung der Arbeitenden an der Gestaltung ihrer Arbeit und Arbeitsbedingungen sondern auch nach neuen Chancen für mehr Selbstbestimmung in der Arbeit also wichtig geblieben. Zunächst bin ich ihnen noch in der vagen Hoffnung auf neue empirische Forschungsmöglichkeiten nachgegangen (Martens 2012, Martens 2014b), später in meiner Mitarbeit im Rahmen des Forums neue Politik der Arbeit und in Auseinandersetzung mit akademischen und arbeitspolitischen Debatten (Martens 2017, 2019 und 2020).



Allerdings hat sich schon dreieinhalb Jahre nach Beendigung meiner Erwerbstätigkeit, die Gelegenheit ergeben, doch noch einmal stärker auf Gegenstände meiner früheren arbeitsforscherischen Tätigkeiten zurückzukommen. Es boten sich Chancen neuer Mitarbeit in meiner früheren „primären Forschungsgruppe“, nun allerdings nicht mehr im Rahmen der sfs, an der ich früher gearbeitet habe, sondern im Rahmen der „Dortmunder Forschungsgruppe Arbeit, Politik, Prävention“ (DOFAPP) deren, wenn auch zunächst eher passives Mitglied ich seit deren Gründung gewesen bin. Ich stand damit aber auch vor der Herausforderung, mich nun doch wieder stärker auf bestimmte spezialdisziplinäre Diskurse einzulassen.

Dabei war aber zu beachten: Ich selbst hatte in meinen früheren entsprechenden Arbeiten an der sfs nur gelegentlich arbeitssoziologische Fragen im engeren Sinne bearbeitet. In meinen Schwerpunktsetzungen bin ich vielmehr eher mit dem befasst gewesen, was man landläufig mit dem Begriff der „industriellen Beziehungen“ umschreibt: Gewerkschaften, Mitbestimmung, Beteiligung waren meine herausgehobenen Themen. Es ging um die Institutionen der Arbeit, um Institutionalisierungsprozesse oder auch um deren Erosion, Chancen für oder Widerstände gegen deren arbeitspolitische Reform. Die Entwicklung und die Zukunft der gesellschaftlichen Arbeit interessierten mich also vornehmlich im Hinblick auf die Institutionen der Arbeit, auf die Interessenvertretungsarbeit der Gewerkschaften. Das Verhältnis von Interessenvertretungsarbeit und Politik, Perspektiven einer Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft, die Frage nach Chancen für eine „Neue Politik der Arbeit“ hatten dazu schon früh neue theoretische Fragen aufgeworfen, denen ich im Rahmen des FNPA zusammen mit anderen nachgegangen bin (Scholz u.a. 2006) – und im Rahmen meines Forschungsbereichs an der sfs zunehmend als Einzelkämpfer (Martens 2007, Martens/Dechmann 2010, Martens 2010).

Meine frühere Forschungsgruppe an der sfs – schon in den letzten Jahren, in denen ich ihr noch zugehörte – hatte, gewissermaßen gegenläufig zu meiner Schwerpunktsetzung, den Focus ihrer Forschungen auf arbeitssoziologische Themen im engeren Sinne gelegt. Unser damaliger Forschungsbereich „Arbeitspolitik und Gesundheit“ befasste sich vornehmlich mit Fragen von Arbeitsgestaltung und Gesundheitsprävention auf der Mikroebene. Die Arbeit meiner damaligen Kolleg\*innen war folgerichtig in den letzten Jahren in hohem Maße auf theoretische Fragen fokussiert, die von der DOFAPP-Projektgruppe (2014) als eine „Entwicklung“ der interdisziplinären anwendungsorientierten Arbeitsforschung bezeichnet worden sind. Meine Kolleginnen und Kollegen wollten für diese Forschung, die sich in den 1970er und 1980er Jahren in der Bundesrepublik herausgebildet hatte, neue theoretische Grundlegungen leisten - als Voraussetzung für einen Neuanlauf zu besserer anwendungsorientierter empirische Arbeitsforschung. Deren herausgehobener Stellenwert für durchgreifende gesellschaftspolitische Veränderungen blieb für sie, und insbesondere für Gerd Peter als ihre treibende Kraft (Peter 1997, 2007, 2008, 2012, Georg/Peter 2016), unstrittig.

Ganz anders als meine Kollegen sah ich mich vor die Herausforderung gestellt, mich für meinen Neueinstieg der philosophisch-theoretischen Grundlagen meiner bisheri-

gen wissenschaftlichen Arbeit neu zu vergewissern und mich zudem mit spezialdisziplinären Diskursen vertraut zu machen, die bis dahin wesentlich am Rande meiner wissenschaftlichen Schwerpunktsetzungen gelegen hatten. Als erstes galt es dazu, mich mit den Ergebnissen der neueren Arbeiten meiner Kolleg\*innen intensiv auseinanderzusetzen. Vielversprechend im Hinblick auf mögliche theoretische Erträge war dies nicht zuletzt deshalb, weil sie – wie ich schnell bemerken konnte – zwar anders als ich von dem zuvor gemeinsam geteilten theoretischen Fundament ausgehend sehr gradlinig weitergearbeitet hatten, dass aber gleichwohl erhebliche Schnittmengen sichtbar wurden. An den Namen der in den letzten Jahren von ihnen wie von mir besonders intensiv rezipierten Autorinnen war das deutlich zu erkennen. Zwar gab es unterschiedliche Akzentsetzungen, weil wir uns mit ihnen eben im Hinblick auf unterschiedliche Fragestellungen auseinandergesetzt haben. Es waren aber zu einem gewissen Grade die gleichen Referenzautor\*innen wie z. B. Helmuth Plessner, Michel Foucault oder Hannah Arendt. Immerhin zum Teil waren wir auch zu ähnlichen Einschätzungen gelangt, und jedenfalls haben wir jeweils hohes Gewicht auf eine philosophische Fundierung unserer Positionen gelegt.

Es zeigte sich aber, dass konstruktive grundlagentheoretische Auseinandersetzungen sich als äußerst schwierig erwiesen haben. In den Projekten der DoFAPP-Gruppe meinte ich, eine merkwürdige und unzureichend reflektierte Verknüpfung von nüchternem, sehr wohl begründetem arbeitsforscherischem Pragmatismus zusammen mit einem beharrlich festgehaltenen, aus meiner Sicht aber zunehmend weniger gut begründeten immens hohen gesellschaftspolitischen Gestaltungsanspruch auszumachen. Dies erwies sich als nicht diskutierbar. Unsere neuerliche Zusammenarbeit blieb also pragmatisch auf ein bestimmtes Projekt begrenzt. Nach Projektabschluss trat eine Pause ein. nach grundlagentheoretisch zwischen uns auch weiterhin nie mehr diskutierten Kontroversen im Zusammenhang meiner letzten Mitarbeit an einem vom Kern der Gruppe Anfang 2020 herausgegebenen Sammelband ist der Kontakt so schließlich abgerissen. Die nachfolgenden Überlegungen sind im Wesentlichen im Kontext meiner pragmatisch begrenzten Neuaufnahme unserer Kooperation in den Jahren 2014/15 entstanden – und in Erstfassung auch auf meiner Homepage eigestellt worden. Für diese Neuveröffentlichung habe ich sie lediglich redaktionell überarbeitet.

Der Text zielte seinerzeit darauf ab, mich ausgehend von meinen Schwerpunktsetzungen (philosophisch und wissenschaftlich, empirisch wie theoretisch) der Schnittstellen zur Arbeit meiner früheren Projektgruppe zu vergewissern, um auf dieser Grundlage von neuem in einen gemeinsamen Arbeitsprozess einsteigen zu können. Wie sich anfangs gezeigt hat, ist die gemeinsam geteilte Schnittmenge immer noch beachtlich gewesen. Es sind aber Unterschiede geblieben, die sich weiter verschärft haben. Das gilt z. B. in der Rezeption der schon erwähnten Autoren wie Helmuth Plessner oder Michel Foucault. Das gilt im Hinblick auf die in den letzten Jahren jeweils unterschiedlich wichtigen Fragestellungen, vor allem aber in der Akzentsetzung auf Arbeit oder Politik und in dem Verständnis beider Begriffe. Eine wichtige Differenz liegt ferner in dem bei meinen Kollegen, vornehmlich bei Gerd Peter, stark gemach-

ten Rückbezug auf Hegel. In Absetzung davon habe ich mich seinerzeit in relativ engem Anschluss an Hannah Arendt neu zu orientieren versucht. Die sehr intensive neuerliche Auseinandersetzung mit Albert Camus kam später noch hinzu. All das verknüpfte sich mit weiterführenden Überlegungen. Damals dachte ich noch, es sollte bei der neu angezielten gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit an arbeitssoziologischen Themen im Hinblick auf Forschung wie Gestaltung, möglich sein, diese Kooperation bei aller pragmatischen Beschränkung auszubauen. Ich musste lernen, dass dies aussichtslos war. Heute sind meine damaligen Überlegungen so vielleicht auch ein Rückblick auf vergebene Chancen.

Ich beschäftige mich also im Folgenden damit, mich einem, wissenschaftlichen Zugriff auf das Thema Arbeit neu anzunähern, der den Herausforderungen der heutigen Zeit genügen kann. Es geht mir um einen Zugriff, der immer offenkundigeren Gestaltungserfordernissen mit neu fundierten Gestaltungsansätzen zu entsprechen sucht, für die neue arbeitspolitische Handlungsansätze erforderlich werden. Ich werde dazu in einem ersten Schritt philosophische Zugänge zum Thema diskutieren. Ich komme aber nicht umhin, mich in gleicher Weise auch mit dem Politikbegriff auseinanderzusetzen (Kapitel 2). Im zweiten Schritt werde ich mich dann mit einzelwissenschaftlichen Zugängen auf Arbeit auseinandersetzen – und dies schon vor dem Hintergrund der eben angesprochene These ihres seit den Zeiten des *Aktions- und Forschungsprogramms Humanisierung des Arbeitslebens* eingetretenen fortschreitenden *Wirklichkeitsverlustes* (Kapitel 3). Danach gehe ich vertiefend auf aktuelle Entwicklungen von Arbeit im Zeichen ihrer Subjektivierung und Entgrenzung ein. Es geht um die dadurch gefährdete Balance zwischen den beiden Rationalitäten und Wertlogiken von ökonomischer Verwertung und lebendiger Kooperation, unter denen sich Arbeit vollzieht, und auf die damit aufgeworfenen Herausforderungen zu ihrer Gestaltung, um meine seinerzeitigen Bemühungen. so Anschluss an die vornehmlich arbeitswissenschaftlichen Arbeiten der DOFAPP-Gruppe gewinnen (Kapitel 4). Die Frage nach einer neuen Politik der Arbeit, die eben den neuen gesellschaftlichen Entwicklungen Rechnung tragen könnte, ist hiervon freilich zu unterscheiden. Unter den Bedingungen „neuer Arbeit“ mit ihren Herausforderungen zu unternehmerischem Mitdenken und „Selbstunternehmertum“ der Arbeitenden wird hier aus meiner Sicht zum, einen eine Unterscheidung von „primärer“ und „sekundärer“ Arbeitspolitik wichtig. Unter ersterer verstehe ich, an F. O. Wolf (2001) anschließend, das selbsttätigen arbeitspolitischen Handeln der Arbeitenden selbst, unter letzterer die schon institutionalisierten politischen Handlungsstrategien, mit denen in der Vergangenheit auf ältere Entwicklungen von Arbeit geantwortet worden ist. Zum anderen stellt sich aber auch die Frage, ob ein neu zu denkender und in einzelnen Handlungsansätzen vielleicht auch schon auszumachender arbeitspolitischer Prozess nicht Dynamiken entbinden könnte, die auch über die Wiederherstellung der Balance zwischen den Logiken von Verwertung und Kooperation hinausweisen könnten (Kapitel 5). Abschließend werde ich die Ergebnisse, zu denen mich diese Arbeitsschritte geführt haben, kurz zusammenfassen (Kapitel 6).

## 2. Philosophische Zugänge zu Arbeit und Politik

Etymologisch ist das Wort Arbeit mit Mühe und Mühsal im Sinne einer Unlust und Schmerz verursachenden körperlichen Anstrengung verbunden. Oskar Negt (1984,169) spricht im Hinblick auf diese Wortwurzel davon, dass damit ein *instrumentelles, vorwiegend sprach- und kommunikationsloses Verhalten* der einzelnen Vielen gemeint sei, gegen das er dann ein Arbeitsverständnis in hegelmарxistischer Tradition ins Feld führt. Im Anschluss an diese etymologische Wortwurzel von Arbeit – und sicherlich an die Aristotelische Unterscheidung von Tätigkeit als *Betrachten und Handeln* im Sinne selbstzweckhafter Tätigkeiten und vom Herstellen eines Dinges (vgl. Wolf 2005,38)<sup>63</sup> ist auch die systematische Unterscheidung von Arbeiten – Herstellen – Handeln bei Hannah Arendt (1967) zu verstehen, die sie im Sinne von grundlegenden analytischen Unterscheidungen menschlicher Tätigkeiten verstanden wissen will. Prägnant findet sich das in einer Notiz in ihrem Denktagebuch formuliert, die zeitlich parallel zu ihrer Arbeit an „Vita activa“ geschrieben wurde. Sie lautet:

*Arbeit, Herstellen, Handeln, Liebe: „In der Arbeit, den Notwendigkeiten unterworfen, (...) isoliert, und von Sorge und Angst getrieben. Im Herstellen (...) allein und vom Werk als Schöpfung beflügelt. Im Handeln unter den Anspruch der Gerechtigkeit gestellt, (...) versucht, sich durch Gewalt von der Notwendigkeit zu befreien (...) mit anderen zusammen in der politischen Verantwortung. In der Liebe (...) wirkliche Gegenseitigkeit (...) Ein Mensch sein heißt zugleich, eines (anderen) Menschen zu bedürfen. (...) Als Arbeitende fast wie Tiere, als Herstellende (schöpferische) fast wie Götter, als Handelnde wirklich Menschen im Sinne einer spezifischen Menschlichkeit, als Liebende, die als Eine die Zwei brauchen, um sich von der Natur die Drei usw. schenken zu lassen, sind die Menschen, ist jeder Mensch - auf eine nicht auszudenkende ironische Weise auch der Mensch (Arendt 2003, 203).*

Dass Arendt hier in ihrem handlungstheoretischen Konzept, in dem erst der handelnde Mensch seine Menschlichkeit wirklich entfaltet, unterscheidend neben Arbeiten, Herstellen, Handeln auch Lieben anführt, mag überraschen, verweist aus meiner Sicht aber v. a. darauf, dass sie sich bei ihren Unterscheidungen nicht zuletzt von anthropologischen Überlegungen leiten lässt.<sup>64</sup> Zugleich ist mit ihrem Arbeitsbegriff

---

<sup>63</sup> Auf Frieder O. Wolfs Mitte der 19890er Jahre geschriebene und 2005 neu veröffentlichte Fragmente *einer Kritik traditionell philosophischer Zugänge zur Arbeit*, auf die ich mich hier und im Weiteren noch wiederholt beziehe, sei an dieser Stelle ausdrücklich als wichtige Referenz für meine eigenen Überlegungen verwiesen.

<sup>64</sup> Dabei behandelt sie den Menschen, in der Tradition der europäischen Aufklärung, für die ihr v. a. Immanuel Kant die entscheidende Referenz ist, wesentlich als Vernunftbegabtes Wesen, und man kann ihre Unterscheidung von Arbeiten, Herstellen, Handeln mit Sybille De La Rosa (2014) auch als *Entwicklungsschritte im Emanzipationsprozess des Menschen* deuten. Andererseits unterscheidet sich Arendt von dem französischen Aufklärer Diderot, der immer den Vorrang der Leidenschaften, der Passion vor der Vernunft betont und – abgesetzt etwa gegen Rene Descartes' Maxime, welche das denkende Ich als „Vernunftsubjekt“ aus einem ausgeprägten Bedürfnis nach Sicherheit und Ordnung heraus einer von ihm abgespaltenen Welt gegenüberstellt, die es sich *aneignen und beherrschen muss*, so Winterfeld (2006, 82, Hervorhebung im Original) - formuliert hatte: *Ich denke, ich fühle, ich empfinde, ich handle, ich erfinde, ich sterbe – also bin ich* (zitiert nach Raupp 2013, 92). Diderots eher

eine kritische Absetzung von Marx intendiert, der bekanntlich an Georg Wilhelm Friedrich Hegel angeknüpft hat. In seiner materialistischen Wendung hat er Arbeit danach nicht, wie Hegel, wesentlich als Arbeit des Begriffs und so als *Selbstbildungsprozess des arbeitenden Subjekts als höchste Form der Arbeit und letztlich als reine Passivität, als ein bloßes Anschauen und betrachtendes Darstellen der an sich seienden Wirklichkeit, des absoluten Geistes* verstanden (Wolf a. a. O., 50f), sondern als *menschliche, sinnliche Tätigkeit, Praxis* (Marx/Engels 1969, 533), als

*den Inbegriff der physischen und geistigen Fähigkeiten, die in der Leiblichkeit, der lebendigen Persönlichkeit eines Menschen existieren* (Marx/Engels 1890/1969,181).

Arbeit ist so für ihn *ewige Naturnotwendigkeit* und *schöpferische Tat*, Aneignung und Umwandlung der Natur, als herstellender Prozess, durch den der Mensch sich erst zum Menschen macht (popularisierend Engels 1962). Anders als beim frühen Hegel, der in seinen Jenenser Vorlesungen für die Bildung des Geistes die Kategorien der Sprache, des Werkzeugs und der Familie als gleichwertige Muster dialektischer Beziehungen zugrundegelegt und so die *dreifache Identität des namengebenden, listigen und anerkannten Bewusstseins* entwickelt (Habermas 1968, 26) und damit gegenüber Kant den Standpunkt des ‚fertigen‘ Erkenntnissubjekts<sup>65</sup> aufgibt, ist bei Marx, so Wolf (2005, 48f), *die Aristotelische Unterscheidung von Herstellen und Handeln, von Praxis und Poiesis, die Unterscheidung von Tätigkeit, Werk und Bewegung* aufgelöst. Aber an die Stelle der ‚Arbeit des Begriffs‘ tritt jetzt in materialistischer Weise *die Arbeit des produktiven Arbeiters, die Arbeit der modernen Industrie* (a. a. O: 43). Zugleich kann Marx so die menschliche Praxis als ‚gegenständliche Tätigkeit‘ differenzieren:

*in diejenigen, Elemente, die den Zwängen natürlicher Notwendigkeit unterliegen, der unaufhebbaren Abhängigkeit der Menschen als materieller, bedürftiger Individuen von den Naturprozessen, denen sie selbst angehören, und in denjenigen Bereich, der für Tätigkeiten zur Verfügung steht, welche der Notwendigkeit der Selbsterhaltung nicht mehr unterworfen sind. Damit tritt der Gegensatz von notwendiger und freier gesellschaftlicher Tätigkeit (des ‚Reichs der Notwendigkeit‘ und des ‚Reichs der Freiheit‘ aufgrund der Marxschen Problematik) sowohl an die Stelle des alten Gegensatzes von Herstellen und Handeln, von Poiesis und Praxis, als auch an die Stelle seiner Neuformulierung durch Hegel als Differenz zwi-*

---

existenziell ungebundenes Ich ist gegenüber dem Ich von Descartes eher neugierig und voller Begeisterung für alles, was ihm Natur und Menschenwelt offenbaren können. Auf die damit angerissenen Fragen der Beherrschung der Natur, der, so Winterfeld (2006, 18) in ihrer beeindruckenden Analyse, *eine geschlechtlich kodierte Indienstnahme der Ressource Mensch* bei den geistigen Vätern der Moderne zur Seite steht, komme ich noch zurück.

<sup>65</sup> Jürgen Habermas hat in seiner Festrede anlässlich der Verleihung des Hegelpreises an Michael Tomasello 2012,169f), der wie er sagt „*Hegelsch gesprochen, (...) mit seinen geistreich variierten Versuchsanordnungen an der Quelle des objektiven Geistes*“ bohre, erneut an Hegels Jenaer Systementwürfe erinnert, in denen der Werkzeug, Sprache und Familie „*ins Spiel gebracht habe, um das falsche Bild einer Kluft zurückzuweisen, die das erkennende, seinen Objekten fremd und egozentrisch gegenüberstehende Subjekt angeblich erst überbrücken*“ müsse.

*schen naturgebundener, der Notwendigkeit unterworfenen und geistiger, freier Tätigkeit (a. a. O. 60).<sup>66</sup>*

Diese Fokussierung auf die produktive (Erwerbs)Arbeit im Marxschen Denken, steht so ganz in der Tradition des Denkens der Moderne, in dem etwa bei Thomas Hobbes *Arbeit zur Voraussetzung und zum Ort der Gleichheit aller Menschen* (Wolf a. a. O. 45) und danach die Zugehörigkeit zur produktiven Klasse des Bürgertums zur Grundlage der Forderung nach einer politischen Umwälzung feudaler Herrschaft geworden ist. Von den Mühen der Arbeit waren eben der Adel und der Klerus frei, ebenso wie die herrschenden Klassen aller vorherigen Gesellschaften. Das aufstrebende Bürgertum, wie später dann auch die Angehörigen des „vierte Standes“, haben gegen deren Herrschaftsanspruch jeweils kritisch ins Feld geführt, dass sie die produktive Klasse repräsentierten, die den Reichtum der Gesellschaft hervorbringe, wobei die Hegelsche Dialektik von Herr und Knecht nun den Führungsanspruch der Arbeitenden untermauerte. Denn gegenüber dem die Gegenstände seines Tuns im Genuss verzehrenden Herrn lernt der Knecht

*sich als ein tätiges Subjekt zu begreifen, das in der Lage ist, die äußere und schließlich auch die eigene innere Natur zu beherrschen. Er, der zunächst das bloße Instrument der Ausführung des Willens, der Befehle seines Herrn war, macht schließlich unter dem Zwang der von seinem Herrn ausgehenden Gewalt die Überwindung der vorgegebenen Naturbedingungen zu seiner Sache als tätiges Subjekt und wird sich damit seiner Bestimmung als freies Subjekt viel Nachhaltiger, weil an viel mehr sachlichen Verhältnissen und Bedingungen entfaltet, bewusst, als dies bei seinem Herrn der Fall ist, der das Bewusstsein seiner Freiheit immer nur in der Einförmigkeit, der ewigen Wiederholung seines Genusses machen kann (Wolf 2005, 47f).*

Marx hat so mittels seines materialistisch gewendeten Arbeitsbegriffs und der Hegelschen Dialektik *Weltgeschichte als einen Prozess der Selbsterzeugung, Selbsterhaltung und Emanzipation der Gesellschaft durch Arbeit* angesehen (Honneth 1980,189). Damit ist, so argumentiert Habermas (1968, 64), ganz im Sinne der Arendtschen Kritik, die Finalität der Marxschen Geschichtsauffassung gegeben und *der Selbsterzeugungsakt der Menschengattung vollendet, sobald sich das gesellschaftliche Subjekt von notwendiger Arbeit emanzipiert hat und gleichsam neben die*

---

<sup>66</sup> Das entsprechende Gedankenmodell findet sich bereits in der *Deutschen Ideologie*. Dort heißt es, dass eine *große Steigerung der Produktivkraft* (...) *auch deswegen eine notwendige praktische Voraussetzung (für die Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft H. M. sei), weil ohne sie nur der Mangel, <die> Notdurft verallgemeinert, also mit der Notdurft auch der Streit um das Notwendige wieder beginnen und die ganze alte Scheiße sich herstellen müsste, weil ferner nur mit dieser universellen Entwicklung der Produktivkräfte ein universeller Verkehr der Menschen gesetzt ist, daher einerseits das Phänomen der „Eigentumslosen“ Masse in allen Völkern gleichzeitig erzeugt (die allgemeine Konkurrenz), jedes derselben von den Umwälzungen der anderen abhängig macht und endlich weltgeschichtliche, empirisch universelle Individuen an die Stelle der lokalen gesetzt hat* (Marx/Engels Werke Bd. 3) Hervorhebungen im Original). Die Arendtschen Kritikpunkte werden hier besonders klar bestätigt: es geht um die Entfaltung der schöpferisch herstellenden Fähigkeiten der Menschen, die so, auch die Weltgeschichte herstellend – eigentlich, dem Denken des Hegel-Marxismus entsprechend, deren innerer Logik folgend - vollziehend *weltgeschichtliche universelle Individuen* werden.

*verwissenschaftlichte Produktion tritt.*<sup>67</sup> Habermas hat bekanntlich gegen die aus seiner Sicht instrumentelle Fassung des Arbeitsbegriffs bei Marx die Idee der emanzipatorischen Vernunft in seiner Theorie des kommunikativen Handelns (Habermas 1981), eine Wendung auf den Praxistyp der sozialen Interaktion verlagert. Axel Honneth (1980, 2004) meint dann, dass er damit einerseits einen Ausweg aus der Sackgasse der älteren kritischen Theorie gebahnt habe, und ihm so *die kategoriale Erschließung einer sozialen Sphäre gelungen sei, die in der marxistischen Tradition immer unterbestimmt war* (Honneth 2004,100). Er kritisiert aber zugleich, dass er damit *die Verbindung, die Marx zwischen der gesellschaftlichen Arbeit und gesellschaftlichen Emanzipationsprozessen kategorial herzustellen versucht, endgültig auflöse* (Honneth 1988, 219). Gerd und Andreas Peter(2008) versuchen schließlich - an den Hegelschen Arbeitsbegriff nicht nur mit der Dialektik von Herr und Knecht, sondern mit der Triade der Verhältnisse von Mensch-Natur, Mensch-Mensch und Herr und Knecht anknüpfend - von neuem gegen Habermas, und dabei Honneths Kritik weiterführend, zu zeigen, dass auch heute noch dem Arbeitsprozess empirisch bewusstseinsbildende emanzipatorische Kraft innewohnt. Wie sie argumentieren, war mit Honneths Kritik eine Orientierung auf den Zusammenhang von Subjektivität und Anerkennung, auf die Bedingungen kooperativer Freiheit (...) ursprünglich mit dem Ziel der Herausarbeitung eines kritischen Arbeitsbegriffs verknüpft (a. a. O. 116). Dieses Ziel habe er aber bei der Ausarbeitung seiner späteren Anerkennungstheorie nicht weiter verfolgt. Sie selbst versuchen dann, vor allem unter Bezugnahme auf die Hegelsche Rechtsphilosophie zu zeigen, dass *erst die kooperative Arbeit (...) das Bewusstsein des Rechts auf Anerkennung als ersten Schritt zur Gerechtigkeit schaffe und der Kampf um Anerkennung somit integriertes Moment des Arbeitsprozesses und aus ihm nicht wegzudenken* (sei). Von hier ausgehend kann G. Peter (2012, 114) dann argumentieren, dass das *überschießende Arbeitsvermögen (...) die bewegende Kraft von kooperierenden Subjekten* (sei), *die die notwendigen gesellschaftlichen Veränderungen hervorbringen kann, sofern es angeregt (,aktuiert') und politisch daraufhin ausgerichtet wird.*

Die Frage, die sich hier allerdings sogleich stellt, ist, wer hier aus welchem Vermögen heraus *anregt* und *politisch ausrichtet*. Wir kommen also, auch wenn wir die emanzipatorische Kraft der Arbeit immer noch bejahen, an der Frage nach dem Verhältnis von Arbeit und Politik nicht vorbei. Und dies führt mich zurück zu Arendt, die, ebenfalls unter Bezugnahme auf Hegels Rechtsphilosophie, argumentiert, das sich in Bezug auf Hegel wie auch Marx nirgends so klar wie dort die *gemeinsame Ausschaltung des eigentlich politischen Bereichs* zeige (Arendt 2003, 97).<sup>68</sup> Ich gehe daher im Folgenden noch einmal auf die Arendtsche Argumentation zurück.

---

<sup>67</sup> Für Arendt ist es vor allem diese Finalität, gegen die sich ihre Kritik richtet: *Als Marx meinte, man müsse die Welt verändern meinte er eigentlich, man müsse die Welt so einrichten, dass sie sich nicht mehr verändern könne*, schreibt sie im Denktagebuch (Arendt 2003, 284), und *was eigentlich menschliche Tätigkeit nach Abschaffung der Arbeit sein sollte (...), hat er nie gesagt*. heißt es an anderer Stelle (a. a. O. 273).

<sup>68</sup> Das vollständige Zitat lautet: *Hegel – Marx: Nirgends zeigt sich die gemeinsame Ausschaltung des eigentlich politischen Bereichs klarer als in § 289 der Rechtsphilosophie und Marx Kommentar, Wer-*

Arendt hat, wie einleitend erwähnt, gegen die hegelmарxistische Tradition und im Rückgriff auf die griechische Philosophie auf der grundlegenden Unterscheidung von Arbeiten, Herstellen und Handeln bestanden. Dabei könnte man gegen sie einwenden, dass es den einheitlichen Arbeitsbegriff, wie sie ihn verwendet, in der griechischen Antike so gar nicht gegeben hat.<sup>69</sup> Man wird jedoch einräumen müssen, dass ihr mit ihrem Politikverständnis auf das engste verknüpfte Handlungsbegriff Aspekte der menschlichen Praxis akzentuiert, die im Marxschen Denken kaum eine Rolle spielen. So ist mit ihrem Verständnis des (politischen) Handelns die den Menschen gegebene Möglichkeit verknüpft, *in Freiheit und wechselseitiger Anerkennung ihrer Einzigartigkeit ihre Welt zu gestalten* (De La Rosa 2014, 178). In Arendts Worten:

*Planen kann ich nur in der Welt der Dinge: Ich kann den Hausbau planen und mich halbwegs darauf verlassen, dass meine Vorbereitungen dazu in der Welt, in der ich ihn unternehmen werde, nichts so entscheidend ändern werden, dass der Bau und das Wohnen im Haus nicht mehr möglich sind. In der Welt des Handelns aber kommt alles auf den Moment an, entscheidend ist, nur, was ich jetzt im Augenblick tue, dies ändert alles bis zur Unkenntlichkeit* (Arendt 2003, 47f).

Handlungen lösen also im Sinne dieser strikten Unterscheidung<sup>70</sup> immer unabsehbare Folgen und nichtintendierte Nebenfolgen aus, und die menschliche Fähigkeit zu verzeihen ist deshalb für Arendt im Ergebnis aller politischen Erfahrung die einzige Möglichkeit, den *Schaden, den alles Handeln unweigerlich mit an richtet*, einzuhegen (zitiert nach De La Rosa, 2014, 186).<sup>71</sup> Demokratische Politik wird bereits so zu einer

---

ke I,1, 450: Hegel schaltet die Sphäre der Interessenpolitik (Verwaltung der Kooperationsangelegenheiten) als ‚Tummelplatz‘ der ‚kleinen Leidenschaftern‘ aus, und Marx protestiert nicht, obwohl er sieht, dass nur hier der Bürger noch öffentlich und politisch tätig ist (a. a. O., Hervorhebungen im Original).

<sup>69</sup> So Wolf a. a. O. 38f unter Verweis auf Jean-Pierre Vernant und Moses I. Finley.

<sup>70</sup> Es gibt jedoch auch planvolles, strategisches Handeln – nicht nur militärisch, im Krieg *als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln* (so klassisch v. Clausewitz), sondern ebenso in der Politik selbst, in der Wirtschaft usw. Solche Planungen haben zwar immer Grenzen, weil Strategien von Gegnern oder Konkurrenten im Hinblick auf das eigene Handeln falsch eingeschätzt worden sein mögen und einem ‚einen Strich durch die Rechnung machen‘, nicht intendierte Nebenfolgen des eigenen strategisch geplanten Handelns niemals vollständig vorab abgeschätzt werden können usw. Aber die Unabsehbarkeit der Folgen des eigenen Handelns gilt nur in letzter Konsequenz, und strategisch planendes Handeln macht daher immer wieder Sinn. Und in der Sphäre der Wirtschaft, wo es um das Herstellen von Gütern und Dienstleistungen im Hinblick auf die Erzielung von Gewinnen geht, ist Planung in jedem Fall unabweisbar, sei es im Hinblick auf die möglichst effiziente Erzeugung einer Leistung, sei es im Hinblick auf deren erfolgreiche Vermarktung. Einzelwirtschaftlich findet sie heute in allen Großunternehmen in geradezu extrem ausgefeilter Weise tag-täglich statt – und gesellschaftlich jedenfalls in Ansätzen: So apodiktisch, wie Arendt hier formuliert hat – weshalb dann für das Feld der Wirtschaft die Folgerung naheliegen könnte, am besten doch alles dem Markt zu überlassen und sich im Feld der Politik alles um den Augenblick der Entscheidung dreht – gilt auch in diesem Punkt ihre Unterscheidung von Arbeiten, Herstellen und Handeln ganz offensichtlich nicht. Sie ist aber andererseits analytisch wichtig, wenn man die Freiheit menschlichen Handelns begründen und nicht einfach als Einsicht in die Notwendigkeit fassen will.

<sup>71</sup> De La Rosa geht es vor allem darum, dass Arendt – deren analytische Unterscheidungen von Arbeiten, Herstellen und Handeln sie, wie erwähnt, als sich historisch ausdifferenzierende, wenn auch dabei einander überlappende, Aspekte menschlicher Praxis/Tätigkeiten versteht – in der Entfaltung ihres Theoriegebäudes darauf zielt, religiöse Bedeutungsgehalte und Praktiken durch Umdeutungen *für den politischen Kontext fruchtbar* zu machen, *indem sie uns die konstruktiven Wirkungen aufzeigt, welche*



*unendlichen Aufgabe* (Heil/Hetzel, 2006)<sup>72</sup> – sicherlich unter Voraussetzung der dazu durch Arbeiten und Herstellen durchaus planvoll geschaffenen materiellen Bedingungen, aber nicht im Sinne eines von hier aus wesentlich vorgeprägten Machens oder Herstellens von Gesellschaft und Geschichte. Bekanntlich endet für Arendt mit Marx das traditionelle Denken der politischen Philosophie, das er *vollendete* und

*dessen Autorität er (gleichzeitig) dadurch zertrümmerte, das er diese Tradition auf ihren platonischen Ursprung zurückführte und zugleich mit ihm konfrontierte* (Kohn 2011, 44).

Jerome Kohn führt in diesem Zusammenhang aus, dass Arendt – nach ihrer Totalitarismusschrift und verknüpft mit der These, dass das Marxsche Denken keineswegs direkt in den Totalitarismus geführt habe, ihre langjährige Auseinandersetzung mit *Karl Marx and the Tradition of Western Political Thought* um 1950, so die Formulierung in einem Brief an Karl Jaspers, in der Absicht begann, eben hinsichtlich der Behandlung des Politischen *eine Ehrenrettung Marx' (...) zu unternehmen* (zitiert nach Kohn 2011,47). Im Laufe ihrer Arbeit wurde sie dann aber immer mehr davon überzeugt, dass am Beginn wie am Ende der Tradition der politischen Philosophie die *Kategorie existentieller Freiheit* (fehlt...), *die Arendt als die raison d'etre der Politik versteht*“ (a. a. O. 46). Aus ihrer Sicht werden für den Hegelschüler Marx „*Arbeiten und Herstellen zu einer geschichtsbildenden Tätigkeit*“ verschmolzen (a. a. O. 47 Hervorhebungen im Original), wohingegen politische Freiheit – für Arendt zentral mit ihrem Handlungsbegriff und der prinzipiell immer gegebenen Möglichkeit des Neubeginns<sup>73</sup> verknüpft – ihn nicht interessiert habe.

Die hier angestellten Überlegungen führen so immer wieder dazu, Arendts analytische Unterscheidungen als analytisch höchst sinnvoll anzusehen, sie aber zugleich im Hinblick auf die so unterschiedenen Dimensionen oder Aspekte menschlicher Praxis doch zu relativieren. Wenn Arendt etwa in der oben zitierten Passage schreibt, die Menschen seien *in der Arbeit, den Notwendigkeiten unterworfen, (...) isoliert, und von Sorge und Angst getrieben*, dann liegt es ja geradezu auf der Hand, dass jede arbeitssoziologische Analyse – schon zu ihrer Zeit und nicht erst im Blick auf die heu-

---

*die in religiösen Kontexten erlernten Praktiken etwa des Verzeihens oder der Selbsttranszendenz nach ihrer Umdeutung auch im politischen Kontext entfalten zu können* (a. a. O. 58).

<sup>72</sup> Von ihnen wird Politik als unendliche Aufgabe allerdings vor allem als die Aufgabe verstanden, den gesellschaftlichen Raum der Politik stetig weiter zu entwickeln, mit dem Ziel ihn letztlich allen Bürger\*innen als Raum ihres eigenen aktiven Handelns zugänglich zu machen. Auch diese Vorstellung bewegt sich ganz auf der Linie des Arendtschen Denkens - etwa in ihrer Arbeit *Über die Revolution* (Arendt 1974) oder den nachgelassenen politischen Schriften (Arendt 1993)

<sup>73</sup> Arendt (1993) zitiert dazu wiederholt Immanuel Kants Definition von Freiheit als der den Menschen prinzipiell immer gegebene Möglichkeit, *eine Kette von neuem zu beginnen*. Die Definition findet sich schon ganz ähnlich in Diderots Artikel zum Stichwort Freiheit in der Enzyklopädie: *Nicht jede Wirkung kann durch äußere Ursachen hervorgerufen werden, sondern man muss unbedingt anerkennen, dass jede Handlung einen Anfang hat, also ein Vermögen zu Handeln unabhängig von einer vorausgegangenen Handlung besteht und dass dieses Vermögen wirklich im Menschen liegt* (Diderot 1961/84, 311). Das Diderot gegenüber der Vernunftphilosophie Kants allerdings darauf beharrt, dass dem menschlichen Denken und Handeln immer die Passion vorangehe, gibt hier Grund zu weiterem Nachsinnen.

tige subjektivierte und entgrenzte Arbeit - dem widersprechen muss. Wenn Arendt aber schreibt:

*Es gibt keine menschliche Verrichtung, welche des Wortes im gleichen Maße bedarf wie das Handeln. Für alle anderen Tätigkeiten spielen Worte eine untergeordnete Rolle (Arendt 1967, 168),*

dann betont sie damit, völlig zutreffend, relative Unterschiede zwischen (politischem) Handeln, Herstellen und Arbeiten, und sie sagt an dieser Stelle ganz ausdrücklich nicht, dass Arbeiten ein *instrumentelles, vorwiegend sprach- und kommunikationsloses Verhalten* sei.<sup>74</sup> Zugleich hebt sie in ihren Notizen im Denktagebuch völlig zu Recht hervor, dass die menschliche Arbeit sich im Zuge der Entfaltung der kapitalistischen Gesellschaften fortschreitend verändert hat. So schreibt sie etwa, ausgehend von ihren Unterscheidungen zum Arbeiten und Herstellen:

*Herstellen ist immer vermittelt politisch (während Handeln direkt politisch ist). Im Herstellen füge ich der gemeinsamen Welt etwas hinzu und füge mich dadurch in sie ein. Das Arbeits(=Verdienst)element dagegen, das in allem modernen Herstellen ist, bleibt so privat, wie die Römer wussten, dass es ist. Die Arbeiter wurden emanzipiert, d.h. betraten die Bühne der Politik in dem Moment, wo alle Arbeit (außer der Hausarbeit) vom Moment des Herstellens entscheidend bestimmt war (Arendt 2003, 105f und. 374f, Hervorhebungen im Original)“.*

Und an anderer Stelle heißt es weiter:

*Das sozial Revolutionäre der industriellen Revolution liegt in der ‚Sozialisierung‘ = Entprivatisierung der Arbeit. Aus ihr entspringt der Sozialismus (und der Marx’sche Klassenbegriff) (Arendt 2003, 348).*

Arendt kritisiert also einerseits, dass Marx menschliche Praxis letztlich auf das Herstellen verengt und das Wesen des politischen Handelns verkannt habe. Sie würdigt aber zugleich *Marx’ revolutionäres Verdienst*, den Menschen als *eine Naturkraft, mit Bewusstsein im Spiel der Kräfte“ eingeführt zu haben* (a. a. O. 271), verknüpft dies aber sofort wieder mit ihrer Kritik daran, dass der Mensch von ihm wesentlich als ein herstellendes Wesen, das so auch seine Geschichte macht, verstanden wird. Es gehe Marx um Aneignung und Umwandlung der Natur, gedacht in einem herstellenden Prozess. Dem Marxschen Denken mangle es deshalb aus ihrer Sicht an einer Reflexion der existentiellen Freiheit, und Abgründigkeit, menschlichen Handelns. Und so schreibt sie, das sei hier nochmals zitiert::

*Aus dem Arbeitend-Tätigen wird ein Befehlshaber der Naturkräfte. Er wird frei und hat Freizeit – ohne Tätigkeit zu haben. Was eigentlich menschl-*

---

<sup>74</sup> Hingegen kann man bei ihr hier eine große Nähe Pierre Bourdieus Überlegungen über „*die verborgenen Mechanismen der Macht*“ finden. Darin stellt er fest: *In der Politik ist nichts realistischer als der Streit um Worte. Ein Wort an die Stelle eines anderen setzen heißt, die Sicht der sozialen Welt verändern und dadurch zu deren Veränderung beizutragen (...)* Wenn die politische Arbeit im Wesentlichen eine Arbeit vermittelt Worten ist, heißt das, dass die Worte dazu beitragen, die soziale Welt zu erzeugen. (Bourdieu 2005, 84)

*che Tätigkeit nach Abschaffung der Arbeit sein solle (...), hat er nie gesagt“ Arendt 2003, 273).*<sup>75</sup>

Ich habe in zwei früheren Texten (Martens 2007 und 2008), sozusagen mit Arendt gegen ihren Arbeitsbegriff argumentierend, dafür plädiert, den Arendt'schen v. a. relational auf ihren Politikbegriff bezogenen und im Blick auf heutige Arbeitsverhältnisse unausgearbeiteten, Arbeitsbegriff zugunsten eines an Marx anschließenden Verständnisses zu überprüfen. Ich habe also ihre scharfe Kritik am Marx'schen Arbeitsbegriff nicht geteilt und vielmehr die Anknüpfung an ihn für nach wie vor produktiv erklärt. Für die Unterscheidung von Arbeitsprozessen und daraus erwachsenden Handlungsprozessen habe ich andererseits vorgeschlagen Arendts Politikbegriff fruchtbar zu machen. Über ihn werde es möglich, Interessenvertretungs'arbeit' und Arbeits'politik' sinnvoll zu unterscheiden. Dies sei hingegen im ursprünglich mikropolitisch überdehnten Politikverständnis bei Ulrich Jürgens und Frieder Naschold (Jürgens/Naschold 1983, Naschold 1985) nicht der Fall.<sup>76</sup> An dieser Stelle möchte ich diese Überlegungen fortführen, indem ich vom Arendtschen Politikbegriff ausgehend noch einmal einen kritischen Blick auf das Marxsche Verständnis von Arbeit und Politik werfe.

Auch wenn man mit Wolf dafür halten kann, dass Marx den Aristotelischen Gegensatz von Herstellen und Handeln mit seiner Entgegensetzung von notwendiger und freier Tätigkeit, sozusagen dialektisch ‚aufgehoben‘ hat, bleibt doch richtig, dass seine Vorstellungen des *Reiches der Freiheit* und der *freien Assoziation der Produzenten* merkwürdig vage bleiben. Andererseits kann man gegen Arendt einwenden, dass sie in ihrer Prognose des Sieges des *animal laborans* im Schlusskapitel von *Vita* (Arendt 1967) ihre eigenen Überlegungen hinsichtlich des Formwandels von Arbeit

---

<sup>75</sup> Den Marxschen Naturbegriff und sein Verständnis des menschlichen Naturverhältnisses (vgl. dazu Schmidt 1971) diskutiert sie im Denktagebuch nicht weitergehend. Hier kann man mit Alfred Schmidt, oder auch mit Ernst Bloch (vgl. Martens 2014a, 122ff) aber zu durchaus kritischen Einschätzungen kommen, die sich etwa mit Uta von Winterfelds kritischer Behandlung von René Descartes und Francis Bacon als *Naturpatriarchen* (Winterfeld (2006) treffen, zu der Ernst Ulrich von Weizsäcker - der vier Jahre später (Weizsäcker u.a. 2010, weiterführend Martens 2014a) aus ökologischer Perspektive die Frage nach einem anderen *reifen zivilisatorischen Modell* aufwirft - in seinem Vorwort schreibt, sie sei *einigen Urgründen des Zerstörerischen auf der Spur*. Arendt behandelt diese zerstörerische Seite nicht schon mit dem Beginn des philosophischen Denkens der Moderne sondern erst in Verbindung mit dem Übergang zu den modernen Naturwissenschaften. Diese beginnen für sie *mit dem Versuch, das Universum zu verstehen und endet mit der Einführung universaler Gesetze in die Natur: Zerstörung der Erdnatur durch universale Prozesse* (Arendt 2003, 524).

<sup>76</sup> Dieser Politikbegriff ist zugleich in hohem Maße Anschlussfähig an die von F. O. Wolf vorgeschlagene Unterscheidung von primärer und sekundärer Arbeitspolitik. Ferner ist für ein besseres Verständnis der Genese arbeitspolitischer Prozesse die neuerliche Lektüre der Untersuchung von O. Negt und A. Kluge zu *Öffentlichkeit und Erfahrung* in hohem Maße anregend, auch wenn man sich heute aus verschiedenen Gründen schwer damit tun wird, deren Konzept *proletarischer Öffentlichkeit* einfach zu übernehmen; weil es in vielen Formulierungen noch auf den fordistischen Massenarbeiter bezogen ist. Auch wird man heute stärkeres Gewicht darauf legen müssen, den Vermittlungszusammenhang von ‚institutionalisierter‘ Politik – die zunächst immer in Formen bürgerlicher Öffentlichkeit zu denken ist – und neuer ‚primärer‘ Politik im Blick zu haben. Diese wird im Anschluss an Negt/Kluge (1972, 32) als *„von Konflikten ausgehende Organisation von Konflikterfahrungen als Integrationsmechanismus einer alle Gesellschaftsglieder umfassenden, aufhebenden und niemals ausgrenzenden Öffentlichkeit* zu konzipieren sein. Darauf komme ich später noch zurück.

kaum reflektiert und sich mit dem Wissen empirischer Arbeitsforschung ihrer Zeit nicht auseinandergesetzt hat.<sup>77</sup> Man kann jedoch der Arendtschen Kritik, der Begriff des Politischen und des politischen Handelns sei bei Marx unentfaltet, ebenso wenig widersprechen, wie dem Argument, dass die mit dem Begriff der Freiheit verknüpften existenziellen Fragen, die von den radikalen Denkern der europäischen Aufklärung als die zentrale Aufgabe angesehen wurden, von Marx kaum reflektiert werden. Für den als Philosophen lange verkannten radikalen französischen Aufklärer Diderot etwa ging es darum,

*ein klarsichtiges und gelassenes Erkennen unseres Platzes in der Natur als hochintelligente, emphatisch veranlagte Primaten zu gewinnen* (Blom 2011, 18),

In seinem philosophischen Hauptwerk, 'D'Amberts Traum' geht es, dieser Formulierung Phillip Bloms entsprechend, um die Stellung des Menschen als Naturwesen im fortschreitenden Prozess natürlicher Evolution. Das Problem der Vorstellung einer geradezu vollständigen Naturbeherrschung durch den Menschen wird nicht systematisch diskutiert. Seine Zeit drängt den Philosophen Diderot noch nicht zu dieser Frage. Aus seinem ‚monistisch-naturalistisches Denken‘ folgt jedoch sehr klar, dass der Mensch als Naturwesen in dieser Beziehung letztlich immer die abhängige Größe bleiben muss (Becker 2013). Wenn Diderot aber Fragen nach den menschlichen Verhältnissen in seinem großartigen Dialog zwischen seinem Philosophen-Ich und Rameaus Neffen reflektiert, entfaltet der monistische Naturalist eine geradezu existenzialistische Sicht auf den Menschen, die Fragwürdigkeit seiner Existenz wie auch seiner Befähigung zu moralischem Urteil, künstlerischer Selbstverwirklichung usw. (Desné 1963, Martens 2014c). Hier geht es um die Frage nach unserem Selbst- und Menschenbild, von der später der Begründer der Philosophischen Anthropologie, Helmuth Plessner (1981/31), gesagt hat, dass die Antwort darauf nach dem Ende aller alten Traditionen immer neu gegeben werden müsse, also nie abschließend zu geben sei, sondern immer in der Zukunft liege<sup>78</sup>, und zu der er für die moderne Ge-

---

<sup>77</sup> Am Ende von *Vita activa* schreibt Arendt: *In ihrem letzten Stadium verwandelt sich die Arbeitsgesellschaft in eine Gesellschaft von Jobholders, und diese verlangt von denen, die ihr zugehören, kaum mehr als ein automatisches Funktionieren, als sei das Leben des Einzelnen bereits völlig untergetaucht in den Strom des Lebensprozesses, der die Gattung beherrscht, und als bestehe die einzige aktive individuelle Entscheidung nur noch darin, sich selbst gleichsam loszulassen, seine Individualität aufzugeben, bzw. die Empfindungen zu betäuben, welche noch die Mühe und Not des Lebens registrieren, um dann umso reibungsloser und ‚beruhigter‘ funktionieren zu können* (Arendt 1967, 314, Hervorhebung H. M.). Solche Aussagen beziehen sich auf eine philosophisch begründete Kritik daran, dass „im Geist der Neuzeit ... das Prozeßdenken herrschend wird und alles in eine unabsehbare Bewegung des Fortschreitens reißt“ (Arendt 1974, 228). Nur sieht sie hier, anders als der Hegelmarxismus die Gefahr eines zunehmend zerstörerischen *losgelassenen Verzehrungsprozess* (Arendt 2003, 487), angesichts dessen das gestaltende Potential menschlichen Handelns geradezu zersetzt wird. Was aber empirisch, und dann wieder theoretisch vertiefend auf der Höhe ihrer Zeit zur Entwicklung von Arbeit zu sagen wäre, ist nicht mehr ihr Thema. – und im Blick auf den Formwandel von Arbeit, wie er sich in dem epochalen Umbruch seit etwa Mitte der 1970er Jahre vollzieht und von der einschlägigen Forschung als Entgrenzung und Subjektivierung interpretiert wird (s. u.) ist offenkundig, dass es mit der *Gesellschaft von Jobholders* nicht allzu weit her ist.

<sup>78</sup> In der Zusammenfassung Rüdiger Safranskis (1999, 146f): *Der Mensch ist dadurch definiert, dass er sich nicht abschließend definieren lässt. Was bleibt ist die ‚aufwühlende‘ Erkenntnis der ‚Unergründ-*

sellschaft – das ist für ihn die Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland der 1950er Jahre – konstatiert hat, dass sie sie gar nicht mehr zu stellen wage (Plessner 1983,56).

Im Licht der Einsichten der Philosophischen Anthropologie sowie der heute vorliegenden empirischen Kenntnisse der Verhaltensforschung erscheinen die Marxschen Formulierungen von den *weltgeschichtliche(n), empirisch universelle(n) Individuen* in der Deutschen Ideologie oder später von einer *totalen Revolution* und einer scheinbar unbegrenzten *absoluten Bewegung des Werdens*, in der wir Menschen uns befinden und die wir zunehmend bewusst vollziehen können, so wie Marx das in den *Grundrissen* zur Kritik der politischen Ökonomie nicht nur sehr abstrakt, sondern auch merkwürdig emphatisch formuliert (Martens 2014d), als höchst fragwürdig. Wenn Plessner (1983/37, 34f) schreibt:

*„In der Bewegung der hegelschen Linken kam Anthropologie zum ersten Mal als Philosophie, und das will hier sagen: als Gegenspieler und Erbe aller offenen und camouflierten Theologie, zum Zuge. Diese Tendenz trieb zu Marx und Stirner und damit zur Selbstzersetzung der Anthropologie im philosophischen Sinne“* (Plessner 1937, 34f) Hervorhebung im Original),

um dann mit seiner Philosophischen Anthropologie *erneut die Frage nach Wesen und Ziel des Menschseins* aufzuwerfen (ebd.), dann zielt das eben auf diese Emphase des subjektiven Idealismus wie auch auf den Mystizismus der Hegelschen Dialektik, die Marx selbst kritisiert.<sup>79</sup>

Marx wie Arendt haben ihre Arbeiten nicht als philosophische Beiträge, u.a. zum Thema Arbeit, verstanden. Für Marx ging es, seinem eigenen Anspruch nach, darum, die Philosophie aufzuheben, bzw. sich als Wissenschaftler auf die gesellschaftliche Bewegung zu beziehen, die sein er Überzeugung nach diese Aufhebung praktisch ermöglichen sollte; und diese meinte er mit der Hegelschen Dialektik angemessen zur Darstellung bringen zu können (vgl. Schmidt 1971/65). Arendt hingegen hat sich, Marx insofern als Beender der klassischen Philosophie ernst nehmend, selbst ganz ausdrücklich nicht mehr als Philosophin sondern als Politikwissenschaftlerin verstanden. Unstrittig ist aber, dass beide ihre Theoriegebäude vor einem ausgesprochen solide fundierten philosophischen Hintergrund ausarbeiten.

---

*lichkeit' des Menschen. Er ist unergründlich, weil er seine Gründe immer noch vor sich hat. Was der Mensch ist, das stellt sich immer erst heraus – im jeweiligen Augenblick der Entscheidung. Die Bestimmung ist die Selbstbestimmung. Der Mensch ist das, wozu er sich entschieden haben wird.*

<sup>79</sup> Zur systematischeren Auseinandersetzung mit der hegelmарxistischen Geschichtsmetaphysik, dem Fortwirken der Hegelschen idealistischen Dialektik im Denken von Marx auch nach dessen materialistischer *Umstülpung* der Hegelschen Philosophie (Wolf 2005, Schmidt 1971) und dem – Mitte des 19. Jahrhunderts unausweichlich – äußerst limitierten Zugriff auf den wirklichen Menschen siehe auch Martens (2013, 187ff). Anzumerken ist hier noch, dass die philosophische Rede von *dem Menschen* immer schon eine Abstraktion ist. Arendt versteht sich, abgesetzt von der Philosophie, ja gerade deshalb als Politikwissenschaftlerin, weil sie über die Menschen, die als wirkliche Menschen immer nur im Plural existieren, nachdenken will – in der Erwartung, dass solches Nachsinnen anderem politischen Handeln vorausgehen könnte.

Marx entwickelt seine Überlegungen - in denen er mittels der hegelschen Dialektik das quasi gesetzmäßige Ende der bürgerlichen Gesellschaft aus den Widersprüchen ihrer ökonomischen Basis zu erklären sucht - vor dem Hintergrund der gerade beginnenden ‚zweiten industriellen Revolution‘.<sup>80</sup> Wenn er – dabei Arbeiten und Herstellen zu einer geschichtsbildenden Tätigkeit verschmelzend und das den menschlichen Weltbezug letztlich prägende (politische) Handeln theoretisch nicht entfaltend - abstrakt von universellen Arbeitsvermögen spricht – und in den Grundrissen von einer *absoluten Bewegung des Werdens* spricht (vgl. Martens 2014d) -,die dahin führen wird (H. M.), kann er selbstredend keine auch nur annähernde konkrete Vorstellung davon haben, wie sich (Erwerbs)Arbeit 1 ½ Jahrhunderte später entwickelt haben wird.

Hinzu kommt, dass seine materialistische Hinwendung zu den wirklichen Verhältnissen nicht mit einer wissenschaftlichen Annäherung an den, oder richtiger die wirklichen Menschen verwechselt werden sollte. Allerdings gilt auch noch für Arendt, dass ihr Zugriff auf die wirklichen Menschen<sup>81</sup> immer wesentlich philosophischer Art blieb, vor allem im Rückbezug auf den Aufklärer Kant. Sie spricht in den 1950er Jahren – ihr Verständnis von (politischem) Handeln so absichtsvoll kontrastierend - vom Sieg des *animal laborans*. Sie berücksichtigt dabei freilich kaum ihre eigenen Überlegungen dazu, dass Arbeiten zunehmend die Form des Herstellens angenommen hat und in (quasi) öffentlichen Räumen stattfindet. Und auch sie ist noch weit davon entfernt, eine Vorstellung von heutigen Formen subjektivierter Arbeit in unserem digitalen Zeitalter gewinnen zu können.

Wenn man heute die bis hierher behandelten unterschiedlichen und kontroversen philosophischen Annäherungen an Arbeit nutzen will - also im Licht der aktuellen Veränderungen von Arbeit im Zeichen ihrer Entgrenzung und Subjektivierung sowie der gegenwärtigen, von philosophischer Seite formulierten Herausforderung, im Blick auf die gesellschaftlich notwendige Arbeit das *Ganze der Arbeit* und nicht nur die Erwerbsarbeit in den Blick zu nehmen (Kambartel 1994, Biesecker 1999 und daran anschließend Peter/Peter 2008) - wird man nicht umhin kommen, einmal mehr neu anzusetzen. Im Licht der empirisch zu beobachtenden Entwicklung digitalisierter Arbeit, ist zunächst das Argument von De La Rosa zu prüfen, nachdem die grundlegenden analytischen Unterscheidungen von Arbeiten Herstellen und Handeln problematisch ist. Diese analytisch sinnvollen Unterscheidungen sind viel eher als sich zwar über-

---

<sup>80</sup> Wobei es Marx darum ging, mittels der Hegelschen Dialektik *die wahre Theorie (...) innerhalb konkreter Zustände und an bestehenden Verhältnissen* (Marx 1963, 409) zu entwickeln und er selbst daher, Alfred Schmidt zufolge, seine Anwendung der dialektischen Methode, bei Kritik der *Mystifikationen* der Hegelschen Dialektik (Schmidt 1977,74), auf diesen Gegenstandsbereich begrenzte und keine darüber hinausgehende Geschichtsmetaphysik formuliert hat.

<sup>81</sup> Arendt (2003, 159) weist in einer Notiz im Denktagebuch darauf hin, dass die Philosophen immer von dem Menschen im Singular sprächen und setzt sich davon in ihrem Selbstverständnis als Politikwissenschaftlerin ab: „*Wie die Philosophie, die sich auf den Menschen im Singular bezieht, ernstlich erst beginnt, nachdem der Mensch verstanden hat, dass er ja oder nein zum Leben sagen kann, so beginnt Politik, die sich auf die Menschen im Plural bezieht, ernstlich erst heute, da wir wissen, dass wir ja oder nein zur Menschheit sagen können.*“

lappende aber doch historisch ausdifferenzierende Weisen menschlicher Praxis zu verstehen. Davon ausgehend könnte man fragen, ob Arbeiten als schon zu Arendts Zeiten wesentlich Herstellen in öffentlichen Räumen, das nun in unserer digitalisierten Welt als Wissensarbeit zunehmend in global verteilten Produktionsräumen stattfindet, nicht möglicherweise auch schon Aspekte eines handelnd hergestellten Weltbezugs einschließt. Das würde die grundlegende analytische Unterscheidung von Herstellen und Handeln, wie sie Arendt vornimmt, nicht hinfällig machen; aber es spräche dafür, dass heute auf der Grundlage *universalisierter* Arbeit die Fähigkeit zu politischem Handeln zunehmend allgemeiner entwickelt wird.

Zugleich wäre dann zu prüfen, ob angesichts solcher aktueller Entwicklungen im Zeichen eines – wie in der Einleitung behauptet – epochalen Umbruchs, der von multiplen gesellschaftlichen Krisenprozessen begleitet ist, nicht veränderte Voraussetzungen und Herausforderungen entstehen, die Anlass geben, die Plessnersche Frage nach dem Menschenbild aufzuwerfen. Diese Frage wird gegenwärtig faktisch – das heißt ohne einen entsprechenden politischen Selbstverständigungsprozess –, wie insbesondere Frank Schirrmacher (2013) überzeugend nachgewiesen hat, dadurch beantwortet, dass wir alle in den Logarithmen unserer immer stärker digitalisierten Alltags entsprechend dem Bild des *homo oeconomicus* konzipiert und von da aus mit normativer Kraft geprägt werden.<sup>82</sup> Zugleich bietet aber unsere sogenannte ‚Wissensgesellschaft‘ im Zeichen wissenschaftlicher wie philosophischer Erkenntnisse<sup>83</sup> gut fundierte Gründe, eben dieses faktisch durchgesetzte Selbstbild des *homo oeconomicus* auf das schärfste zu kritisieren.

### **3. Einzelwissenschaftliche Zugriffe auf Arbeit als Gegenstand von Forschung und Gestaltung**

Wenden wir und von diesen Überlegungen aus der Entwicklung der modernen institutionell verfassten Arbeitsgesellschaften zu, so wie sie sich im Zuge der Entfaltung des industriellen Kapitalismus bis hin zu den wohlfahrtsstaatlichen Demokratien nach dem Ende des zweiten Weltkrieges über mehrere lange Wellen der Konjunktur (Kondratjew 2013/1926) hinweg entwickelt haben, so sind mehrere Aspekte hervorzuheben.

---

<sup>82</sup> Damit ist keineswegs behauptet, dass diese Abstraktion nicht, durchaus zutreffend bestimmte Züge menschlichen Verhaltens erfasst; aber sie erfasst eben nur bestimmte Aspekte. Der Mensch ist ja zweifellos mehr als nur der nutzenorientierte Egoist, als den ihn wissenschaftlich alle (auch die erweiterten) Rational-Choice-Ansätze konzipieren. Immer wieder weist das auf die Frage der frühen radikalen Aufklärer nach dem *hochintelligenten, emphatisch veranlagten Primaten* zurück.

<sup>83</sup> Das gilt, worauf im Folgenden noch näher einzugehen ist, für die spezialdisziplinären Zugriffe der Arbeitswissenschaften auf Arbeit, wenn sie deren strukturelle Rationalitäten kooperativer Arbeitszusammenhänge betonen, bei denen es um den kooperativen Wert der Arbeit geht, denen mit der Teilautonomie von Arbeitsgruppen zu entsprechen wäre; und das gilt auf grundlagentheoretischer Ebene z. B. für die Befunde Michael Tomasellos (2009) in Bezug auf die onto- wie philogenetische Entwicklung menschlicher Sprach- und Kooperationsfähigkeit auf Grundlage der Entwicklung einer *geteilten*, also einer *Wir-Intentionalität* (vgl. dazu auch Martens 2014e).

Im Zuge der Entwicklung der Kapitalistischen Arbeitsgesellschaften vollzieht sich eine Institutionalisierung von Arbeit selbst. Wenn Negt (2006, 68) – wie erwähnt eher an die hegelmарxistische Vorstellung von einer emanzipatorischen Kraft der Arbeit anknüpfend – davon spricht, dass es *bald 500 Jahre* gedauert habe, *bis die Menschen mit Arbeit so etwas wie ein würdevolles Leben verknüpfen konnten* und *im Sinne der Integrität ihrer Persönlichkeitsbildung* arbeiten wollten, zielt das auf eben diesen Prozess. Erwerbsarbeit, und über sie die Erringung eines anerkannten Platzes in der Arbeitsgesellschaft ist, spätestens in den wohlfahrtsstaatlichen Demokratien der Nachkriegszeit, zu einer ganz entscheidenden Voraussetzung der Herausbildung persönlicher Identität geworden.<sup>84</sup> Verbunden mit dieser gesellschaftlichen Fokussierung des anerkennenden Blicks auf Erwerbsarbeit bzw. die so gesellschaftlich in Wert gesetzte Arbeit entwickelten sich eine Vielzahl weiterer unterschiedlicher Institutionen der Arbeit: von den Gewerkschaften, die aus der Arbeiterbewegung heraus als Ergebnis erfolgreicher Institutionalisierungsprozesse entstehen, über das Tarifwesen, die unterschiedlichen Systeme sozialer Sicherung (Kranken-, Alters- und Rentenversicherung) bis hin zur Institutionalisierung beruflicher Bildungssysteme und der Herausbildung von Institutionen des Arbeits- und Gesundheitsschutzes. Mit Recht spricht Christian v. Ferber (1961) vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen für die Zeit der aufblühenden wohlfahrtsstaatlichen Demokratien von *institutionell verfassten Arbeitsgesellschaften*.

Im Zuge dieser Entwicklung vollzieht sich zugleich die Herausbildung spezialwissenschaftlicher Zugriffe auf Arbeit, wie etwa als eines der Themen des späten 19. Jahrhunderts die Durchsetzung von: Arbeitshygiene<sup>85</sup>, weiter zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Zuge der Herausbildung der fordistischen Arbeitsorganisation der ingenieurwissenschaftlichen Arbeitsorganisation (*Taylor*) und dann anschließend an die Hawthorne-Studien der Industrial Relations Bewegung oder schließlich der Anstrengungen um eine Humanisierung der Arbeitswelt (*Matthöfer*). Gerd Peter (2011,343) konstatiert so zu Recht:

*Die grundlegenden Linien der Arbeitswissenschaft sind historisch bestimmt durch den Taylorismus, die wissenschaftliche Arbeitsgestaltung nach dem ‚one best way‘, sowie die Human Relationsbewegung, die Suche nach dem informellen ‚human factor‘.*

---

<sup>84</sup> Und folgerichtig ist mit den *Metamorphosen der Lohnarbeit* und dem Umstand, dass auch in den fortgeschrittenen westlichen Staaten einem wachsenden, und in den südeuropäischen Ländern immens hohen, Teil der nachrückenden Generation der Zugang zum Erwerbssystem versperrt wird, für Manuel Castel (2000) ein Entwicklungsszenario möglich geworden, in dem diese Gesellschaften drohen, *ihr Morgen zu verlieren*. Auch dies ist ein Blickwinkel auf Krisenprozesse, die Arendt 40 Jahre zuvor mit ihrer Formulierung von der *Krise der Arbeitsgesellschaft* als Sinnkrise thematisiert hat.

<sup>85</sup> Die Deutsche Arbeitsschutzausstellung (DASA) nennt auf ihrer Homepage als ihre ältesten Vorläufer im Kaiserreich die *„Allgemeine Deutsche Ausstellung auf dem Gebiet der Hygiene und des Rettungswesens (1883) und die Gründung des Berliner Hygienemuseums (1886) aus der heraus dann die erste ständige Arbeitsschutzausstellung als „ständige Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt (1903) entsteht, womit Arbeitsschutz und Unfallverhütung zu dauerhaft bearbeiteten Themen werden.*



(Erwerbs)Arbeit wird in den Arbeitswissenschaften unter unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet: arbeitssoziologisch vielfach in Anknüpfung an das Marxsche Paradigma im Hinblick auf (1) ihren „Doppelcharakter“ (konkrete nützliche Arbeit und abstrakte Arbeit), (2) die grundlegende Strukturierung von Gesellschaft durch die Aufteilung von Arbeit, und ihre allgemein historische Bestimmung als *ein Prozess, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch die eigene Tat vermittelt, regelt, und kontrolliert* (Marx) und (3) ihre Formbestimmung als Lohnarbeit. Im Kontext anderer arbeitswissenschaftlicher Disziplinen wird Arbeit vornehmlich zum Gegenstand im Hinblick auf (4) ihre Bestimmung als Fähigkeit zur Verausgabung von Kräften und Anwendung von Fähigkeiten energetischer, sensorischer und kognitiver Art sowie (5) ihrer unmittelbaren und untrennbaren Verbundenheit mit Technik (vgl. Peter 1989,20).

Zunächst könnte man hier mit Friedrich Fürstenberg (1975) sagen, dass *menschliches Verhalten*<sup>86</sup> Kernpunkt der Arbeitswissenschaft sei. Fürstenberg hat bei seiner Konzipierung einer interdisziplinär organisierten Arbeitswissenschaft, von sozialwissenschaftlicher Seite auf die Herausforderungen des „Forschungs- und Aktionsprogramms Humanisierung des Arbeitslebens“ reagiert. Er hat zwar ein vorherrschendes naturwissenschaftlich-technisches Profil und mangelnde theoretische Grundlagenarbeiten der stark anwendungsorientierten Arbeitswissenschaft beklagt. Er hat ein interdisziplinäres Vorgehen und die Arbeit an einem theoretischen Bezugsrahmen gefordert, der *objektive Sacherfordernisse* und *subjektive Interessenlagen* der abhängig Beschäftigten berücksichtige. Wenn er dies aber in der Feststellung bündelt, *konkret gehe es der Arbeitswissenschaft*<sup>87</sup> *um das Interesse an der Verwertung, Erhaltung und Gestaltung von Arbeit* (Raehlmann 2011,13), dann wird daran die Dominanz des Verwertungsinteresses deutlich – ähnlich wie schon bei Max Webers Akzentuierung der *Leistungsfähigkeit der Arbeitskräfte* (Fn.85). Die *Erhaltung* - der Leistungsfähigkeit der Arbeitskräfte, nicht der Arbeit – und die *Gestaltung von Arbeit* – als Beitrag der Arbeitswissenschaften sind hier entsprechend zu- und nachgeordnet.

Wenn Fürstenberg an anderer Stelle (a. a. O: 82) betont, dass *Humanaspekte der eigentliche Ausgangspunkt und auch das Ziel arbeitswissenschaftlicher Erkenntnis*

---

<sup>86</sup> Wobei die Rede vom menschlichen *Verhalten* und nicht vom *Handeln* von Menschen zutreffend darauf verweist, dass es – so Max Weber (1924/1908/9) – *um die physiologischen und psychologischen Faktoren als maßgeblich bestimmend für die Leistungsfähigkeit der Arbeitskräfte* geht, weshalb Weber diese an den Anfang empirischer Erhebungen stellte. Und insofern sind die Arbeitenden hier zunächst einmal wesentlich Objekt wissenschaftlicher Analysen. Die anfangs im Verein für Socialpolitik auch noch aufgeworfenen Fragen danach, wie die Arbeiter eigentlich mit den Zumutungen industrieller Arbeit umgehen, stellen sich als Fragen nach dem Arbeitsglück (v. Ferber 1959) schon bald nicht mehr. Arbeit in ihrer kapitalistischen Formbestimmung wird sozusagen selbstverständlich vorausgesetzt.

<sup>87</sup> Fürstenberg spricht von der Arbeitswissenschaft und unterscheidet innerhalb von ihr verschiedene Disziplinen. Ähnlich betont Raehlmann die Einheit der Disziplin. Peter dagegen spricht - einerseits von den Erfahrungen des HdA-Programms ausgehend, andererseits von seiner Bewertung der heutigen Lage durch die Arbeitsrechtssprechung - im Plural von Arbeitswissenschaften. Sie hätten aus seiner Sicht, worauf im weiteren noch einzugehen ist, heute sämtlich das Problem, auf der Höhe der Zeit einen hinreichend fundierten Zugriff auf ihren Gegenstand neu zu entwickeln, der Gestaltungsansprüchen gerecht werden kann.

seien, weil eben der Arbeitseinsatz und mithin menschliches Verhalten Kernpunkt der Arbeitswissenschaft seien und sie deshalb grundsätzlich zu den Humanwissenschaften gehöre (so Raehlmann 1011, 13), dann verweist dies zum einen im Kontext der in Kapitel 2 an gerissenen herrschaftskritischen Überlegungen auf die dort allerdings nicht näher erörterte Sicht Michel Foucaults auf Humanismus und Humanwissenschaften. Bekanntlich ist für ihn *Humanismus (...) die Gesamtheit der Erfindungen (Seele, Gewissen, Individuum H.M.), die um (die) unterworfenen Souveränität herum aufgebaut worden ist*“ (Foucault 1974,114). Die Humanwissenschaften liefern also nach seinem Verständnis jeweils die Instrumente entsprechender Unterwerfung und Selbstunterwerfung der einzelnen Vielen.

Am deutschen arbeitswissenschaftlichen Diskurs der 1970er Jahre, der auf die auf dem Höhepunkt fordristischer Produktion Ende der 1960er Jahre aufbrechenden industriellen und sozialen Konflikte und dann auf die Herausforderungen des HdA-Programms reagiert, wird so einmal mehr deutlich: Die Herausbildung der Arbeitswissenschaften und die Betonung ihrer jeweiligen neuen Akzentsetzungen sind immer auch die Antworten auf neue Arbeitskonflikte als Reaktion auf Zuspitzungen reeller Subsumtion der Arbeit unter das Kapitalverhältnis. In der Betonung auch der subjektiven Interessen der Arbeitenden (Fürstenberg 1975) am Beginn des HdA-Programms wie auch in dem Versuch zur Neubestimmung einer interdisziplinären Arbeitswissenschaft in einem Mehrebenenmodell arbeitswissenschaftlicher Erkenntnisse, das den Kriterien menschengerechter Arbeitsgestaltung gerecht werden soll (Luczak/Volpert 1987), reflektieren sich also nicht zuletzt deutliche Grenzen des, so Fürstenberg, bis dahin vorherrschenden „naturwissenschaftlich-technischen Profils“ der Arbeitswissenschaft(en) (Raehlmann, 2011, 12). Immerhin aber sollte der damalige Vorschlag die Debatten und Diskurse im Zuge der vielfältigen Projekte, Modellvorhaben und neuen gesetzlichen Regelungen in einem neuen Kompromiss normierend zusammenführen. Allerdings normierte auch noch dieser Kompromiss „eine bestimmte Leistungsfähigkeit interdisziplinärer Arbeitswissenschaft unter dem personalisierten, naturwissenschaftlichen und technischen Paradigma“ (Peter 2011, 344). Folgerichtig fühlten sich damals nicht alle Fachrichtungen hinreichend berücksichtigt, und ein erheblicher Teil der seitherigen arbeitsbezogenen Forschung in Deutschland entwickelte sich außerhalb des Spektrums, das die Gesellschaft für Arbeitsforschung abdeckte (ebd.). Willi Pöhler, seinerzeit erster Leiter des Projektträgers HdA, hat 1991 - in einem seine Erfahrungen mit der Arbeitsforschung und den Arbeitswissenschaften resümierenden Aufsatz - der gerade erst einsetzenden arbeitssoziologischen Debatte um die Subjektivierung von Arbeit gewissermaßen vorgegriffen und bemerkenswert radikal *die Hinwendung zum Arbeitenden Subjekt* als einen erst noch anstehenden Paradigmenwechsel gefordert.<sup>88</sup>

---

<sup>88</sup>1983 hatte Pöhler gemeinsam mit v. Ferber in einem kritischen Rückblick auf das HdA-Programm gefragt, ob *gesundheitsgerechte Arbeitsgestaltung eine soziologisch Utopie* geblieben sei. In dem späteren, oben angesprochenen Aufsatz in der v. Ferber-Festschrift hat er als immer auf die gesellschaftliche Praxis orientierter Wissenschaftler den Blick nach vorne auf die leistende Seite der individuellen gesellschaftlichen Subjekte gerichtet. Er hat dies in Anknüpfung an Husserl, also aus phäno-

Zusammenfassend ist hier zunächst festzuhalten: im Zuge der Entwicklungen, die auf die industriellen und sozialen Konflikte im Ausgang der 1960er Jahre hin eintraten, haben die Arbeitswissenschaften - anders als noch in der Industrial-Relationsbewegung im Ausgang der 1920er Jahre – erstmals in größerem Umfang versucht, die Arbeitenden nicht nur als Objekt innerhalb eines vornehmlich naturwissenschaftlich-technischen Gegenstandsverständnisses zu fassen. Ferner kam es zu dieser Zeit, worauf noch näher einzugehen ist, im Zuge des in Deutschland in den 1970er Jahren aufgelegten Forschungs- und Aktionsprogramms Humanisierung des Arbeitslebens dazu, dass Arbeitspolitik als eigenständiges Politikfeld entstanden und begrifflich zu fassen versucht worden ist. Gleichwohl haben beide Entwicklungen trotz vielfältiger innovativer Beteiligungsansätze nur innerhalb deutlicher Grenzen dazu geführt, die Arbeitenden als in ihren Arbeitsprozessen handelnde und kooperierende Subjekte wirklich ernst zu nehmen – als Gegenstand wissenschaftlicher Arbeitsgestaltung wie auch als Adressaten von Arbeitspolitik.<sup>89</sup>

#### 4. Aktuelle Entwicklungen

Zum einen sind wir im Zeichen eines neoliberalen Rollbacks und einer fortschreitenden Erosion der überkommenen Institutionen der Arbeit, in die sich der schon angesprochene Funktions- und Bedeutungsverlust der Arbeitswissenschaften einfügt, seit mehr als drei Jahrzehnten mit einer stetig wachsenden Arbeitslosigkeit konfrontiert. Und so erleben wir, dass zunehmend auch in den fortgeschrittenen westlichen Gesellschaften eine Metamorphose der sozialen Frage (Castel 2000) eingetreten ist, in deren Folge einer wachsenden Zahl von Menschen der Zugang zu einem Platz innerhalb dieser Arbeitsgesellschaften versperrt bleibt. Negt (2006, 68) spricht in diesem Zusammenhang, wie schon erwähnt, davon, dass *bald 500 Jahre* gedauert habe, *bis die Menschen mit Arbeit so etwas wie ein würdevolles Leben verknüpfen konnten* und *im Sinne der Integrität ihrer Persönlichkeitsbildung* arbeiten wollten. Nun aber werde ihnen angesichts der neoliberalen Entbettung des Marktes *gleichsam der Boden unter den Füßen weggezogen*“. Arendt (1967) zielt bereits vierzig Jahre zuvor auf den gleichen Sachverhalt, wenn sie, eher beiläufig, im Vorwort zu *Vita activa* von einer drohenden *Krise der Arbeitsgesellschaft* spricht. Allerdings legt sie den Akzent auf eine aus ihrer Sicht absehbar wachsende strukturelle Arbeitslosigkeit: Zugleich versteht sie den Begriff der *Arbeitsgesellschaft* hier wieder im Sinne ihrer grundle-

---

menologischer Perspektive – also vor dem, Hintergrund eines Situationskonzepts, über das der stetige, komplizierte und hoch widersprüchliche Prozess der Herstellung von Individualität sich erschließen lässt – zu einem frühen Zeitpunkt der Debatte um die Subjektivierung von Arbeit in radikaler Form getan. Am Schluss des Aufsatzes von 1991 argumentiert er: *Der Erlebnisgehalt der Arbeit ist für die wissenschaftliche Analyse und Bewertung von Arbeit ein noch unerschlossenes Gebiet. Im Zuge der Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse wird diese Dimension jedoch an Bedeutung gewinnen. Für die Arbeitswissenschaften werden damit nicht nur neue Forschungsfelder geöffnet, es steht ihnen auch ein Paradigmenwechsel bevor: die Hinwendung zum arbeitenden Subjekt*“ (Pöhler 1991, S. 83).

<sup>89</sup> In Bezug auf die Arbeitswissenschaften sei hier insbesondere auf die innovativen Impulse des Konzepts der Gesundheitszirkel (v. Ferber 1991) – nicht nur für die betriebliche Praxis sondern auch für das Gegenstandsverständnis der Arbeitswissenschaften – verwiesen. Zur begrenzten arbeitspolitischen Entfaltung von Beteiligungsmodellen siehe Fricke u.a. 1982 sowie Martens 2012.

genden Unterscheidungen. Bereits mit dem von ihr konstatierten Sieg des *animal laborans* sieht sie die massive Gefahr anwachsen, dass der Weg zur möglichen Entfaltung der politischen Handlungsfähigkeit aller Menschen verstellt worden ist. Verknüpft mit ihrer weitergehenden Einschätzung, dass die Politik im Zuge der beiden Jahrhunderte der Revolution, deren Beginn sie mit der amerikanischen Revolution datiert (Arendt 1974), eine Lage herbeigeführt habe, in der der politische Raum der Gesellschaft gefährdet sei und zugleich die Arbeit das einzige geworden sei, worauf die moderne Gesellschaft sich noch verstehe, ergibt sich ihre Vorstellung, dass die Krise der Arbeitsgesellschaft sich allererst als eine gesellschaftliche Sinnkrise darstellen werde.

Gegenwärtig sehen wir uns aber zugleich mit wachsender struktureller Arbeitslosigkeit<sup>90</sup> mit einem Formwandel der Arbeit konfrontiert, der in Deutschland in den entsprechenden sozialwissenschaftlichen Debatten mit den Begriffen der Flexibilisierung, teilweisen Entgrenzung und Subjektivierung von Arbeit bezeichnet worden ist (Moldaschl/Voss 2001; Kleemann u.a. 2002, Peter 2007). Es geht hier, in Marxschen Kategorien formuliert, um eine neue Stufe der realen Subsumtion von Arbeit unter das Kapitalverhältnis, die im Mainstream des deutschen arbeitssoziologischen Diskurses wesentlich autonomiekritisch interpretiert wird: Festzustellen ist in jedem Fall ein Formwandel betrieblicher Herrschaft, durch den die älteren fordistischen Herrschafts-, Kontroll- und Steuerungsformen von Arbeit ersetzt werden. Die Unbestimmtheit des Marktes wird nun auch innerhalb von Unternehmen und Betrieb zum Organisationsprinzip von Arbeit. Neue Formen indirekter Steuerung eröffnen den Arbeitenden neue Freiheiten, die bis dahin nur für die Figur des Unternehmers galten. Zu Beginn des Jahrhunderts sind daran anknüpfende Freiheitsversprechen in eher populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen z.T. geradezu überschäumend (Deckstein/Felixberger 2000). Aber diese Freiheiten werden, wie sich rasch zeigt, von dem Effekt einer erhöhten Selbstunterwerfung der Arbeitenden unter die heteronomen Bedingungen des Marktes überformt. *Arbeit im Übergang* (Sauer 2005) erweist sich im Licht neuerer Untersuchungen als ausgesprochen zwiespältig (Peter 2007). Angesichts der fortschreitenden Erosion der überkommenen Institutionen der Arbeit wird der Druck einer zunehmend nur noch liberalen und immer weniger sozialen Marktwirtschaft massiv. Und es sind nun nicht zuletzt die in den neuen Formen von Abhängigkeit Arbeitenden, die selbst aktiv zur fortschreitenden Erosion alter institutioneller Regelungen beitragen. *Durch Foucaults Brille* (Moldaschl 2011) oder im Licht empirischer Analysen, die – empirisch ja berechtigt – auf den stetig weiter forcierten Druck entfesselter Märkte auf die nach Prinzipien der Selbstorganisation, aber dabei doch immer noch, wenn auch in neuen Formen, als abhängig Beschäftigte blicken

---

<sup>90</sup> Im nationalen Rahmen scheinen die statistischen Zahlen dem noch immer zu widersprechen. Karl Georg Zinn spricht aber schon 2016 von einem Ende der industriellen Wachstumsdynamik in den Staaten Westeuropas und Nordamerikas – und anders als die Beschäftigtenzahlen stagniert das Arbeitsvolumen eher als dass es noch wächst. Weltweit ist darüber hinaus nicht zu erkennen, dass deren Wachstumsmodell der Vergangenheit verallgemeinerbar sein könnte. Die ökologischen Krisenfolgen wären verheerend.

(Glißmann/Peters 2001, Peters/Sauer 2006), mag dabei v.a. ein fortschreitender Prozess der Selbstunterwerfung der Arbeitenden zu konstatieren sein.

Dieser Blick jedoch vereinseitigt unzulässig; denn im Zuge der gleichen Entwicklung werden neue Potentiale selbsttätiger, kooperativer Organisation von Arbeit gefordert und ermöglicht. Es erscheint daher voreilig im Blick auf eine in sich widersprüchliche Entwicklung im Zeichen einer krisenbehafteten neoliberal gesteuerten Globalisierung wachsende Autonomie und Selbstverantwortung als zunehmend ambivalent zu beurteilen. Dechmann u. a. (2014) spitzen diese Sichtweise zu Recht kritisch auf die Frage zu, ob Partizipation am Ende gesundheitsschädlich sei. Sie fordern dagegen – im Rückgriff auf die Ergebnisse älterer Forschungen zu Gruppenarbeit einerseits eine grundlegende Reflexion der veränderten Bedingungen neuer Arbeit im Epochenbruch, andererseits, sehr gut begründet, den Begriff einer immer nur relativen Autonomie in der heteronomen Arbeitssphäre als kontrafaktischen Begriff einzuführen, mit dem kritisch zu den heute vorherrschenden realen Arbeits- und Lebensverhältnissen Selbstbestimmung eingefordert werden kann.<sup>91</sup>

Die großen Freiheitsversprechen zu Beginn des Jahrhunderts sind also inzwischen eher einem wachsenden Druck im Zeichen von teilweiser Entgrenzung und Subjektivierung von Arbeit gewichen; und dies umso mehr, als für eine wachsende Zahl von Beschäftigten, keineswegs nur in den unteren Beschäftigtensegmenten, wachsende Tendenzen zu einer Prekarisierung von Arbeit wirksam geworden sind. Dies hat sich im Mainstream des Arbeitssoziologischen Diskurses mit einer autonomiekritischen Sicht der Subjektivierung von Arbeit niedergeschlagen. Gesellschaftlich hat sich zugleich – unbeschadet gewachsener Freiheitspotentiale – eine eher negative Besetzung des Arbeitsbegriffs im Kern über die Phase des HdA-Programms hinweg durchgehalten; auch wenn sich bereits in den Debatten über den kulturellen Rang von Arbeit in der *institutionell verfassten Arbeitsgesellschaft* Verschiebungen ergeben haben mögen. Gleichwohl gibt es Veränderungen: nicht nur dadurch, dass alle menschlichen Tätigkeiten in der modernen Arbeitsgesellschaft zu Arbeit geworden zu sein scheinen<sup>92</sup>, sondern auch dadurch, dass Arbeit mittlerweile noch weit über das Maß hinaus, in dem Arendt davon gesprochen hat, durch Merkmale des Herstellens geprägt und schließlich zu dem geworden ist, was heute als Wissensarbeit bezeichnet wird. Um die gesellschaftlichen Produktivkräfte auszuschöpfen und weiterzuentwickeln werden immer anspruchsvoller entwickelte, zu wissenschaftlicher Arbeit befähigte und in ihrer Kooperation anders organisierte menschliche Arbeitsvermögen erforderlich. Zugleich handelt es sich um Veränderungen, die eine gesteigerte Identifikation mit Arbeitsprozess und –Produkt, oder auch mit der technischen Arbeitslogik nahelegen. Die Entfaltung dieser technischen Arbeitslogik hat aber im gleichen Zuge

---

<sup>91</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang auch Frey (2009), FNPA (2013), Martens (2014).

<sup>92</sup> Im Denktagebuch schreibt sie: *Die moderne Gesellschaft hat die Arbeit mühelos gemacht das Gebären schmerzlos. Damit hat man aber nicht das Zwingende im Menschenleben beseitigt, sondern nur sein ‚Symptom‘, seine offenbare, allem zutage liegende Indikation. Seither können wir zwischen Zwang und Freiheit nicht mehr unterscheiden, weil der Zwang sich nicht mehr als Mühe und Schmerz offenbart. So werden wir bezwungen und merken es nicht einmal.* (a, a, O. 428)

auch die Durchsetzung veränderter Kooperationsformen zur Voraussetzung – und hier bewegen wir uns immer auch schon auf dem Terrain potentiell *arbeitspolitischen* Handelns – und wir haben es dabei mit Produktions- und Kooperationsräumen zu tun, die im Bereich von Kopfarbeit z.T. globalen Charakter annehmen (Boes/Kämpf 2011). Es ist deshalb zum einen davon auszugehen, dass die analytische Trennung von Arbeiten, Herstellen, Handeln (Arendt 1967) zwar ihren heuristischen Nutzen haben mag, um unterschiedliche Aspekte menschlicher Praxis schärfer herauszuarbeiten, dass diesen analytischen Unterscheidungen aber nicht so einfach – und im Zuge der Durchsetzung von Wissensarbeit immer weniger - entsprechende Unterscheidungen in den realen Feldern menschlicher Praxis in industrieller Dienstleistungs- und Produktionsarbeit entsprechen (vgl. Martens 2008). Insofern stellt sich die Frage danach, wie diese arbeitspolitischen Potentiale entfaltet werden können. Peter Brödner (2012) hat völlig zu Recht im Zusammenhang mit der Entfaltung von Können und Wissen im kooperativen Vollzug von Wissensarbeit in Teams, die sich im Blick auf ihr Unternehmen und seine Märkte selbst organisieren, von einem *intentionalen Verhältnis zur Welt* gesprochen. Die modernen Wissensarbeiter könnten gar nicht anders, als einen solchen Weltbezug im Vollzug ihrer Arbeit herzustellen. Weltbezug aber verweist unmittelbar auf Politik. Will man hieran anschließend über die arbeitspolitischen Potentiale moderner Wissensarbeit weiter nachdenken, so ist zunächst ein kurzer Blick auf die arbeitspolitischen Debatten angezeigt, die sich in Deutschland seit den 1980er Jahren – wiederum vor dem Hintergrund der Erfahrungen mit dem HdA-Programm ergeben haben.

## 5. Arbeitspolitik

Der Begriff der Arbeitspolitik wurde zu Anfang der 1980er-Jahre von einer Forschungsgruppe um Frieder Naschold am internationalen Institut für vergleichende Gesellschaftspolitik/Arbeitsforschung (IIVG) des WZB in die arbeits- und sozialwissenschaftliche Diskussion als neues ‚forschungspolitisches Paradigma‘ eingeführt.<sup>93</sup> Frieder Naschold und Uwe Jürgens (1983) geht es darum, einen entscheidenden *‘toten Winkel‘ vieler industriesoziologischer und ökonomischer Forschungen zu Industriearbeit, Technikentwicklung und Arbeitsproduktivität* (Naschold 1985, S. 9) in den Blick zu bekommen. Abgesetzt sowohl von einem Politikverständnis, das Politik *im Sinne der Autonomie des Politischen wesentlich konzipiert als funktionalistisches Institutionengefüge*, wie auch von einem analogen Grundverständnis, bei dem Politik *in der Tradition von Weber auf Staatspolitik und Machtpolitik eingeengt* wird (Naschold 1985, S. 25), entfalten sie eine neue Argumentation. U. a. in Anknüpfung an die französische Regulationstheorie entwickeln sie ein Politikverständnis, demzufolge *Politik eine Regulationsform (ist), die sicherlich auch staatliche Politik ist, jedoch auch im scheinbar politik-neutralisierten Bereich des Arbeits- und Produktionsprozesses von Bedeutung ist*. Im Hintergrund dieser Überlegungen steht die durch die Konflikte der 1970er Jahre gestützte Annahme, dass sich angesichts bereits ablauf-

---

<sup>93</sup>Vorhergehende Versuche finden sich auch im Bereich der Arbeitsmarktforschung. Vgl. dazu im Überblick Peter (1987, 51-61).

fender Umbrüche von Arbeit und sozialen Sicherungssystemen in der Gesellschaft zwar nicht alles um Arbeit dreht, die Arbeit aber nach wie vor einen entscheidenden Focus gesellschaftlicher Entwicklung darstelle. Unter dem Eindruck der sozialen Konflikte seit dem Ausgang der 1960er Jahre gehen sie also davon aus, dass die heteronome Arbeitssphäre nicht nur vermittelt – wie Arendt gemeint hat – sondern auch unmittelbar eine Sphäre (arbeits)politischer Auseinandersetzungen ist. Ein solches Politikverständnis verknüpfen sie mit einer Vorstellung von Arbeit, demzufolge der Arbeits- und Produktionsprozess als ein strukturiertes soziales Interaktionsgefüge, also als ein dynamischer sozialer Prozess angesehen werden muss. Da zwischen der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit und ihren sozialen Voraussetzungen und Folgen ein, wenn auch widersprüchlicher, Entsprechungszusammenhang besteht, ist *Arbeitspolitik nicht nur Arbeitsgestaltungspolitik, sondern Regulationsform auch eben dieses Zusammenhangs von Arbeit und sozialer Sicherung* (Naschold 1985, S. 27 f.).

Damit ist seinerzeit zugleich ein übergreifendes Konzept für ein Forschungsprogramm vorgelegt worden, das später u.a. von Gerd Peter für die Sozialforschungsstelle Dortmund orientierend werden sollte. Die Intention des Ansatzes von Naschold und Jürgens, der seinerseits die Debatten um die *Labour-Process-Debate* (Buroway 1982) aufnahm, war gegen eine sich im damaligen industriesoziologischen Diskurs verfestigende Position gerichtet, die es ablehnte, Industriesoziologie als Gestaltungswissenschaft zu verstehen. Axel Deeke (1982) hat sich seinerzeit in einem der wenigen theoretischen Beiträge, die zu dieser Debatte aus der sfs beigesteuert worden sind, ebenfalls gegen diesen industriesoziologischen Diskurs gewandt. F. O. Wolf, der seinerzeit an den empirischen Analysen zum HdA-Programm beteiligt gewesen ist, hat sehr viel später mit Recht darauf hingewiesen, dass Arbeitspolitik mit dem HdA-Programm – zunächst, aber nicht allein, auf der Ebene des Handelns politischer und intermediärer Institutionen – als ein ‚zusammengesetztes‘, erst sehr spät im Zuge der Entwicklung des fordistischen Regulationsmodells heraus gebildetes, Politikfeld oder als eine Art *Brückendisziplin* angesehen werden könne (Wolf 2001, S. 230).<sup>94</sup>

Gewisse Unschärfen des Versuchs von Naschold und Jürgens, eine mehrjährige Debatte um die Möglichkeiten einer Humanisierung der Arbeit (Pöhler/Peter 1982) innovativ zusammenzufassen, haben allerdings in der weiteren Entwicklung zu einem uneinheitlichen Begriff von Arbeitspolitik geführt. Es kam zu einem inflationären Gebrauch des Begriffs. Die über ihn in Gang gesetzte Debatte über eine Erweiterung von vorherrschenden arbeitsbezogenen Konzepten in Theorie und Praxis verlor so ihre Eindeutigkeit. Sehr gut ablesbar ist dies daran, dass das merkwürdige Wortun-

---

<sup>94</sup> Im Zusammenhang mit der Entwicklung seiner Unterscheidung von primärer und sekundärer Arbeitspolitik - in Absetzung von wie auch immer nur auf ‚große‘ Politik gerichtete oder eher deterministisch Interpretationen gesellschaftlicher Entwicklung festgelegten Auffassungen – formuliert Wolf: *Angesichts der wissenschaftsförmigen Institutionalisierungen dieser Traditionen in bis in die 1960er Jahre hinein national unterschiedliche geprägten Disziplinen wie Soziologie, Ökonomie und Politologie ist Arbeitspolitik weitgehend dazu gezwungen, sich als eine interdisziplinäre Integrationsbemühung bzw. bestenfalls als eine ‚Brückendisziplin‘ zu entwickeln* (Wolf 2001, 230).

getüm der „Interessenvertretungspolitik“ vor wie nach der paradigmatisch gemeinten Einführung von Arbeitspolitik durch die einschlägige industriesoziologische Literatur geistert. Abgesehen davon, dass das Verhältnis von Interessen und Politik der Reflexion bedarf, ehe man beide Begriffe so umstandslos miteinander verknüpft<sup>95</sup>, stellt sich die Frage, ob jegliches Interessengerichtete Handeln auch sogleich als politisches Handeln gelten kann. Das unscharfe Wortumgetüm der „Interessenvertretungspolitik“ macht es z. B. unmöglich wichtige Unterscheidungen vorzunehmen. Wenn nämlich jegliches Interessenvertretungshandeln als politisch gelten kann, wird es unmöglich, die alltagsweltliche Beobachtung einer Entpolitisierung der Gewerkschaften wissenschaftlich zu begründen. Als Interessenverbände bleiben sie per Definitionem, richtiger gerade mangels angemessener begrifflicher Differenzierung, immer politisch. Und ebenso bleibt völlig unklar, wann die alltägliche Arbeit von Betriebsräten als gesetzlichen Interessenvertretern der Beschäftigten, wann also ihre Interessenvertretungsarbeit politischen Charakter annimmt bzw. im Sinne der Arendtschen Unterscheidung zu (arbeits)politischem Handeln wird.

Was den von Naschold so bezeichneten *toten Winkel* der damaligen industriesoziologischen Forschung anbelangt, so kann man vermutlich argumentieren, dass dieser tote Winkel mit den spezifischen Bezügen der Industriosozologie, bzw. der sich im Rückblick selbst als „kritische Industriosozologie“ verstehenden Strömung derselben (vgl. Schumann 2002), nicht zuletzt aus den Rückbezügen dieser kritischen Industriosozologie zu marxistischen Denkrichtungen (vgl. Brandt 1984) erklären lässt. In dieser Traditionslinie findet sich eben eine sehr entfaltete theoretische Arbeit in Bezug auf den Begriff der Arbeit, wohingegen es, wie in Kapitel 2 ausgeführt, an einem ausgearbeiteten Politikbegriff weithin fehlt. Andererseits konnte der von Naschold/Jürgens eingeführte sehr weite Politikbegriff, der politics als Kampf um Macht, Einfluss und Interessen von der Mikrobene des Arbeitshandelns bis hin zum Agieren institutioneller Akteure auf der Ebene staatlicher Politik umfasst<sup>96</sup>, von der kritischen Industriosozologie leicht adaptiert werden – allerdings, wie schon erwähnt, in Form eines inflationären und unscharfen Gebrauchs.

Im Forschungsschwerpunkt 4 „Arbeitspolitik, Mitbestimmung und Interessenvertretung“ der sfs ist diese Debatte im Ausgang der 1980er Jahre im Rahmen eines Konzept stabiler institutioneller Reformen systematisch aufgenommen und im Hinblick auf die spezifischen Forschungs- und Beratungsfelder des Bereichs weiterentwickelt worden (vgl. Peter 1987, 1989 und 1992, Martens 1992a und 1994 sowie rückblickend Martens 2013).<sup>97</sup>

---

<sup>95</sup> Es sei daran erinnert, dass für Arendt Politik, also das Handeln in einem öffentlichen Raum, der erst politische Freiheiten konstituiert, sichern und ausfüllen kann, gerade durch das *Übersteigen von Interessen* bestimmt ist (Brokmeier 1994).

<sup>96</sup> Andererseits aber keinesfalls mit den eher spieltheoretisch begründeten Konzepten von Mikropolitik (Ortmann 1990, Crozier/Friedberg 1979) verwechselt werden darf.

<sup>97</sup> Im Zuge der Entfaltung eines Konzepts der *arbeitspolitischen Erweiterung von Interessenvertretung*, das insbesondere im Hinblick auf die Gewerkschaften konzeptionell entfaltet (Martens 1992 a. u. b.) und in Forschungs- und Beratungsprozessen umzusetzen versucht worden ist (Martens/Steinke



Von heute aus betrachtet kann man sagen, dass unsere damals entwickelten begrifflichen Differenzierungen uns zwar vor der allgemeinen Beliebigkeit in der Verwendung des Begriffs der Arbeitspolitik geschützt haben; andererseits griff das damalige Konzept aber deshalb zu kurz, weil es im Kern auf die Meso-Ebene institutionellen Handelns zielte. Sein Fokus war eben das erwähnte Konzept *stabiler institutioneller Reformen*. Der tatsächlich schon weit fortgeschrittene, und seither dramatisch weiter dynamisierte, Prozess der Erosion der Institutionen der Arbeit wurde von uns deutlich unterschätzt, und die Veränderungen von Arbeit – seit dem Ausgang der 1990er Jahre in der Industriosozologie als fortschreitender Prozess ihrer *Subjektivierung* interpretiert (Moldaschl/Voß 2001) – waren für uns noch nicht absehbar.

Es sind aber genau diese tiefgreifende Veränderung, die die sehr viel später von F. O. Wolf (2001) eingeführte Unterscheidung von „primärer“ und „sekundärer Arbeitspolitik“ bedeutsam machen. Der Blick richtet sich heute nicht nur auf die Frage, wie vor dem Hintergrund der Veränderungen von Arbeit die Arbeitswissenschaften nach ihrem Bedeutungszuwachs in den 1970er Jahren und ihren seitherigen Bedeutungs- und Wirklichkeitsverlusten ihre Gestaltungsfähigkeit neu fundieren können. Er richtet sich vielmehr zunehmend auch auf die Frage, ob und wie auf der Ebene alltäglicher lebensweltlicher Erfahrungen und Handlungsprozesse arbeitspolitisches Handeln neu konstituiert werden kann. Hier wird für die Arbeitswissenschaften offenkundig die Forderung von Pöhler (1991) immer wichtiger, die Arbeitenden selbst als Subjekte wirklich ernst zu nehmen. Aber hier wird unter den Bedingungen ‚neuer Arbeit‘ in Bezug auf die Neuaufnahme der Frage nach Arbeitspolitik auch das Arendtsche Politikverständnis immer wichtiger, das nach einer Einschätzung von Habermas (1971/1987, 241ff) für die Frage der Entstehung politischen Handelns hoch anregend, für die weiteren Fragen nach strategischer Politikformulierung und verbindli-

---

1993), wurden seinerzeit im damaligen FB 04 der sfs folgende vorläufigen begrifflichen Differenzierungen in Bezug auf Politik und Interessenvertretung vorgenommen (Peter 1989):

*Politik* wurde zunächst (1) sehr eng definiert als die grundlegende Ausgestaltung der öffentlichen Ordnung (Hartwich u.a. 1964). Dabei wurde aber (2) betont, dass der Bereich der Wirtschaft angesichts der zunehmenden Vergesellschaftung von Produktion und Reproduktion und auch unter dem Gesichtspunkt des Strukturwandels der Öffentlichkeit (Habermas 1962) nicht einfach als privat und damit nicht politisch charakterisiert werden könne. Die Auseinandersetzung um die Arbeitsgestaltung habe deshalb zunehmend politischen Charakter bekommen. Allerdings bedeute dies (3) im Umkehrschluss nicht, Arbeitsgestaltung wäre an sich bereits politisch. Vielmehr sei (4) zwischen Interessenvertretung im Sinne interessen geleiteter sozialer Prozesse um betriebliche Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik als Prozess der öffentlichen Auseinandersetzung um allgemeinverbindliche Regelungen systematisch zu unterscheiden (Peter 1989,21).

*Interessen* wurden (1) im Sinne eines engeren utilitaristischen Konzepts gefasst, also im Blick auf ein nutzenorientiertes soziales, zweckhaft rationales Handeln. Davon wurde (2) auf der Ebene des alltäglichen Lebenszusammenhangs Interesse *als Reiz einer Sache, die unseren Anteil hervorruft* (Grimm 2148), oder als Leben auf Willensziele hin (Husserl) unterschieden. Diese, von uns damals auch ebenspezifisch verstandene, Unterscheidung von auf eine institutionelle Ebene delegierbaren Interessen und solchen, die nur personal, im alltäglichen Vollzug selbst erlebend, verfolgt werden können, schien uns (3) wichtig im Hinblick auf das Problem des lebensweltlichen Rückbezugs tendenziell selbstständiger Institutionen.<sup>97</sup> Denn ein besseres Verständnis der Herausforderungen des Rückbezugs bestehender Institutionen auf neue alltagsweltliche Erfahrungen und Relevanzen der von ihnen vertretenen Menschen schien uns für den Versuch, ein Konzept der *arbeitspolitischen Erweiterung von Interessenvertretung* forschend und beratend zu befördern von großer Bedeutung zu sein (Martens 1992a, 188ff).

chen Entscheidungen hingegen nicht weiterführend ist.<sup>98</sup> Wenn angesichts der „globalen Herausforderungen der Wirtschaft“ angesichts von *Restrukturierungen und Changemanagement in Permanenz* (DOFAPP-Projektgruppe 2014, 12) aus der Perspektive der Arbeitswissenschaften postuliert werden kann, dass *Veränderungen (...) über bestehende Großtheorien nicht mehr zu erklären* (sein, sondern) *nur über Subjekte* (laufen) *die beteiligt werden müssen* (a. a. O. 13), dann gilt dies gleichermaßen für jede Form einer neuen Politik der Arbeit, die ähnlich wie im Ausgang der 1960er Jahre gesellschaftspolitische Schubkraft für entsprechende arbeitswissenschaftliche Innovationen schaffen könnte.

Für die Arbeitswissenschaften besteht die Herausforderung heute, wie oben dargestellt, darin, über eine neue Praxis arbeitswissenschaftlicher Interdisziplinarität eine neue Leistungsfähigkeit grundlegend – also grundlagentheoretisch neu gefestigt – zu erreichen. Ziel ist es einen tragfähigen Ansatz für Arbeitsgestaltung zu gewinnen. Exemplarisch soll dies – so die Zielsetzung des eben angesprochenen DOFAPP-Projekts - in Bezug auf die unter den Bedingungen „neuer Arbeit“ dramatisch angewachsenen psychosozialen Erkrankungen angegangen werden. Dazu soll im Rahmen eines von allen beteiligten Disziplinen geteilten Leitbildes vorgegangen werden, für das Care-Arbeit und Autonomie als regulative Ideen fungieren. Ausgehend von den Zugriffen und Instrumenten der Einzeldisziplinen geht es dann darum, über die Analyse typischer Arbeitssituationen zu einem Ausgleich zweier widerstreitender praktischer Rationalitäten beizutragen, durch die Menschen ihr Handeln durch Gründe organisieren und ihm Wert beimessen und die im Falle des Arbeitshandelns die in einem unauflösbaren Konflikt miteinander stehen. Es sind dies die *strukturellen Rationalitäten ökonomischer Verwertungsbeziehungen*, bei denen es um den ökonomischen Wert der Arbeit geht, und die *strukturellen Rationalitäten kooperativer Arbeitszusammenhänge*, bei denen es um den kooperativen Wert der Arbeit geht.

Das Spektrum von Themen, auf die eine neue Politik der Arbeit heute reagieren muss, ist selbstredend breiter, wie allein ein Blick auf den DGB-Index „Gute Arbeit“ zeigt. Aber auch hier ist davon auszugehen, dass eine „neue Politik der Arbeit“ unter den Bedingungen moderner Wissensarbeit, mit den an die Arbeitenden gerichteten Aufforderungen zum unternehmerischen Mitdenken und zum Selbstunternehmertum, neuer Impulse einer *primären Arbeitspolitik* (Wolf 2001) bedarf, die durch das *Selbbertun* der Arbeitenden in selbstorganisierten Prozessen des Zusammenhandelns gekennzeichnet sein werden. Und dann wird nach den Dynamiken solcher Prozesse zu fragen sein. Anders als bei zukünftigen Beiträgen der Arbeitswissenschaften zur Arbeitsgestaltung nicht zwingend davon auszugehen, dass arbeitspolitische Prozesse immer bei der Wiederherstellung einer prekären Balance zwischen der Rationalität ökonomischer Verwertung und der lebendiger Kooperation enden. Sie könnten vielmehr den unter kapitalistischen Bedingungen immer gesetzten Pri-

---

<sup>98</sup> Im Zuge meiner neuerlichen redaktionellen Durchsicht dieses Aufsatzes für diesen Band möchte ich an dieser Stelle auf meine Auseinandersetzungen mit Arendt und Camus einerseits – und zwar unter anderem auch unter dem Aspekt des immer wieder neu Beginnens – sowie mit Habermas andererseits verweisen

mat immer effizienterer ökonomischer Verwertung weitergehend infrage stellen und so die Gewalt kapitalistischer Verwertungszusammenhänge mit den ihnen inhärenten Herrschaftsverhältnissen in grundlegender Form zum Gegenstand sozialer Konflikte machen.

Im Licht vorliegender empirischer Befunde zu Bewusstsein und Interessenorientierung von Wissensarbeitern (vgl. Martens/Dechmann 2010, 131-138) lässt sich zu den hier anschließenden empirischen Fragen, insbesondere zum arbeitspolitischen Potential von Wissensarbeitern noch nicht allzu viel aussagen. Dies hat nicht zuletzt damit zu tun, dass es in diesen Untersuchungen im Wesentlichen um Bewusstsein und Interessenorientierungen in Bezug auf die Sphäre von Erwerbsarbeit gegangen ist. Lediglich in einigen der explorativen Interviews bei Martens (2005) wurden seitens der Befragten auch explizit Einschätzungen zum herrschenden Politikbetrieb, seinen politischen Parteien und medialen Inszenierungen getroffen. Sie deuteten darauf hin, dass Verunsicherungen und kritische Distanz in diesen, freilich in keiner Weise verallgemeinerbaren Fällen beträchtlich waren. Angelehnt an Formulierungen bei Arendt (1974, 323, 348) wird da z.T. pointierte Kritik am politischen Betrieb sichtbar, in dem private Interessen über das Parteiensystem in potentiell korrumpierender Weise den öffentlichen Raum besetzen. Berücksichtigt man vor diesem Hintergrund weiter, dass in den bemerkenswerten Protestwellen der Jahre 2010 und 2011 - von denen professionelle Beobachter feststellen, dass vergleichbare Bewegungen zuletzt 1989 und 1968 zu beobachten gewesen seien (Roth 2012) - in hohem Maße Jugendliche aus Mitterschichtenmilieus beteiligt waren, in denen offenbar eine wachsende Zahl von Menschen ihren sozialen Status bedroht sieht, und aus denen Jugendliche augenscheinlich immer mehr Risiken für einen aussichtsreichen und den eigenen Qualifikationen angemessenen Einstieg ins Erwerbssystem sehen, wird man das politische Veränderungspotential, das hier virulent wird, als beachtlich hoch einschätzen müssen. Die Frage ist dann aber, ob und wie sich in absehbarer Zeit mit dem Potential solcher Protestbewegungen auch das arbeitspolitische Potential moderner Wissensarbeitern verknüpft, also eine wachsende Unzufriedenheit generationsübergreifend im Politischen Raum zur Geltung bringt.

Bürgerproteste wie in Deutschland im Falle von „Stuttgart 21“ - und weltweit vom arabischen Frühling über Spanien bis zu Occupy Wallstreet legten zu dem Zeitpunkt, zu dem ich die Erstfassung dieses Aufsatzes verfasst habe, die Hoffnung nahe, dass wir es hier mit politischen Protestpotentialen zu tun haben, die sich absehbar gesellschaftspolitisch sehr handfest artikulieren könnten. Ihre Entwicklung in einem spannungsreichen Verhältnis zur Parteiendemokratie schien denkbar. Die aber steht dem Selbsttun der Bürger\*innen immer wieder reserviert, wenn nicht feindlich gegenüber (Arendt 1974, 327-344 sowie 350 u. 352). Sie ist aber ihrerseits immer wieder der Gefahr ausgesetzt, als Modus der repräsentativen Organisation des öffentlichen Raumes von privaten Interessen korrumpiert zu werden. Eine aktive Bürgerbeteiligung wäre daher das gebotene Mittel dagegen.

Um die Mitte des letzten Jahrzehnts sprach noch einiges dafür, dass wir uns auf eine, vielleicht schon nahe Zukunft zubewegen könnten, in der das Verhältnis von Elitenherrschaft und Selbsttätigkeit der Arbeitsbürger in partizipativen, vielleicht sogar auf ältere rätedemokratische Ansätze zurückgreifenden Strukturen von neuem virulent würde. Man konnte mit guten Gründen an Arendts Analysen zum immer spannungsreichen Verhältnis zwischen rätedemokratischen Ansätzen und Parteiendemokratie über die Geschichte aller Revolutionen der Neuzeit hinweg erinnern (Arendt 1974,277-361). Ob und wie sich in den absehbaren Konflikten der Zukunft neue Potentiale partizipativer Demokratie Geltung verschaffen würden, war freilich offen. Heute, acht Jahre später wissen wir, dass rechtspopulistische Bewegungen nicht zuletzt in den westlichen Demokratien erheblich an Boden gewonnen haben, dass angesichts zunehmend bedrohlicher und krisenbehafteter Entwicklungen die Bereitschaft wächst, vereinfachenden Antworten zu vertrauen, die in Sackgassen führen müssen, dass zunehmend autokratische Herrschaftsverhältnisse drohen. Zugleich kann man immer weniger übersehen, dass die Fokussierung auf die neuen arbeitspolitischen Potenziale, die es ja zweifellos gibt, in solcher weiter zugespitzter Lage kaum hinreichend sein kann.

Das ändert nichts daran, dass die weitere empirische Untersuchung von neuen arbeitspolitischen Potentialen moderner Wissensarbeit weiterhin bedeutsam bleibt. Auch liegt es nach den vorausgegangenen Überlegungen auf der Hand, dass forschungsleitende Fragen auf diesem Feld nicht einfach auf Interessenorientierungen der nach wie vor abhängig Beschäftigten zielen und schon gar nicht einer verqueren Vorstellung von Interessenpolitik folgen sollten. Arbeitspolitische Forschungen und Handlungsansätze sollten aber im Blick haben, dass auch die Sphäre von Arbeit und Wirtschaft, anders als dies Arendt noch gemeint hat, eine Sphäre immer größeren öffentlichen Interesses geworden ist, die unmittelbar politischer Gestaltung zugänglich ist.

## **6. Zusammenfassung**

Etymologisch ist das Wort Arbeit mit Mühe und Mühsal verknüpft. In diesem Sinne wird Arbeit bei Arendt in ihrem Verständnis von Arbeiten – Herstellen – Handeln gebraucht, an das Habermas mit seiner Unterscheidung von Arbeit und Kommunikation anschließt. Verbunden damit ist eine kritische Absetzung vom Marxschen, an Hegel anschließenden Arbeitsbegriff, in dem Arbeit als zugleich „ewige Notwendigkeit“ und „schöpferische Tat“, Aneignung und Umwandlung der Natur ist, ein herstellender Prozess also, durch den die Menschen sich erst im Vollzug der Entwicklung ihrer Geschichte zu Menschen machen.

Einerseits kann man also mit Marx, wie etwa Honneth (1980, 189) formuliert hat „Weltgeschichte als einen Prozess der Selbsterzeugung, Selbsterhaltung und Emanzipation der Gesellschaft durch Arbeit“ ansehen und, - an den Hegelschen Arbeitsbegriff mit der Triade der Verhältnisse von Mensch-Natur, Mensch-Mensch und Herr

und Knecht anknüpfend - von neuem versuchen, *gegen Habermas und mit Honneth auch heute noch dem Arbeitsprozess empirisch bewusstseinsbildende emanzipatorische Kraft zutrauen und in dem „überschießenden Arbeitsvermögen (...) die bewegende Kraft von kooperierenden Subjekten, die die notwendigen gesellschaftlichen Veränderungen hervorbringen kann* zu identifizieren (Peter 2008, 114). Andererseits muss man aber angesichts des auf dieser Linie gedachten *Herstellens von Geschichte* mit Arendt kritisieren, dass der Hegelschüler Marx nicht hinreichend über die Freiheit des politischen Handelns bzw. die existentielle und auch abgründige Freiheit des Menschen (Plessner 1981/31, Camus 2011) reflektiert habe und Freiheit, wie vor allem in den Popularisierungen bei Engels deutlich wird, letztlich nur als Einsicht in die Notwendigkeit begreife. Allerdings konstatiert Arendt (2003) selbst, dass Arbeit im Zuge der Entwicklung des Kapitalismus den Charakter des Herstellens angenommen habe und zunehmend in öffentlichen Räumen stattfinde. Im Zeichen der Durchsetzung *neuer Arbeit* hat Wissensarbeit zudem zunehmend Merkmale teilautonomer Herstellungsprozesse gewonnen, in denen die Arbeitenden in neuen global verteilten Produktionsräumen (Boes/Kämpf 2011) ihr Wissen im kooperativen Vollzug ihrer Arbeit weiter entwickeln und sich in Teams im Blick auf ihr Unternehmen und seine Märkte selbst organisieren. Heute kann man daher auch in der heteronomen Sphäre der Arbeit nahezu schon von Handeln im Arendtschen Sinne sprechen – jeden falls aber von Handlungspotentialen, die deutlich über die schon von Arendt konstatierte mittelbare politische Zugänglichkeit der Sphäre von Arbeit und Wirtschaft hinausgehen. Schließlich muss man aber die Reduktion von Arbeit auf notwendige Tätigkeiten in der heteronomen Sphäre gesellschaftlich notwendiger Arbeit, fokussiert auf Erwerbsarbeit, als problematisch an sehen. Das gilt zumal im Licht jüngster Ergebnisse der Verhaltensforschung, die empirisch fundiert die Hypothese stark machen, dass die menschliche Sprach- und Kooperationsfähigkeit phylogenetisch aus mutualistischen Handlungen resultiert, Handlungen, die in eins die Bewältigung von Herausforderungen in einer natürlichen Umwelt und Herstellung einer geteilten, so nur dem Menschen gegebenen Lebenswelt sind (Tomasello 2009).

In der Geschichte des Kapitalismus wurde Arbeit Gegenstand verschiedener Arbeitswissenschaften - etwa von der Arbeitssoziologie über Arbeitspsychologie und Arbeitsmedizin bis hin zur Ergonomie. (Erwerbs)Arbeit wird hier arbeitssoziologisch vielfach in Anknüpfung an das Marxsche Paradigma betrachtet: im Hinblick auf (1) ihren „Doppelcharakter“ (konkrete nützliche Arbeit und abstrakte Arbeit), (2) die grundlegende Strukturierung von Gesellschaft durch die Aufteilung von Arbeit, ihre allgemein historische Bestimmung als „ Prozess, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch die eigene Tat vermittelt, regelt, und kontrolliert“ und (3) ihre Formbestimmung als Lohnarbeit. Im Kontext anderer arbeitswissenschaftlicher Disziplinen interessiert sie vornehmlich im Hinblick auf (4) ihre Bestimmung als Fähigkeit zur Verausgabung von Kräften und Anwendung von Fähigkeiten energetischer, sensorischer und kognitiver Art sowie (5) ihrer unmittelbaren und untrennbaren Verbundenheit mit Technik.

Im Zuge der Entwicklung des Kapitalismus sind mit der Herausbildung unterschiedlicher spezialwissenschaftlicher Zugriffe u. a. die Durchsetzung der ingenieurwissenschaftlichen Arbeitsorganisation (Taylor), die Human.-Relations-Bewegung (Hawthorne-Studien in den USA) oder der Anstrengungen um eine Humanisierung der Arbeitswelt (HdA-Programm in Deutschland) verbunden gewesen. Sie waren immer Antworten zugleich auf Herausforderungen zur Steigerung der Arbeitsproduktivität wie auch auf neue Arbeitskonflikte als Reaktion auf Zuspitzungen der damit vorangetriebenen realen Subsumtion der Arbeit unter das Kapitalverhältnis. Sie sind damit Teil zunächst der Herausbildung einer *institutionell verfassten Arbeitsgesellschaft*, also der Institutionalisierung von (Erwerbs)Arbeit selbst, wie auch der Herausbildung von Institutionen der Arbeit, von den Gewerkschaften und ihrer Tarifpolitik bis hin zu den verschiedenen wohlfahrtsstaatlichen Sicherungssystemen – und heute der Erosion eben dieser Institutionen. Die Arbeitswissenschaften haben jedoch überwiegend die Überformung von (Erwerbs)Arbeit durch Wirtschaft unproblematisiert vorausgesetzt. Von philosophischer Seite wird gegen eine solche Sichtweise, die vornehmlich die jeweilige Anpassung von Arbeit an immer neue Verwertungserfordernisse ins Zentrum rückt, der Blick auf die *lebendige Arbeit als zentrales Element einer Subjekt-Objekt-Konstitution* gerichtet.

Gegenwärtig erleben wir in der Folge des neoliberalen Rollbacks seit der Mitte der 1970er Jahre eine neue Stufe realer Subsumtion, die in der Arbeitssoziologie als (teilweise) Entgrenzung, Flexibilisierung und Subjektivierung von Arbeit interpretiert wird. Sie ist verbunden mit einer Erosionskrise der klassischen Institutionen der Arbeit und ebenso mit einer Art „Wirklichkeitsverlust“ der Arbeitsforschung. Nicht nur hat sie an Bedeutung verloren: einerseits weil am Maßstab ihrer alten Paradigmen aus den 1970er und 1980er Jahren viele arbeitsgestalterische Möglichkeiten ausgereizt schienen und weil in einer Gesellschaft, in der die Parole ausgegeben wurde, *jede Arbeit sei besser als keine* die Relevanz von Arbeitsgestaltung notwendigerweise sinkt, sondern auch in Bezug auf neue Herausforderungen im Feld von Arbeit und Gesundheit, insbesondere im Hinblick auf die massive Zunahme psychomentaler Belastungen und Erkrankungen. Die verschiedenen Disziplinen der Arbeitswissenschaften müssen also neue grundlagentheoretische Anstrengungen unternehmen, um ihren Gegenstand im Hinblick auf neue Gestaltungsmöglichkeiten angemessen zu fassen. Die alten Paradigmen aus der Zeit der Krise des Fordismus sind angesichts der Herausforderungen ‚Neuer Arbeit‘ offenkundig erschöpft.

Arbeitsforschung und Arbeitsgestaltung sehen sich so großen Herausforderungen gegenüber: In Reaktion auf die epochalen Umbrüche infolge des neoliberalen Rollbacks wird für die Beschäftigten und ihre Gewerkschaften die Forderung nach ‚guter Arbeit‘ zunehmend wichtig. Nicht nur für die für die Arbeitswissenschaften, deren alte Paradigmen nicht mehr ausreichen, sondern auch für die Politik, die die fortschreitende Erosion der alten Institutionen der Arbeit zulässt, wenn nicht aktiv betreibt, stellt sich die Frage nach Antworten. Dabei käme es zunächst einmal darauf an, in den Formen „neuer Arbeit“ nicht nur Gefährdungen der alten kollektiven Sicherheiten zu sehen sondern die Chancen für neue Möglichkeiten aufzuspüren. Gegen eine im

deutschen Diskurs mit den Veränderungen im Zeichen „neuer Arbeit“ überwiegend verknüpfte autonomiekritische Position - die den *Abbau des Kommandosystems* als Abbau von Entlastung begreift – kann man begründet fordern, den Begriff einer immer nur relativen Autonomie in der heteronomen Arbeitssphäre als kontrafaktischen Begriff einzuführen, mit dem kritisch zu den jeweils vorherrschenden realen Arbeits- und Lebensverhältnissen Selbstbestimmung eingefordert werden kann. Das allenthalben forcierte ‚Arbeitskraftunternehmertum‘, also das von den Beschäftigten geforderte strategische unternehmerische Mitdenken – in Bezug auf die Bereiche von Produktion, Forschung und Entwicklung oder (produktionsnahe) Dienstleistungen jeweiliger Unternehmen, in denen sie tätig sind, wie auch in Bezug auf die Entwicklung ihres eigenen Arbeitsvermögens – bietet den Beschäftigten zweifellos vielfältige Anknüpfungspunkte dafür, die strukturellen Rationalitäten kooperativer Arbeitszusammenhänge, bei denen es um den kooperativen Wert der Arbeit, gegen die strukturelle Rationalitäten ökonomischer Verwertungsbeziehungen ins Spiel zu bringen, bei denen es um den ökonomischen Wert der Arbeit geht. Die entsprechende Forderung nach wirklicher, selbstredend auch immer nur relativer Autonomie schließt letztlich auch die Aneignung von Arbeit und damit die Kontrolle über ihre wesentlichen Rahmenbedingungen durch die Arbeitenden ein. Betont werden mithin Chancen gerade wegen der Vermarktlichung und Subjektivierung von Arbeit; und dies führt zwingend zu Gruppenkooperation als einem Grundprinzip von Arbeit.

Auf dem Feld der Arbeitspolitik, das sich erst spät, nämlich in Deutschland im Zuge der Auseinandersetzung um das „Arbeits- und Aktionsprogramm Humanisierung des Arbeitslebens“ als ein zusammengesetztes Politikfeld herausgebildet hat (Jürgens/Naschold 1983, Naschold 1985), stellen sich vor dem Hintergrund der Herausbildung ‚neuer Arbeit‘ im, Kontext epochaler Umbrüche, die von tiefgreifenden multiplen Krisenprozessen begleitet sind (Martens 2014) weitergehende Fragen. Zunächst ist auch hier davon auszugehen, dass eine *neue Politik der Arbeit* unter den Bedingungen moderner Wissensarbeit, mit den an die Arbeitenden gerichteten Aufforderungen zum unternehmerischen Mitdenken und zum ‚Selbstunternehmertum‘, neuer Impulse einer *primären Arbeitspolitik* (Wolf 2001) bedarf, die durch das „Sellbertum“ der Arbeitenden in selbstorganisierten Prozessen des Zusammenhandelns gekennzeichnet sein werden. Und dann wird nach den Dynamiken solcher Prozesse zu fragen sein. Jedenfalls ist anders als bei zukünftigen Beiträgen der Arbeitswissenschaften zur Arbeitsgestaltung nicht davon auszugehen, dass arbeitspolitische Prozesse immer bei der Wiederherstellung der Balance zwischen der Rationalität ökonomischer Verwertung und der lebendiger Kooperation enden. Sie könnten vielmehr darüber hinausweisen und die Gewalt kapitalistischer Verwertungszusammenhänge grundsätzlicher infrage stellen, indem sie gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse in grundlegender Form zum Gegenstand sozialer Konflikte machen.

An dieser Stelle kommt dann eine grundlegendere, radikale philosophische wie wissenschaftliche Herrschaftskritik ins Spiel, wie sie etwa im Kontext *radikaler Philosophie* (Wolf 2002) oder im Kontext feministischer wie ökologischer Debatten (Winterfeld 2006) formuliert worden ist. U. a. wird so im wissenschaftlichen und philosophi-

schen Diskurs angesichts ökologischer Krisenentwicklungen im Ergebnis einer unterwerfenden und ressourcenvergeudenden Aneignung von Natur im Prozess der Entwicklung gesellschaftlicher Arbeit für eine Erweiterungen des Arbeitsbegriffs hin zum *Ganzen der Arbeit* plädiert. Care (Sorge) als neues übergeordnetes institutionelles Leitbild der Zukunft wird damit bedeutsam. Oder es wäre im Rückgriff auf die Ergebnisse der in diesem Text diskutierten philosophischen Zugriffe auf Arbeit sowie neuerer, diesen Zugriff ernst nehmender arbeitswissenschaftlicher Ansätze, zu sagen: Menschliche Praxis ist Arbeit am und im Gegenwärtigen durch umgestaltende ‚Aufhebung‘ der Vergangenheit in vorgreifender Sorge für die Zukunft. und solche Arbeitspraxis ist in zunehmendem Maße durch einen Weltbezug der Arbeitenden geprägt. Die analytische Unterscheidung von Arbeiten, Herstellen und Handeln macht da unverändert Sinn, darf aber immer weniger mit einer strikten Realtrennung gesellschaftlicher Sphären verwechselt werden. Gemessen am beklagenswerten Zustand der Arbeitswirklichkeit – statt „Hightech Involvement“ der sogenannten modernen WissensarbeiterInnen – „Verwahrlosung“ auf Seiten des Managements wie der Beschäftigten - gewinnt deshalb die Forderung, *den Utopiegehalt von Arbeit einzuklagen*, wachsende Dringlichkeit – und dieser Utopiegehalt ergibt sich aus eben der zunehmend engeren Verschränkung von Arbeiten, Herstellen und Handeln.



*Dass der Sinn all dessen, was ein Mensch tut, in dem liegt, was er für andere Bedeutet, und zwar nicht nur für die Gegenwärtigen, sondern auch für die Kommenden, also seine Abhängigkeit vom Fortgang der menschlichen Gesellschaft durch die Generationen hin, gehört sicherlich zu den fundamentalen Abhängigkeiten der Menschen voneinander. Das Verständnis für diese Abhängigkeit aber wird gegenwärtig gerade dadurch ganz besonders erschwert, dass man so sehr zu vermeiden sucht, die Begrenztheit des einzelnen menschlichen Lebens, also auch des eigenen, und den kommenden Zerfall der eigenen Person ohne Verdeckung ins Auge zu sehen. und es daher unterlässt, sie bei der Art, wie man sein Leben – seine Arbeit, seine Freuden – einrichtet, insbesondere auch, wie man sich zu anderen Menschen verhält, in Rechnung zu stellen*

Norbert Elias

## Hinter dem schwarzen Vorhang

### I.

In der Einleitung zu diesem Buch habe ich - im Blick auf einige Schriftsteller und Philosophen, darunter einen gemeinhin unterschätzten Naturwissenschaftler – ein paar Überlegungen dazu angestellt, dass man auf sehr unterschiedliche Weise auf Reisen sein kann: In seinen Träumen, oder auf dem *Phantasieroß*, wie die Prosa aus dem Nachlass von Wolfgang Koeppen betitelt worden ist: dann, wenn man in fremden Ländern unterwegs ist, oder auch wenn man in bekannte Gefilde zurückkehrt, oder auch einfach dann, wenn man sich gedanklich mit diesen verschiedensten Eindrücken oder Vorstellungen von der Wirklichkeit auseinandersetzt. Der Philosoph und große Essayist Michel de Montaigne hat in diesem Sinne ganz radikal *das Unterwegssein und nicht das Sein* im Blick, fragt nicht nach absoluten Wahrheiten, die uns doch nicht zugänglich sind. Was ihn interessiert, so Saul Frampton, *ist kein abstraktes endgültiges Wissen, sondern eine sich entwickelnde Bekanntschaft, die Nähe, Süße und Nahrung verspricht*. Er führt seine Leser von *den Kathedralen der Vernunft in die Brandungszone des Daseins*. Wenn es ihm, dabei um Erkennen des/der Anderen und des Dazwischen durch Erkenntnis seiner selbst und um die Erkenntnis des Menschen als empathiefähiges Wesen geht, setzt ihn das nicht nur von René Descartes oder Francis Bacon ab, also seinen Zeitgenossen und bedeutenden Vordenkern unserer auf eine naturwissenschaftlich begründete Weltbeherrschung gerichteten Moderne, sondern es markiert zugleich einen wichtigen Berührungspunkt zu Denis Diderot. Für beide gilt hier nicht, dass sich unsere Erkenntnismöglichkeiten in einen beliebigen Relativismus auflösen würden. Vielmehr sehe ich hier einerseits, jedenfalls bei Diderot, eine Nähe zu dem uns heute, seit Karl Popper selbstverständlichen Falsifikationsprinzip unserer natur- wie auch gesellschaftswissenschaftlichen Erkenntnis: Denn all unser wissenschaftliches Wissen mit seinen theoretischen Modellen gilt, in Bezug auf jeweils definierte Kontexte und Bedingungen, immer nur so lange, wie keine bessere Erklärung dafür gefunden worden ist. Und auch *Das Netz des Physikers* kann nur die Fische fangen, für das seine Maschen klein genug sind, wie Hans-Peter Dürr so schön bildhaft formuliert hat.

Im Gegenstandsbereich der Physik, Albert Einstein hat das für die Astrophysik überzeugend gezeigt, erweist sich die Leistungsfähigkeit mathematischer Modelle. Sein so gewonnenes Verständnis unseres raum-zeitlich konstituierten Universums, dessen mathematische Modellannahmen mittlerweile empirisch bestens gestützt sind, hat Einstein - so Safranski in seinem jüngsten Buch *Die Zeit - in eine andächtige Stimmung versetzt, in ein ‚verzücktes Staunen‘ über die ‚Harmonie der Naturgesetzlichkeit*. Doch nach der mit der Entdeckung der Quantenmechanik einsetzenden Grundlagenkrise der Naturwissenschaften – so Hannah Arendt in *Vita activa* unter Bezugnahme auf Albert Einstein, Max Planck, Niels Bohr, Werner Heisenberg und Erwin Schrödinger – ist der Durchbruch auf der Suche nach der Weltformel nicht absehbar. Die Großen der damaligen modernen Physik nach Newton sind, so Arendt, angesichts ihrer Erkenntnisse von dem Gedanken beunruhigt gewesen, in einer Welt zu leben, die von einem Gott regiert wird, der würfelt. Und für Arendt wird erkennbar, dass die Forschungen dieser großen Physiker *aus einer Sinnsuche entspringen und daher nicht weniger spekulativ sind als andere Produkte des denkenden Ichs*. Es gehe um im Letzten nicht beantwortbare Fragen danach, wie die Welt beschaffen sein müsse, damit der Mensch sie erkennen könne. Und jedenfalls trifft sie sich hier nicht nur mit Hans-Peter Dürr, sondern auch mit Nils Bohr, der bekanntlich gesagt hat, die Physik handle nicht von der Natur, sondern von dem, was wir Menschen über die Natur wissen können.

Hans Magnus Enzensberger hat in neuerer Zeit ähnlich argumentiert, als er über die *Elixire der Wissenschaft* geschrieben und dem Projekt der zeitgenössischen physikalischen Grundlagenforschung eine spirituelle Dimension bestätigt hat. Im scharfen Kontrast dazu attestiert er den Computer- und Kognitionswissenschaften und vor allem der Biologie im Zeichen der Gentechnologien, dass wir es hier, also bei Wissenschaftlern und Managern wie etwa Ray Kurzweil, mit *Putschisten im Labor* zu tun haben. Anders als die Physik hätten diese Naturwissenschaften ihren Sündenfall noch vor sich. Es scheint mir in diesem Zusammenhang jedenfalls alles andere als ein Zufall zu sein, dass mit Hans-Peter Dürr ein Quantenphysiker zu den Autoren des Potsdamer Manifests gehört, in dem zu einem *neuen Denken* aufgefordert wird. Gegenüber der herrschenden naturwissenschaftlichen Vorstellung einer *mechanistischen, dinglichen (objektivierbaren), zeitlich determinierten ‚Realität‘* haben die Autoren dieses Manifests für eine Orientierung plädiert, die es *erlaubt, die unbelebte und auch belebte Welt als nur verschiedene – nämlich statisch stabile bzw. offene, statisch instabile, aber dynamisch stabilisierte – Artikulationen eines ‚prä-lebendigen‘ Kosmos“ aufzufassen.*<sup>99</sup> Die Nähe zu dem Natur- und Wissenschaftsverständnis

---

<sup>99</sup> Vgl. Dürr u. a. (2005). Zu einer bisweilen polemischen Kritik des Potsdamer Manifests vgl. Ortlieb/Ulrich (2005). Sie mag in mancher Hinsicht durchaus ernst zu nehmen sein, etwa bezüglich Behandlung unserer sozialen Wirklichkeit und z.B. der Vernachlässigung historisch spezifischer Gesellschaftsformationen in diesem Manifest. Ihr Kern jedoch dass dessen Autoren von den vorliegenden quantenphysikalischen Beschreibungen ausgehend - die ja selbst auch ‚nur‘ Ergebnis eines abstrakt objektivierenden Zugriffs auf die Natur seien und eine Fülle wissenschaftlich ungelöster Fragen aufwürfen (vgl. dazu Vaas 2012) - das geforderte *neue Denken* im Sinne einer Allverbundenheit jedenfalls nicht wissenschaftlich begründen könne, kann nicht überzeugen. Denn Denken zielt seinem Begriff nach auf Sinn und nicht auf wissenschaftlich gesichertes Wissen, also Wahrheit im Sinne der

Goethes springt hier ins Auge – es wird im Grunde genommen auf die unbelebte, hier als prälebendig bezeichnete Natur ausgeweitet. Dabei bleibt freilich offen, ob hier noch Goethes Pantheismus mitschwingt, oder es liegt vielmehr eher nahe dass ein Verständnis der Evolution im Sinne des monistischen Naturalismus Diderots im Hintergrund wirksam ist. Aber eine Gemeinsamkeit liegt dann in der Überzeugung Goethes, dass wir *der ‚Idee‘ eines Ganzen bedürfen, wenn wir die Welt erforschen*, dass dies jedoch nicht bedeutet, *dass wir seiner selbst je habhaft würden*. Man kann dieses Ganze im Sinne einer uns letztlich eben nicht verfügbaren Naturganzen augenscheinlich auch aus der Perspektive eines monistischen Naturalismus heraus betrachten und dennoch in andächtiges Staunen beim Blick in das Universum, oder auf Immanuel Kants *gestirnten Himmel über uns* verfallen – und dann auch auf *das moralische Gesetz in uns*. Und weiter man kann dann, wenn man seinen Blick danach wieder auf unsere Erde richtet, Montaignes Entscheidung viel abgewinnen, sich von *„den Kathedralen der Vernunft in die Brandungszonen des Daseins zu begeben*  
100

In dieser, unserer menschlichen Lebenswelt gilt, dass wir sie allererst als eine soziale Wirklichkeit erleben, die uns als lebende Wesen - in denen sich Existenz als eine Möglichkeit des Lebens realisiert hat, wie Helmuth Plessner sagt - bedingt und die wir zugleich stetig durch unser Arbeiten und Handeln neu intersubjektiv konstituieren, eine Lebenswelt also, die beständig im weiteren Werden begriffen ist. Ernst Bloch und Helmuth Plessner akzentuieren das philosophisch unterschiedlich, in einander auf den ersten Blick ausschließenden Positionen, die sich aber doch zusammenbringen lassen. Plessners *dass wir sind und uns nie haben*, fundiert in der *exzentrischen Positionalität* seiner Philosophischen Anthropologie, akzentuiert Grenzen unserer *conditio humana*, die durch die biologische Evolution gesetzt sind. Bezieht man - Plessners Einsichten in unsere im Zuge der biologischen Evolution gesetzten Bestimmungen in Rechnung stellend - Blochs scheinbar entgegengesetztes: *Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst*, allein auf die soziale Evolution, dann kann man zu dem Satz kommen: *„Ich bin und ich habe mich nie, aber wir werden doch!* Ich habe das in diesem Buch im Zuge meiner Reflexionen *Am Anfang und am Ende unserer Zeit und am Weg vieler Träume* näher ausgeführt.

---

empirischen Überprüfung theoretischer Modellannahmen. Jedes *neue Denken* kann mithin prinzipiell nur auf vorläufiges und unvollständiges Wissen gestützt werden.

<sup>100</sup> Die Voranstehenden Überlegungen sind äußerst komprimiert. Interessierte LeserInnen verweise ich deshalb zum einen auf meine eigenen Kritik an den *Putschisten im Labor* (Martens 2014c) sowie meinen Essay zu dem erwähnten Buch Enzenbergers (Martens 2015b) Ein weiterer Aufsatz, der u.a. von Safranskis Buch *Die Zeit. Was sie mit uns macht, und was wir aus ihr machen* angeregt ist. Vor der Folie des Raum-Zeit-Kontinuums unseres Universums, so wie es Einstein in seiner speziellen und allgemeinen Relativitätstheorie gezeichnet hat, denke ich darin über das soziale Raum-Zeit-Kontinuum nach, das wir erdgebundene Wesen im Zuge unserer sozialen Evolution auf diesem Planeten hervor gebracht haben. Ich bemühe mich derzeit noch um eine Veröffentlichung im Rahmen einer Buchpublikation. Ggf. werde ich ihn demnächst auf meiner Homepage einstellen.

Aber man muss gar nicht philosophisch argumentieren. Norbert Elias etwa nimmt, unbeschadet gelegentlicher Verweise auf philosophische Diskurse, nie die Perspektive des Philosophen ein. Aber er kommt über seine soziologische Analyse des Prozesses unserer Zivilisation zu einer scharfen Kritik derjenigen Soziologen, die, wie zu seiner Zeit Talcott Parsons, theoretische Modelle entwickeln, die *den* Menschen sozusagen als einen *homo clausus* definieren. Dagegen besteht er darauf, dass der Mensch ein immer nur im Plural existierendes und zugleich immer in Entwicklung und Veränderung begriffenes Wesen ist:

*Da Menschen erst von der Natur, dann durch gesellschaftliches Lernen, durch ihre Erziehung, durch Sozialisierung, durch sozial erweckte Bedürfnisse gegenseitig voneinander mehr oder weniger abhängig sind, kommen Menschen, wenn man es einmal so ausdrücken darf, nur als Pluralitäten, nur in Figurationen vor.(...) Es ist angemessener, wenn man sich unter einem Menschenbild ein Bild vieler interdependenter Menschen vorstellt, die miteinander Figurationen, also Gruppen oder Gesellschaften verschiedener Art bilden.*

Elias ist in der Theoretisierung der empirischen Befunde seiner Analyse des Prozesses der Zivilisation sehr vorsichtig. Der Soziologe Karl Siegbert Rehberg hat für sie die Formel von der *figurationalen Prozesstheorie* gefunden. Elias rechnet mit sehr langfristigen Entwicklungsprozessen und beendet das Schlusskapitel seines Hauptwerkes, den *Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation* mit den Sätzen: *Die Zivilisation ist noch nicht abgeschlossen. Sie ist erst im Werden.* Damit wären wir also wieder bei der Feststellung, dass wir - als gesellschaftliche Individuen, interdependent und miteinander Konfigurationen bildend - unterwegs sind. Da Elias philosophischen Reflexionen wenig zugeneigt ist, beschäftigt ihn weder die Frage nach der etwaigen Fragilität dieses Prozesses jenseits seiner soziologischen Offenheit, noch die danach, über welche Potentialitäten wir aufgrund unserer evolutionären Mitgift aus dem Prozess der biologischen Evolution im Blick auf unsere weitere soziale Evolution verfügen mögen und welche Hoffnungen oder Träume wir darauf gründen könnten. Er ist gegenüber unseren Träumen ohnehin zutiefst skeptisch und denkt da vielleicht ein wenig positivistisch. Er erblickt im Ergebnis bisheriger Geschichte einerseits einen *Friedhof der Träume*, andererseits aber eben auch einen evolutionären Prozess, der weitergehen wird. Und die Soziologie ist aus seiner Sicht *noch nicht weit genug entwickelt, um ein Wissen (... für) weitergehende praktische soziale Interventionen ermöglichen zu können.* Schon gar nicht würde Elias, wie der Philosoph Michel Foucault, fordern,

*durch die historische Analyse das, was als wahr gilt, in seiner Selbstverständlichkeit aufzubrechen, um den Menschen zu befreien und ihn zu ermutigen, sich zu einer ‚Denkweise‘ vorzuwagen, die bisher unserer Kultur unbekannt ist.*

Eine solche philosophisch begründete Forderung Foucaults läge ihm fern, auch wenn der, wie Elias selbst - aber nun für die Entwicklung der Moderne in den vergangenen zweihundertfünfzig Jahren und in einem Blick ‚von unten‘ und nicht :von

oben‘ - den Fortgang des Prozesses der Zivilisation in erhellender Weise analysiert hat. Und auch die nun wirklich philosophisch fundierte Hannah Arendt, die sich selbst als Politikwissenschaftlerin verstanden hat, würde es wohl eher mit den Menschen der Praxis halten.<sup>101</sup> In ihrem im Kern philosophischen Buch, *Vom Leben des Geistes* kommt sie zu dem Schluss, dass deren Vorstellungen von Freiheit, die von den Wirren der Reflexivität der Geistestätigkeit frei blieben, immer weitergehend waren als schließlich das Ergebnis ihrer Praxis. Die Menschen der Praxis hätten so das Neue als verbesserte Auflage des Alten zu begreifen versucht, was typisch für die abendländische Tradition sei.<sup>102</sup> In ursprünglicher Integrität lebe der Freiheitsbegriff aber nur in der politischen Theorie – d. h. der Theorie die dem politischen Handeln dienen solle. Doch Arendt kommt in ihrem Denken ohne philosophische Rückbezüge nicht aus – und sie ist dabei den antiken Wurzeln des demokratischen Projekts der Moderne und der europäischen Aufklärung zutiefst verpflichtet, in der für sie Immanuel Kant die philosophische Zentralfigur ist.

Für mich mag hier Denis Diderot als radikal und, wie Arendt *ohne Geländer*, denkender Kopf der Philosophenfraktion der Französischen Aufklärung der zentrale Referenzpunkt sein. In der Sache bin ich jedoch nicht weit von Arendt entfernt. Allerdings habe ich bei meinem Vorschlag einer Art Synthese von Plessner und Bloch, also meinem Satz *Ich bin und ich habe mich nie, aber wir werden doch!*, die Möglichkeit auf eine mittlerweile deutlich weiter vorangeschrittene anthropologische und verhaltenswissenschaftliche Forschung zurückgreifen zu können. Ich sehe Plessners *exzentrische Positionalität des Menschen* in unserer geteilten *Wir-Intentionalität* (Tomasello) begründet- Sie setzt uns als empathiebegabte Wesen als einzige auf diesem Planeten in die Lage, bei der Erringung unserer Lebenswelt<sup>103</sup> wirklich

---

<sup>101</sup> Als Sozialwissenschaftler mit ausgeprägten philosophischen Neigungen und Ambitionen habe ich mich mit dem hier nur „angetippten“ Denken von Helmuth Plessner, Hanna Arendt, Norbert Elias, Michel Foucault und einigen Anderen im Zusammenhang mit der Frage nach unseren Möglichkeiten ein neues „reifes“ zivilisatorisches Modell zu erreichen ausführlich in meinem Buch „Politische Subjektivierung und neues zivilisatorisches Modell“ auseinandergesetzt (Martens 2014b). Im Schlusskapitel meines jüngsten sozialwissenschaftlichen Buches, das sich mit den gegenwärtig im Zeichen einer neoliberal radikalisierten Marktökonomie heraufziehenden „Problemwolken“ mit den Tendenzen zu einer „Postdemokratisierung“ und „Refeudalisierung“ unserer Gesellschaft befasst, komme ich auf diese philosophischen Überlegungen wieder zurück.

<sup>102</sup> Jedenfalls gilt“, so schreibt sie: „Immer, wenn Menschen der Praxis gemäß der Eigendynamik des Befreiungsvorgangs ernstlich einen völligen Neuanfang vorzubereiten begannen, den novus ordo saeculorum, dann wandten sie sich nicht der Bibel zu, sondern durchstöberten die Archive der römischen Antike nach ‚antiker Weisheit‘, die ihnen bei der Gründung einer Republik Anleitung geben sollte, einer Herrschaft von Gesetzen und nicht von Menschen.“ (Arendt, 1978/79, 436) Es ging also nie um den Gedanken eines Neuanfangs im Sinne einer „creatio ex nihilo“ sondern um einen Neubeginn im Sinne der Verbesserung des Alten im Wege der Rückbesinnung auf dessen ursprüngliche Grundlagen.

<sup>103</sup> Jürgen Habermas verwendet den Begriff der Lebenswelt im Sinne einer generellen Bedingung der Geltung sozialer Ordnung, und stellt ihn der institutionalisierten und verdinglichten Struktur systemisch gewordener Sachzwänge gegenüber. Diese Gegenüberstellung von System und Lebenswelt setzt die Luhmann'sche Systemtheorie voraus. Ich verwende den Begriff der Lebenswelt hingegen im Anschluss an Ilja Srubars Rekonstruktion seiner Genese von Edmund Husserl über Martin Heidegger und Max Scheler bis hin zu seiner Soziologisierung durch Alfred Schütz. Der Begriff der Lebenswelt ist für mich also im Kern ein erkenntnistheoretischer Begriff; und insofern unsere Erkenntnis unserer Welt sich erweitert, spreche ich hier davon, dass wir unsere Lebenswelt - ständig neu und erweitert – errin-

miteinander zu kooperieren und auch als politische Wesen zusammen zu handeln. Und ich denke, dass im Licht der neuesten Forschung viel dafür spricht, dass sich dies als Ergebnis eines evolutionären Prozesses erklären lässt, in dem das den Menschen auszeichnende ‚Geistige‘ nicht wie ein *plötzlicher Blitzeinschlag* auftaucht, wie Plessner in seiner, nun bald einhundert Jahre alten Schrift *Die Stufen des Organischen* meint, sondern im Sinne von Diderots monistischem Materialismus als Produkt evolutionärer Prozesse verstanden werden kann. Die sind freilich nicht frei von Sprüngen, und in ihnen ist das in diesem Sinne Neue immer der unwahrscheinliche Fall.

## II.

Soweit also, einigermaßen bündig formuliert.<sup>104</sup> einige philosophische Hintergrundüberlegungen, die für mich inzwischen orientierend sind, an denen ich, wie geschildert im Verlauf der ersten Dekade dieses Jahrhunderts zunehmend intensiver zu arbeiten begonnen habe und die dann auch beim Schreiben dieses Buches über das ‚Unterwegssein‘ für mich wichtig waren. Zu solchem Unterwegssein hat der literarische Philosoph und philosophische Literat Albert Camus geschrieben, dass *ein Menschenwerk nichts anderes*“ sei, als eben *ein langes Unterwegssein, um auf dem Umweg über die Kunst die zwei oder drei einfachen, großen Bilder wiederzufinden, denen sich das Herz ein erstes Mal erschlossen hat*. Um einige solcher Bilder am Beginn des Aufbruchs in die ‚wilden Siebzigerjahre‘ geht es in meinem Roman. Ebenso sind sie im wirklichen Leben für mich wichtig geworden – ich habe meinem Roman sehr wohlüberlegt die eben nochmals zitierten Sätze des philosophischen Literaten und literarischen Philosophen Camus vorangestellt. Camus existenzielles Denken steht meinem eigenen sehr nahe. Ferner habe ich in der Einleitung zu diesem abschließenden Essay nun einige philosophische Hintergrundüberlegungen zur Sprache gebracht, die ich an anderer Stelle ausführlicher angestellt habe und hier nur knapp reformulieren konnte, nachdem ich in meinem Leben ziemlich lange unterwegs gewesen bin. Als ich mich 1968 aufmachte, tief erschrocken über das Leben, auf das mich weder meine häusliche Sozialisation noch meine Schulzeit vorbereitet haben, wusste ich zwar sehr bestimmt, dass diese Lebenswelt, die ich als mir vorgegeben und mich bedingend zu erkennen begann ‚verkehrt‘ sein musste, dass sie mit den Vorstellungen, die man mir bis dahin von ihr vermittelt hatte, nicht zu-

---

gen. Damit verbunden ist die Einsicht, dass „in der Erfahrung der Doppelbödigkeit der lebensweltlichen Praxis, die einerseits in die Partikularität des Alltags (aber auch in die Selektivität der Logiken spezifischer Systemrationalitäten H. M.) führen und andererseits diese Partikularität offenbar machen kann, auch die Erkenntnis angelegt (ist), dass die Wahl und die Realisierung einer Möglichkeit des Vollzugs dieser Praxis andere Möglichkeiten verschließt. Somit tritt die Begründungsnotwendigkeit des Handelns noch dringender in den Vordergrund.“ (Srubar 1997, 58) Das eigene Tun und Lassen als Verantwortung Anderen und der Gesellschaft gegenüber ließe sich so als Maxime eines auf dem Boden der Lebenswelt begründeten (Zusammen) Handelns verstehen, das darauf aus ist, Partikularitäten zu überwinden.

<sup>104</sup> Ausführlich habe ich diese Fragen in verschiedenen eher philosophischen Texten diskutiert. Siehe dazu insbesondere meinen Essay über Philosophisches Denken (in Martens 2009) sowie meine Aufsätze zu Denis Diderot (Martens 2014a) und zu Michael Tomasello (Martens 2014e).

sammenpasste, dass ich mich deshalb auf die Suche nach etwas anderem machen musste. Aber sonderlich viel Klarheit darüber, was da vielleicht zu finden sein könnte, hatte ich sicherlich nicht. Allenfalls hatte ich am Ende meiner Schulzeit in einigen Ruinen innerhalb der Farben und des Lichts mediterraner Landschaften den ‚Vorschein‘ einer möglichen anderen Wirklichkeit erahnt, zu der bereits andere Menschen lange Zeit vor mir aufgebrochen sein mögen. Diese Ahnung haben mir diese Ruinen aber wohl nur vermitteln können, gerade weil das bunte Leben, das hier einmal gelebt worden ist - ein Leben zugleich voller Lebenslust und grausamer Härte auf einer Zivilisationsstufe, von der ich mir damals sicher nur höchst ungenaue Vorstellungen gemacht habe – längst verschwunden war. Es sind seine zurückgebliebenen Spuren, verwoben mit dieser in ein ganz besonderes Licht eingetauchten Landschaft, die, erst nach einer tiefen Erschütterung meines mir bis dahin als selbstverständlich erscheinenden Weltbildes, die Vorstellung eines offenen Möglichkeitsraumes in mir geweckt haben. Unsere Welt als eine erinnerte und immer wieder neu werdende, neu von uns, den Menschen der Praxis hervorzubringende, hatte ich da vor meinen Augen - in gänzlich unscharfen Konturen, philosophisch in keiner Weise reflektiert, aber in leuchtenden Farben. Und mit diesem Bild vor Augen und mit der Kraft meiner ‚Kinderjahresträume‘ bin ich aufgebrochen.

Doch unterwegs ist man dann immer in seiner eigenen Zeit. Durch sie ist man bedingt. Mit ihr und den Bedingtheiten, die sie als Zwänge setzt, setzt man sich auseinander. *Es mag bessere Zeiten geben, als diese, aber dieses ist unsere Zeit*, hat Jean Paul Sartre geschrieben. Es ist in Wahrheit die einzige Zeit, die man wirklich hat, und in diesem Sinne sind wir alle in unserer Zeit unterwegs, versuchen sie und unser eigenes Leben zu gestalten. Der Anfang meiner Zeit ist für mich gekennzeichnet durch die Erfahrungen unter vielen Erwachsenen, zusammengewürfelt nach der ‚Nacht des Jahrhunderts‘ in einer kleinen Privatklinik meiner Eltern, in der ich nach 1948 die ersten acht Jahre meines Lebens aufwuchs. Viele Jahre später, in einer tiefen persönlichen Krise, bin ich - versunken in das Foto des Tores, das zu dem Bauernhof führte, in dem 1948 diese kleine Privatklinik entstand – in meinen Erinnerungen durch dieses Tor zu meinen Kinderjahresträumen zurückgekehrt und habe sie mir neu vergegenwärtigt. Diese Jahre erinnern mich ein wenig – aber, wenn ich mir diese Zeit vergegenwärtige, eben aus der Perspektive eines kleinen Kindes - an die Szenerie, die Wolfgang Koeppen in seinem Roman „Tauben im Gras“ eindringlich gestaltet hat. Ich wuchs damals zwischen vielleicht fünfzehn irgendwie bunt zusammengewürfelten Erwachsenen auf, die der Krieg aus verschiedenen Regionen Deutschlands und aus verschiedensten sozialen Milieus heraus als das Personal einer kleinen Privatklinik zusammengebracht hatte, und ich muss diesen Mikrokosmos, in dem ich als kleines Kind fast nur unter Erwachsenen aufwuchs, von denen mich manche stark geprägt haben - wohl mindestens ebenso stark wie meine Eltern, wenn nicht mehr - recht gut beobachtet, wenn auch erst viel später genauer verstanden haben.

Ganz allgemein formuliert hat sich meine Lebensperspektive so als im Gründungsjahr der Bundesrepublik Deutschland geborener Bürger dieses Landes im Versuch

des neuerlichen Anknüpfens dieser Republik an die Versprechen des demokratischen Projekts der Moderne ergeben; und ich habe mir eine solche Perspektive später zunehmend bewusst zu eigen gemacht. Dabei führt mich meine Suche angesichts des Erschreckens über die ‚bleierne Zeit‘ der 1950er und 60er Jahre auf den Weg zu den Resten der gescheiterten großen Hoffnung des 20. Jahrhunderts und zu der Erkenntnis, dass hier nichts mehr zu erhoffen ist. Ein neuer Pragmatismus, aber immerhin einer, der sich der Unzulänglichkeiten der er- und gelebten Gegenwart bewusst ist, ist die Konsequenz. Bombay und Neu Delhi 1987 bewirken in meinem Roman den Abschied von letzten falschen Fortschrittsmythen. Ganz folgerichtig führt das aber auch weiter zu der Erkenntnis, dass eine kurzatmige Orientierung an den sozialdemokratischen Reformkonzepten, die aus der 68er Bewegung heraus Impulse bekommen und sich dann allzu rasch verbraucht haben, unzulänglich bleiben muss. Sie führen letztlich zusammen mit einer nach wie vor starken Fortschrittsgläubigkeit in neue Sackgassen der Orientierungslosigkeit hinein. Ägypten, im Strom der Zeit, Kreta und Verdings mit den Reflexionen über deren kulturell/historischen Anfang für Europa und ihr mögliches Ende heute, werden so in meinem Roman zu einem zwingenden Anlass zum Nachdenken darüber, wie denn ein Fortschreiten heute überhaupt noch gedacht werden kann.<sup>105</sup> Die ‚Fremden Welten‘ schließlich führen in eine verdichtete Reflexion aus Anlass einer Reise in das Herz des heutigen Empire. Ich konfrontiere in diesem Text mein Erleben von Natur, das dem durchschnittlichen Mitteleuropäer hierzulande so kaum mehr möglich ist, mit dem Erschrecken darüber, wie wenig einem dort, im Südwesten der USA, noch vom dem zweihundertvierzig Jahre zurückliegenden Aufbruch in unser demokratisches Projekt der Moderne begegnet, wie ihm, und uns allen, die Gewalt des Zusammenhangs der immer noch bestehenden Herrschaftsverhältnisse von hier aus drohen und welche eindimensionalen Fortschrittsvorstellungen uns von ihr aus heute schmackhaft zu machen versucht werden. Hierüber wird man, von Neuem und nun wirklich drängend, auf die Herausforderung zum Dialog mit der nächsten Generation gestoßen. Zugleich bleibt, wie ich meine für alle, die heute auf dem Weg sind, oder sich auf den Weg machen, am Ende der bescheiden gewordene Traum, der die Bedingungen der *conditio humana* nicht weiter ignoriert. Weder schale Technikvisionen aus dem Silicon Valley noch die *absolute Bewegung des Werdens* wie sie Karl Marx in seinen *Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie*, anknüpfend an den objektiven Idealismus Georg Wilhelm Friedrich Hegels geträumt hat, sind möglich. Es geht um einen bescheideneren und gleichwohl großen Traum, wie ihn etwa Immanuel Wallerstein heute for-

---

<sup>105</sup> Im Kern sehe ich hier zwei Fragen: zum einen die Frage danach, wie man sich denn ein *reifes zivilisatorisches Modell* vorstellen könnte, von dem etwa Ernst Ulrich von Weizsäcker u. a., (2010) im Anschluss an ihre Analysen der ökologischen Krisenentwicklungen unserer Gegenwart sprechen; zum anderen die Frage danach, in welchem Sinne überhaupt sinnvoll von sozialem Fortschritt zu sprechen wäre. Ich habe diese Frage in meinem Essay zu Hans Magnus Enzensbergers Buch *Die Elixire der Wissenschaft* und zuletzt in einem Beitrag für die Zeitschrift *Sozialistische Politik und Wirtschaft* systematisch erörtert (Martens 2015b und Martens 2022).



muliert.<sup>106</sup> Und nicht zum ersten Mal während meines Unterwegsseins sah ich mich nach dieser Reise wieder am Anfang.

### III.

Wenn wir aber in unserem Unterwegssein große Zeiträume ins Auge fassen, übergreifen wir immer weit die eigene Lebensspanne. Sie ist für uns zufällig, und von den Zeiten, die vor und nach uns liegen, sind wir getrennt wie durch einen schwarzen Vorhang. Denis Diderot ist sich dieser Bedingtheit in der eigenen Zeit und der damit gegebenen Zufälligkeiten nur allzu bewusst, wenn er, nach meiner Erinnerung in einem seiner Briefe, schreibt, wäre er nur zehn Jahre früher oder später geboren, er wäre heute ein Anderer. Auch das verweist wieder darauf, dass man als *gesellschaftliches* Individuum unterwegs ist. Und vielleicht ist man dabei, jedenfalls geistig, alles andere als eine unteilbare Monade,<sup>107</sup> sondern vielmehr, wie Oskar Negt und Alexander Kluge formuliert haben, als Einzelner mit je besonderer Biographie unter dem Blickwinkel der uns übergreifenden sozial-evolutionären Prozesse, innerhalb derer wir unseren sozialen Ort finden, gewissermaßen Teil eines ‚Durchflussgeländes‘. Das wäre dann eine Frage der Perspektive. Die Schwierigkeit liegt nun allerdings darin, dass wir zunächst einmal ‚von uns aus‘ unsere Welt erleben und zu gestalten suchen, also uns als deren Zentrum erlebend, unbeschadet der Einsicht, dass wir keineswegs das Zentrum der menschlichen Lebenswelt sind, vielmehr in dieser mit allen anderen Vielen gemeinsam hergestellten und geteilten Lebenswelt für alle Anderen mehr oder weniger Peripherie sind, so wie sie für uns. Das perspektivisch auf uns bezogene Weltbild ist also eine Täuschung – vielleicht eine unausweichliche, trotz aller unserer Fähigkeit zur Empathie und zu unserer Fähigkeit, denkend die den perspektivischen Blick auf unsere Zeit zu wechseln, oder auch uns in andere Zeiten zu versetzen, die eben nicht die unsere sind.

---

<sup>106</sup> Immanuel Wallerstein, ein höchst anerkannter US-amerikanischer Sozialwissenschaftler, verstand sich, sehr ambitioniert, als Weltsystemtheoretiker. In einer vor nun schon zehn Jahren veröffentlichten knappen Einschätzung der neueren sozialen Protestbewegungen - vom arabischen Frühling über Occupy Wallstreet bis zu den sozialen Bewegungen in Südeuropa -, in der er sich in seinen ökonomischen Analysen sehr wohl in Marxscher Tradition bewegt, wendet er sich scharf gegen die hegelmarsxistischen Teleologien der verschiedenen Marxismen. Er betont, dass die Geschichte *auf niemandes Seite* sei und dass wir im Ergebnis der gegenwärtigen Auseinandersetzungen vielleicht darauf hoffen und dazu beitragen können, gegen *die Suche (der herrschenden Eliten) nach einem neuen nicht-kapitalistischen System, das dessen schlimmsten Merkmale fortführt – Hierarchie, Ausbeutung, Polarisierung* zu einer Entwicklung beizutragen, die zu einem System führen könnte, *das relativ demokratisch und relativ egalitär* sei (Wallerstein 2013, 620f, Hervorhebungen H. M.).

<sup>107</sup> Alexander Becker (2013,256) kommt in seiner Analyse von Diderots philosophischem Hauptwerk, *D’Alemberts Traum* zu dem Ergebnis, dass es Diderot darum gegangen sei, den Glauben an die Einheit des Ichs zu erschüttern und dass er in der ganze Komposition dieses Textes *diese Überlegung (auch...) auf das Autoren-Ich übertragen* habe. Sein Autoren-Ich stelle gegenüber seinen Gedanken keine absolute Einheit dar, diese entfalten *vielmehr ihr Eigenleben* und könnten *durch ihren Urheber wie durch andere hindurchgehen*, so dass *man sich als denkender Mensch zum Experimentierfeld der Entfaltung eines Gedankens machen* könne. Folgerichtig antwortete Diderot in diesem Text auf die Frage d’Alemberts, wie wir Schlüsse ziehen: *Nicht wir ziehen sie. Sie werden alle von der Natur gezogen.*

Wenn wir so zu Perspektiverweiterungen innerhalb sozialer Zusammenhänge, der Familie, sozialen Gruppe, Gemeinschaft und Gesellschaft noch leidlich gut in der Lage sein mögen, allerdings schon hier allzu leicht an den sozialen Schranken von Klasse, Geschlecht, Generation scheitern, dann wird es doch äußerst schwierig, wenn wir auf jene Grenzen stoßen, die wir in unserer gesamten sozialen Evolutionsgeschichte als Grenzen zwischen innen und außen angesehen haben. Denn jenseits dieser Grenze tritt uns das Fremde – außerhalb der Gruppe, der Gemeinschaft, vielleicht auch schon der sozialen Schicht, immer wieder aber der eigenen Gesellschaft, als bedrohlich und allzu leicht auch feindlich gegenüber. Für den nationalkonservativen Carl Schmitt war die Verfeindung mit den Anderen vor diesem Hintergrund der Kern des Politischen, das den Zusammenhang der eigenen Gemeinschaft und Gesellschaft konstituiert hat.<sup>108</sup>

Vollends problematisch aber wird es, wenn wir den Versuch unternehmen, uns in die Zeit vor Beginn unseres bewussten Lebens zurückzusetzen. Friedrich Schiller hat an diesem Punkt, wie Rüdiger Safranski meint, unsere Verbindung zu Vergangenheit und Zukunft, unseren Versuch hier einen Sinnzusammenhang herzustellen *zur Illusion zergrübelt*:

*Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als zwei schwarze undurchdringliche Decken an, die an beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunterhängen und welche noch kein Lebender aufgezogen hat....Viele sehen ihren eigenen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft, vergrößert auf der Decke der Zukunft sich bewegen und fahren schauernd vor ihrem eigenen Bild zusammen....Eine tiefe Stille herrscht hinter dieser Decke (der Vergangenheit H. M.) , keiner, der einmal dahinter ist, antwortet hinter ihr hervor, alles was man hörte, war ein hohler Widerhall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte (nach Safranski 2004, 317).*

Safranski interpretiert dieses Bild, wie ich denke zutreffend, im Kern als Zurückweisung jeglicher Teleologie in der Geschichte. Seine beiden Schlussfolgerungen: „Erstens, das Ganze als Erlebtes und Gelebtes entzieht sich uns... Zweitens: beim Versuch das Ganze doch als in einem historischen Prozess zu fassen, bekommt man... nur eine ‚blinde‘ Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung zu fassen“ (a. a. O.

---

<sup>108</sup> Bereits Helmuth Plessner (1931) setzt sich davon zu Beginn der 1930er Jahre mit vorsichtiger Kritik ab. Im Blick auf die in unserer Gegenwart massenhaft politisch herbeigeführte, jedenfalls nicht verhinderte Heimatlosigkeit von Millionen von Menschen, die sich 2015 in Europa als ‚Flüchtlingskrise‘ geltend macht, habe ich argumentiert, dass uns heute nur das Zusammendenken von radikaler Demokratie und widerständigem Pazifismus eine Orientierung liefern kann, die die Chance bieten könnte, ohne neue große Katastrophen den Folgen einer Rückkehr der Geopolitik zu begegnen, die nicht nur von gefährdeten oder neu aufsteigenden Großmächten (Russland, China) betrieben wird und uns heute im Falle Russlands in Gestalt eines neuen Imperialismus zutiefst beunruhigend und herausfordernd begegnet. Denn mit dem immer noch dominanten Empire - also von den USA, die eben auch im Zeichen eines *Sinkflugs des Adlers* stehen, wie Immanuel Wallerstein 2004 geschrieben hat – sind leider nicht nur die Versprechen des ‚demokratischen Aufbruchs der Moderne‘ verknüpft. Auch dort sind vordemokratische Herrschaftsformen nach wie vor wirksam. Auch in deren Kriegen hat *Die Lüge in der Politik* immer wieder ihre Rolle gespielt. Sie ist von Hannah Arendt überzeugend analysiert worden, und die Bedrohung der Demokratie durch den Trumpismus ist durchaus real

318). In Schillers Worten geht es hier um die „fühllose Notwendigkeit“, der er die „menschliche Einbildungskraft“ entgegensetzt, die praktische Zuversicht zu geben vermag. Für entsprechendes Handeln hat Schiller im „Geisterseher“ ein sehr schönes Bild gefunden:

*Ich bin einem Boten gleich, der einen versiegelten Brief an den Ort seiner Bestimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerlei sein – er hat nichts als seinen Botenlohn dabei zu verdienen (a. a. O. 319).*

Existenzialistisches philosophisches Denken ließe sich hier anschließen, das gilt aber auch für die zivilisationstheoretischen Überlegungen von Norbert Elias. Der formuliert - ausgehend von Reflexionen darüber, dass ausgehend von der Renaissance der europäische Prozess der Zivilisation einen so zuvor nie gekannten Individualisierungsschub mit sich gebracht habe, wonach es den Menschen dann so erscheine, dass sie in ihrem Leben nur *nach einer Art Sinn für sich alleine* suchen könnten – ein nicht sehr viel anderes Bild, wenn er für die Kette der Generationen von Fackelläufern in einer Stafette spricht :

*Kein Wunder, dass Menschen bei der Suche nach dieser Art von Sinn ihr Leben als absurd erscheint, Vorerst können Menschen sich selbst offenbar nur mit Schwierigkeiten und daher nur selten im Geflecht ihrer Abhängigkeit von anderen Menschen, die gegenseitig sein kann, sehen, also als begrenztes Glied in der Kette der Generationen, als Fackelläufer in der Stafette, der am Ende die vorwärtsgetragene Fackel an Andere weitergibt.*

Der Soziologe Elias, der den Prozess der Zivilisation in bahnbrechender Weise erforscht hat, blickt hier naheliegender Weise nicht nur über das einzelne Individuum, sondern auch über die Generation der jeweils Lebenden hinaus. In dem Zitat aus seinem Buch „Über die Einsamkeit der Sterbenden“, das ich diesem Essay vorangestellt habe, hat er das eindringlich zum Ausdruck gebracht. Und den ersten Satz des Zitats kann man dann auch als kritische Absetzung vom Kern des philosophischen Denkens eines Friedrich Nietzsche lesen, wohl aber schon nicht mehr von der existenzialistischen Philosophie des Linksnietzscheaners Albert Camus. Wenn man aber die schon bei Diderot aufgeworfene, von mir zu Beginn dieses Abschnitts angetippte Infragestellung der Einheit der Person noch hinzunimmt, bleiben Fragen offen. Wenn wir nämlich auf die Formulierung von den gesellschaftlichen Individuen als „Durchflussgelände“ zurückzukommen, können wir bemerken: das mögen wir abstrakt so formulieren können, aber es gibt keinen Ort, von dem aus wir uns in diesem Sinne wirklich beobachten könnten. Zwar sind wir zu historischen Rekonstruktionen in der Lage – und zweifellos ist uns das umso eher und besser möglich, je detaillierter wir über schriftliche Aufzeichnungen aus früheren Zeiten verfügen und je mehr uns die auch ein Eindringen in den Alltag derer, die damals gelebt haben ermöglichen. Aber wir stehen hier doch vor Grenzen. Wir können uns das Denken, die Beweggründe und Motive des Handelns von Menschen, die lange vor uns gelebt haben vor Augen führen, oder mit Elias einen *ungeplanten Prozess der Zivilisation* erkennen. Aber wir können uns so doch nur immer mehr oder weniger abstrakte Vorstellungen vom Leben der Generationen vor uns machen. Was wissen wir schon im Sinne wirklicher,

dann immer höchst komplexer Erfahrungen, darüber, wie die Menschen vor uns ihre Lebenswelt empfunden, erlebt, erlitten, zu gestalten versucht haben, welche Scheiternserfahrungen ihnen wie zugesetzt und wie sie sie verdrängt oder verarbeitet haben? Wir mögen uns auf Basis der uns zugänglichen Quellen ein Bild davon machen können. Schillers schwarzer Vorhang, der uns von den vorausgegangenen Generationen trennt, mag mit dem Fortschritt der Wissenschaften durchscheinender geworden sein. Aber das Bild, das wir uns machen können, ist dort, wo es um das subjektive Erleben der jeweils eigenen Welt der Zugehörigen zu früheren Generationen geht, doch in aller Regel in reichlich vagen Strichen gezeichnet. Welche Ängste zum Beispiel die Menschen des christlichen Mittelalters vor der Hölle und ewigen Verdammnis gehabt haben, ist uns heutigen kaum wirklich nachvollziehbar. Gewöhnlich machen wir uns auch kaum Gedanken darüber. Ähnliches gilt aber auch für die jüngste Vergangenheit. Geht es da zum Beispiel um die Generation, die die Nacht des vergangenen Jahrhunderts erlebt hat, in ihr zugrunde ging oder sie überlebte und ihre Traumata in der bleiernen Zeit der ersten Nachkriegsjahrzehnte mehr oder minder gut verdrängt hat, dann wissen die Angehörigen meiner Generation im Grunde alle ganz gut über diese Grenzziehung Bescheid.

#### IV.

Für viele meiner Generation war so schon ein lebendiger Erfahrungsaustausch mit der Vätergeneration in nur sehr engen Grenzen möglich.<sup>109</sup> Die Traumatisierungen aus den Kriegsjahren standen im Wege. Es sind so Analysen, Biographien oder Erzählungen Einzelner, die ein halbwegs tragfähig scheinendes Bild ermöglichen. In meinem Fall waren es zum Beispiel Klaus Theweleits *Männerphantasien*, Karl Retzlaffs Autobiographie *Spartacus* oder Wolfgang Koeppens Erzählung *Jugend*, die mir Möglichkeiten boten, mich der mir sonst weitestgehend verschlossenen Lebenswelt meines eigenen Vaters wenigstens ein wenig anzunähern. Aus den „Stahlgewittern“ des ersten Weltkriegs kommend und als Student einer schlagenden Verbindung zugehörig, war er „völkisch“ bewegt und zu Zeiten des Nationalsozialismus ein emotional fest eingebundener Mitläufer – anders als sein älterer Bruder der als aktiver SS-Mann überzeugter Mittäter gewesen sein dürfte. Mein Vater starb als ich noch ein Kind war. Erfahrungsberichte von ihm gibt es nicht. Sein Bruder, mein Onkel hielt sich mit sicherlich guten Gründen bedeckt. Ich habe ihn ohnehin nie persönlich erlebt, weiß von ihm nur vom Hörensagen. Beide starben früh, als ich noch ein Kind war. Nun weiß ich mir selbstredend aus vorliegenden sozialwissenschaftlichen Beobachtungen und Analysen, die im ersten Jahrzehnt nach 1945 entstanden, ein Bild davon zu machen, was die totalitäre nationalsozialistische Diktatur aus den Men-

---

<sup>109</sup> Es geht hier um immer noch zutiefst patriarchal geprägte Zeiten, weshalb ich hier von der Vätergeneration spreche – wenn auch nicht mehr mit der Selbstverständlichkeit, mit der das Angehörige dieser Generation, wie etwa Norbert Elias noch getan haben. Selbstverständlich gibt es in solcher patriarchalen Welt aber auch die Perspektive der Frauen und Mütter – und auch die scheint in den folgenden Ausführungen auf.

schen gemacht hat<sup>110</sup> Es sind auch bisweilen sehr dichten Bilder, gleichwohl aber eher abstrakten Vorstellungen, die so ermöglicht werden. Einen Schritt weiter kommt man allenfalls dann, wenn man das Glück hat, bei nächstehenden Verwandten, die man noch erlebt hat oder wenigstens aus manchen Erzählungen kennt, auf authentische schriftliche Quellen zu stoßen. Im Falle meiner Familie waren das vor allem Feldpostbriefe der beiden jüngeren Brüder meiner Mutter, die beide, der jüngere im Februar und der ältere im Dezember 1944 gefallen sind. In meinen „Reisetexten“ zum Unterwegssein habe ich dieses Material nicht mit verarbeitet, aber in diesem kleinen daran angehängten Essay möchte ich doch darauf eingehen. Es mag so verständlich werden, wie schwierig es ist, wenigstens von dem Geschehen hinter dem schwarzen Vorhang der Vergangenheit eine halbwegs angemessene Vorstellung zu gewinnen – immerhin eine etwas genauere, als sie der Historiker Friedrich Schiller für möglich gehalten hat.

Die Briefe stammen aus den Jahren 1943 und 1944. Helmut, von dem ich später meinen Namen bekommen werde, ist als Offizier – Oberleutnant oder Hauptmann – in einer Ausbildungskompanie in Holland stationiert, in der Rekruten darauf vorbereitet werden, die erwartete Invasion der Alliierten am Atlantikwall abzuwehren. Ich weiß, dass er nach dem Tod seines Vaters – also meines Großvaters mütterlicherseits – kurz vor der Hochzeit meiner Eltern wohl so ein wenig in die Rolle des ‚Familienoberhaupts‘ im Beziehungsgeflecht zwischen seiner Mutter, seinem jüngeren Bruder und seinen beiden Schwestern gerutscht ist. Und ich weiß aus dem Munde meiner Mutter, dass die Beziehung zwischen ihm und seiner älteren Schwester, also meiner Mutter, besonders eng gewesen ist. Dies wird aus seinen Briefen auch ersichtlich. Von meiner Tante weiß ich, dass sie in Berlin Predigten von Pastor Niemöller gehört und der Bekennenden Kirche nahegestanden hat. Wie sie sagt, gilt das ähnlich auch für ihren Bruder Helmut. Über Manfred, der als jüngerer der beiden Brüder wohl ein etwas engeres Verhältnis zu seiner jüngeren Schwester hatte, weiß ich sehr wenig. Eigentlich habe ich über ihn von meiner Mutter nur erfahren, dass er wohl homosexuell veranlagt gewesen sei, was er damals natürlich geheim halten musste, und dass er sich im Februar 1944, vor diesem Hintergrund möglicherweise bewusst, für ein „Himmelfahrtskommando“ gemeldet habe. Seine Briefe geben darauf keinerlei Hinweis. Sie spiegeln mir einen lebensfrohen jungen Mann, der lange Zeit hinter der Front stationiert ist und sich jeglicher, auch nur andeutungsweiser Äußerungen zum Verlauf des Krieges oder gar zu gesellschaftspolitischen Themen enthält,

Helmut schreibt in dem Zeitraum ab Frühjahr 1943 bis Ende 1944 – er fällt im Dezember 1944 in Holland – regelmäßig, 1943 noch ca. zwei Mal im Monat, 1944 dann

---

<sup>110</sup> Ich verweise hier auf einen Bericht von Hannah Arendt aus Anlass ihrer Deutschlandreise 1949/50 im Auftrag der amerikanischen Jewish Cultural Reconstruction Organisation (Arendt 1986) der in gekürzter Fassung unter dem Titel *Arbeit macht frei oder wie Deutschland vergaß und genas* in der FR vom 16.08. 1986 nachgedruckt worden ist, oder später auf Alexander Mitscherlichs Untersuchung *Die vaterlose Gesellschaft* oder auf den *Autoritären Charakter*, zu dem Max Horkheimer und Theodor W. Adorno ihre Analyse vorgelegt haben.

zunehmend seltener, oft auch knapper. Die meisten Briefe haben einen Umfang von ca. zwei Seiten. Einige sind sehr viel sehr ausführlicher, sechs Seiten und länger. In ihnen geht es um einen sehr intensiven Gedankenaustausch mit seiner Schwester/meiner Mutter. In zweien finde ich, dass er zu dieser Zeit auch noch intensive Briefwechsel mit etwa neun guten Kameraden/Freunden unterhält. So ist er fast jeden Abend – und bei den langen Briefen an meine Mutter wohl auch mal fast eine ganze Nacht - damit beschäftigt, Briefe zu schreiben.

Das erste, was man beim Lesen dieser Briefe bemerkt, ist der Versuch, eine Wirklichkeit festzuhalten, die gerade immer mehr verloren geht. Der Kriegsverlauf hat sich nach Stalingrad gewendet. Die russische „Feuerwalze“, so Helmut in einem seiner Briefe im Sommer 1943, drängt die deutschen Truppen an der Ostfront zurück. Der Bombenkrieg, den die deutsche Luftwaffe einmal in Rotterdam und Coventry begonnen hat, hat inzwischen die deutschen Städte erreicht. In einem Brief gegen Ende 1943 rechnet Helmut noch mit einer Kriegsdauer von vielleicht einem halben Jahr – und er denkt dabei wohl nicht mehr an einem Siegfrieden, auch wenn er das natürlich nicht schreibt. Im Herbst 1944 rechnet er dann – mit Hinweisen auf die erdrückende Überlegenheit der Alliierten - bis Ende des Jahres mit dem Kriegsende. Hamburg, woher die Familie meiner Mutter stammt, ist bis zum Frühsommer 1943 bereits drei Mal Ziel massiver Bombenangriffe gewesen. Die Stadt ist zerstört. Das frühere Elternhaus steht nicht mehr. Es gibt unbeantwortete Fragen, wer von den Verwandten und Bekannten dort möglicherweise Opfer der Bombenangriffe geworden ist. Für Berlin wird zur Zeit der ersten Briefe der erste große Bombenangriff erwartet. Meine Großmutter hat die Stadt schon vorsorglich verlassen. Meine Tante musste bleiben, weil sie dort ihre Arbeitsstelle hat. Sie berichtet sehr ausführlich in einem in der Familie kursierenden Brief über den Bombenangriff, der große Teile der Stadt verwüstet und dem das dortige Elternhaus zum Opfer fällt. Die Bombenangriffe auf Berlin und Hannover, Wohnsitz der Eltern meines Vaters, sind wiederholt Thema in den Briefen von Helmut.

Bestimmte Motive ziehen sich vor diesem Hintergrund durch alle Briefe hindurch: (1) Die viele Arbeit und vermutlich große Anspannung in der Ausbildungskompanie – und ein Nachsinnen über diese Arbeit: die Ausbildung muss mit aller Härte erfolgen, damit wenigstens einige dieser ihm anvertrauten jungen Männer eine Chance haben werden, den Krieg zu überleben. (2) Vermutungen über eine gleichermaßen hohe Arbeitsüberlastung seines Schwagers, meines Vaters, Chefarzt eines Lazarettkrankenhauses für Soldaten der Ostfront, (3) Sorge um die Familienmitglieder, besonders den jüngeren Bruder, der im bis Anfang 1944 noch ruhigen Norden der Ostfront stationiert ist. (4) Berichte und Fragen nach dem Wohlbefinden von Verwandten und Bekannten im Zusammenhang der im Sommer 1943 zunehmenden Luftangriffe, (5) Kindheitserinnerungen an eine heile Welt aus ferner Vergangenheit, vor allem auf die Adventszeit fokussiert. Angesichts des Verlaufs der Kämpfe und des Umstands, dass der Krieg sich in die Länge zieht, die frühere Wirklichkeit in den deutschen Städten erreicht, und zerstört, lesen sich diese Briefe wie der Versuch, mit den Beziehungen zu wichtigen Menschen zugleich das Leben selbst festzuhalten. Und dies wird beim

widerholten Lesen ein erster, zunehmend bestimmender Eindruck: Es geht um den Austausch von Informationen darüber, ob Orte, die im eigenen Leben wichtig waren, noch erhalten sind, Menschen, die einem wichtig sind, noch leben, und es geht um die einen oder anderen beschworenen Erinnerungen an das Elternhaus, die gemeinsame Kindheit, die „heile Welt“ damals. Man muss sich das vorstellen: Da bildet einer tagsüber junge Soldaten – 17- und 18-jährige junge Männer aus, in dem klaren Bewusstsein – auch das schreibt er in einem seiner Briefe -, dass viele von ihnen diesen Krieg nicht überleben werden und zunehmend konfrontiert mit der Einsicht, dass dieser Krieg auch nicht gewonnen werden wird – und setzt sich dann abends hin, um über seine Briefwechsel zu erfahren, was von der Welt und den Menschen, die ihm wichtig waren und sind, noch steht und lebt, hängt Erinnerungen an diese Welt nach, als sie aus seiner Sicht noch heile war, oder tauscht mit seiner Schwester Gedanken über so etwas wie letzte Sinnfragen aus – vor dem Hintergrund einer offenbar tiefen Prägung durch ein evangelisches christliches Elternhaus.

Er träumt sich zurück in die über 1000-jährige christlichen Traditionen des Abendlandes. Er schreibt von seinen Sympathien für das Mittelalter. Damals seien die nationalistischen Rivalitäten noch hinter der das ganze Abendland übergreifenden einheitsstiftenden kirchlichen Prägung der Welt zurückgetreten. Sicher, auch das ist eine Form der Kritik am ‚völkischen Denken‘ seiner Zeit, und er formuliert sie mehrfach. Doch wie spurlos ist hier die europäische Aufklärung an seiner Erziehung in preußisch-christlicher Tradition vorübergegangen. Heinrich Heines Reflexionen über *Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* ist in der Bildungsgeschichte dieser Hamburger Kaufmannsfamilie offenkundig nie angekommen. Den beschränkten Horizont der katholischen Kirche des Mittelalters als Teil des damaligen und anschließenden Herrschaftsapparats des ancien Regime in Frankreich – und davor die Religionskriege in der Mitte Europas, zugleich und vor allem im, dreißigjährigen Krieg Kämpfe um die Vormachtstellung der aufstrebenden absolutistisch werdenden Reiche - kann man das im Ernst dem unsäglich zugespitzten Nationalismus des nun barbarisch antiaufklärerischen Regimes des Nationalsozialismus entgegenhalten?

Sichtbar wird insgesamt eine Verankerung in einer christlichen Tradition im Sinne einer deutlichen religiösen Innerlichkeit, die den Schreiber dieser Briefe hilflos macht. Er gehört zugleich einer evangelischen Kirche an, die tief im preußischen Obrigkeitsstaat verwurzelt war. Er mag der bekennenden Kirche nahegestanden haben. Unter anderem daraus leitet sich Distanz zur herrschenden ‚völkischen Lehre‘ ab, aber es sind keine Ansätze zu ernstlicher Kritik zu erkennen. Dass der Nationalsozialismus verbrecherisch ist – auch nur sein könnte – klingt bei aller deutlichen inneren Distanz nirgends an. Aber gut, dies sind Feldpostbriefe an seine mit einem ‚völkisch‘ denkenden Mann verheiratete Schwester. Und ganz gewiss muss man in seiner Wortwahl generell vorsichtig sein. Dennoch werden Eindimensionalitäten, erdrückende Aussichtslosigkeiten und über allem eine christliche Ethik der Pflichterfüllung sichtbar, die ihn selbst hilflos machen. Dieser Briefeschreiber hätte nie die Option haben können, die sich in Werner Abelshausers Biographie des aus einer katholischen Arbeiterfamilie stammenden Hans Matthöfer findet. Der Schluss, dass es nun erst einmal nur da-

rum gehen kann, die eigene Haut zu retten, und sei es dadurch, dass man sich selbst eine Kriegsverletzung zufügt, die frontuntauglich macht, ist aus der in diesen Briefen zu findenden Haltung einer bedingungslosen Pflichterfüllung undenkbar.<sup>111</sup> Die Verantwortung für die unterstellten jungen Soldaten der eigenen Kompanie steht da über allem. Der Bericht über das Sterben eines jungen Soldaten in der Ackerfurche neben ihm, das sich über eine lange Nacht hinzieht und das er in einem seiner Briefe schildert, ist erschütternd – vor allem deshalb weil er letztlich Einverständnis mit einer als schicksalhaft erlebten Wirklichkeit vermittelt.

Was bleibt zum Schluss für mich als soziologisch geschulten Beobachter festzuhalten? Mir begegnet in meinem Onkel Helmut zunächst der unpolitische Deutsche, ausgeliefert: (1) der christlich-evangelischen und der preußischen Tradition – möglicherweise etwas hanseatisch gebrochen, aber am Ende merkt man das kaum -, (2) ausgeliefert den damit und vor allem mit der Innerlichkeit des Rückzugs auf den Glauben gesetzten ideologischen Grenzen der Zeit; (3) gekennzeichnet durch eine Unfähigkeit sich, unbeschadet aller kritischen Sicht auf das ‚völkische‘ Denken der Zeit, in irgendeiner Weise kritisch dazu verhalten zu können – unabhängig davon, dass die Spielräume für kritisches Handeln zu dieser Zeit ohnehin gegen Null tendieren; (4) schließlich ein Mensch der durch noch übermächtige Traditionen ganz und gar auf bestimmte Muster festgelegt ist – von ethischen Grundüberzeugungen bis hin zu seiner Geschlechterrolle. Mir begegnet ein Mensch in aussichtsloser Lage.

Als zweites machen mir die Briefe eindringlich klar, wie sehr ich selbst Glück gehabt habe, zu einer Zeit und an einem Ort geboren worden zu sein und leben zu können, zu der und an dem (1) die Fesseln der Traditionen, die in diesen Briefen sichtbar werden, zerfallen sind, (2) nach der ‚Nacht des 20. Jahrhunderts‘ ein in der Menschheitsgeschichte äußerst seltener langer Zeitraum friedlicher Entwicklung – nicht in der Welt, aber eben doch in diesem, unserem Teil der Welt – erfolgte, (3) diese Entwicklung zugleich von im Vergleich zu allen früheren Zeiten beispiellosem wirklichem technischem und ökonomischem Fortschritt geprägt war und so (4) mir und meiner Generation unglaubliche Chancen eröffnet hat. Zu prüfen hätten wir danach, wie wir sie genutzt haben. Nicht zuletzt darum geht es in meinem Roman. Unter dem, Strich, das müsste ich als Autor heute einräumen, bei weitem nicht so gut, wie erhofft. Die Zeit, in der mein Onkel und Namensgeber lebte und starb, ist dagegen wirklich die ‚Nacht des Jahrhunderts‘ gewesen. Und der über seine Briefe noch einmal anders ermöglichte Blick auf diese Nacht gibt neuen Anlass, selbstkritisch nachzudenken:

---

<sup>111</sup> Und daraus kann dann bei dem späteren Sozialisten Hans Matthöfer jene eindrucksvolle Biographie werden (vgl. Abelschäuser 2009), die ihn vom Jungsozialisten, der nach einer Saalschlacht mit Anhängern der Deutschen Reichspartei stolz sagt, er könne nun beruhigt sterben, weil er einem deutschen General „in die Fresse geschlagen habe“, zum Gewerkschafter werden lässt der radikalen Strömung innerhalb der IG Metall zuarbeitet, dann weiter zum Politiker, der maßgeblich und weitsichtig an der Entwicklung neuer Politikansätze im sozialdemokratischen Jahrzehnt der 1970er Jahre beteiligt ist und zugleich den Aufbau der sozialistischen Partei im noch von Franco regierten Spanien und den Ansatz zu einer sozialistischen Entwicklung in Chile unterstützt, und die ihn schließlich als Unternehmer zu demjenigen werden lässt, der versucht, wenigstens die Reste der gemeinwirtschaftlichen Unternehmen für die Gewerkschaften zu retten.



über eigene Unzulänglichkeiten und Befangenheiten heute, aber auch über die immer noch großen Spielräume, die wir heute haben, um als Handelnde in eine zunehmend bedrohliche Entwicklung unserer Zeit einzugreifen.

## V.

Soviel also zu meinem Blick zurück auf die Generation vor mir. Aber was ist mit dem schwarzen Vorhang der uns von der Zukunft trennt, die die Generation nach uns gestalten muss, jener *Decke der Zukunft*, auf der Viele *ihren eigenen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft, vergrößert (...) sich bewegen sehen*, um dann *schaudernd vor ihrem eigenen Bild* zusammenzufahren, wie Schiller meint.

Der Kantianer Schiller formuliert so zu einer Zeit, zu der das Fortschrittsdenken der Moderne noch nicht Platz gegriffen hat, aber zu der immerhin, auch von ihm selbst, die Frage nach den Möglichkeiten einer Geschichtswissenschaft das Denken umtreibt. Von seiner noch geschichtsoptimistischen Antrittsvorlesung an der Jenaer Universität bis hin zu der weiter vorne schon erörterten *Zergrübelung* der Geschichte als eines nur vermeintlich sinnhaften Ganzen, in dem eine Teleologie wirken soll, im *Geisterseher*.<sup>112</sup> Hegel wird dann den Begriff der Moderne prägen und mit seinem objektiven Idealismus ein solches teleologisches Konzept von Geschichte erst wirklich entwerfen, nach dem diese schließlich in einem objektiven Prozess zum Bewusstsein ihrer selbst gelangt und danach, wenn die Arbeit des Tages getan ist, vom Philosophen zum Begriff ihrer selbst gebracht werden muss: *die Eule der Minerva fliegt in der Dämmerung*. Und zu seiner Zeit, nach den Napoleonischen Kriegen, erschöpft von den Verheißungen und Kämpfen in der Folge der französischen Revolution, ist es für Hegel schließlich der Preußische Staat, in dem das auf der Höhe der Zeit erreicht ist.

Für Karl Marx, den bedeutendsten Schüler Hegels, soll hingegen im weiteren Gang der Geschichte, zusammen mit der Aufhebung aller Philosophie, die *Nicht-Klasse* des Proletariats, so zutreffend Jaques Rancière, eine Zukunft herbeiführen, in der auf Grundlage der in der bürgerlichen Gesellschaft in einer *absoluten Bewegung des Werdens* entfalteteten menschlichen Produktivkräfte der Punkt erreicht sein wird, von dem aus alle bisherige menschliche Geschichte als *Vorgeschichte* der dann endlich zum Bewusstsein ihrer selbst gebrachten Menschheit soll gelten können. Jedenfalls war Marxens theoretisches Gedankenmodell – konstruiert aus den drei Quellen, der britischen Ökonomie, dem französischen Sozialismus und der klassischen deutschen Philosophie – derart kraftvoll, dass es die sozialen Bewegungen der arbeitenden Klassen in der bürgerlichen Gesellschaft zu ‚begeistern‘ vermochte und, wie die Marx-Kritikerin Hannah Arendt später formulieren wird, die enttäuschte große Hoffnung des zwanzigsten Jahrhunderts werden konnte.

---

<sup>112</sup> Vgl. dazu Safranskis Interpretation beider Texte in seiner Schiller-Biographie (Safranski 2004, 306ff).

Diese Hoffnung geht also, so die Lesart Arendts, bereits in der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts unter. Und in eben dieser Nacht hat Walter Benjamin am Schluss seiner *geschichtsphilosophischen Thesen* mit seinem *Engel der Geschichte* eine berühmte Interpretation zu Paul Klees Aquarell *Angelus Novus* geschrieben:

*Der Engel der Geschichte muss so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, dass der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.*

Das ist in, auch persönlich so erlebter zunehmend nahezu aussichtsloser Lage formuliert, und es sind wahrhaftig eindrucksvolle Bilder, die Benjamin hier gefunden hat. Aber der Garten Eden, den der Schöpfungsmythos verklärt, war ja, wie wir heute wissen können, ganz real. Er lag wohl im damals, vor dem Ende der Eiszeit noch nicht vom Meer überfluteten Persischen Golf- und zeitlich noch vor dem Beginn des Neolithikums, seit dem Adam sich, wie es im ersten Buch Mose heißt, *mit Kummer* von seinem Acker ernähren und *im Schweiß seines Angesichts ...sein Brot* essen muss. Und der *Sturm*, den wir seit dem Beginn der Moderne Fortschritt nennen, ist von seinem Anfang an unsere menschengemachte Geschichte, unser sozial-evolutionärer Zivilisationsprozess, der auf einem schier unendlich längeren Prozess biologischer und physikalischer Evolution auflagert. In ihm wirkt keine Teleologie, und er hat sich, wie Elias zutreffend feststellt, ungeplant vollzogen. Aber wir Menschen sind denkende Wesen, und wir können ihn als geschichtlichen Prozess begreifen, und wir lernen fortwährend, ihn besser zu verstehen – nicht zuletzt als einen Prozess, der auf uns, die wir im Hier und Jetzt leben, aus dem wir allenfalls denkend gleichsam ‚heraustreten‘ können, gerichtet ist. Arendt schreibt in diesem Zusammenhang in ihrer Schrift *Das Leben des Geistes* (Arendt 1979, 202ff) zutreffend:

*Was das denkende Ich als ‚seine‘ zwiefachen Antagonisten spürt, das ist die Zeit selbst und der mit ihr verbundene ständige Wandel, die unablässige Bewegung, die alles Sein in Werden verwandelt statt es sein zu lassen, womit sie beständig sein Gegenwärtigsein aufhebt. Insofern ist die Zeit der größte Feind des denkenden Ichs, weil – da der Geist in einem Körper existiert, dessen innere Vorgänge nie angehalten werden können – die Zeit unerbittlich und regelmäßig die bewegungslose Stille unterbricht, in der der Geist tätig ist, ohne irgendetwas zu tun.*

Ohne unser nach- und vorausdenkendes ‚Heraustreten‘ aus dem Strom der Zeit gäbe es also, so schreibt sie weiter, *keinen Unterschied zwischen Vergangenheit und Zukunft, sondern nur ewigen Wandel*. Und weiter, an eine Kafka'sche Zeitparabel anknüpfend, die uns eine Diagonale des Ganges der Gedanken im Kampf gegen die Zeit erkennen lasse, führt sie dann in sehr schönen Bildern aus:

*eingeschlossen von den Kräften der Vergangenheit und der Zukunft, und damit gegen die Leere abgeschirmt; sie bleibt gebunden an und verwurzelt in einer Gegenwart, obwohl sie sich nur im Denkvorgang völlig verwirklicht und nur so lange dauert wie dieser. Sie ist die Ruhe des Jetzt in der von der Zeit bedrängten, umhergeschleuderten Existenz des Menschen; irgendwie ist sie, um die Metapher abzuwandeln, die Ruhe im Zentrum des Sturms, die zwar etwas völlig anderes ist als der Sturm, aber doch zu ihm gehört. In dieser Lücke zwischen Vergangenheit und Zukunft finden wir unseren Platz, wenn wir denken, das heißt, wenn wir der Vergangenheit und Zukunft so weit entrückt sind, daß wir dazu gut sind, ihren Sinn zu finden, die Stellung des ‚Schiedsrichters‘ einzunehmen, des Richters und Beurteilers der vielfältigen, nie endenden Geschäfte der menschlichen Existenz in der Welt, eine Stellung, die nie zu einer endgültigen Lösung dieser Rätsel verhilft, die aber immer neue Antworten auf die Frage bereit hat, um was es bei alledem wohl gehe.*

Auch sie verwendet hier die Metapher des *Sturms* für die *umhergeschleuderte Existenz des Menschen*; aber statt der Metapher des Engels der Geschichte gibt es hier die denkenden – oder, in einer anderen Formulierung von ihr, die sinnend handelnden – Menschen. Und davon ausgehend gelangt sie einmal mehr zu der Hoffnung des Neu-Beginnen-Könnens, das mit jeder neuen Menschengeneration verknüpft ist; und sie fährt fort:

*Jede neue Generation, jedes neue Menschenwesen muss, indem ihm bewusst wird, dass es zwischen eine unendliche Vergangenheit und eine unendliche Zukunft gestellt ist, den Pfad des Denkens neu entdecken und ihn mühsam bahnen. Und es ist ja gar nicht unmöglich, und ich halte es für wahrscheinlich, dass das merkwürdige Überleben großer Werke, ihre relative Dauerhaftigkeit über Jahrtausende hinweg, dem zu verdanken ist, dass sie auf dem schmalen, kaum erkennbaren Pfad von Nicht-Zeit geboren wurden, den das Denken ihrer Schöpfer zwischen einer unendlichen Vergangenheit und einer unendlichen Zukunft dadurch geschlagen hat, dass es die Vergangenheit und Zukunft als gerichtet, gewissermaßen gezielt auf sie selbst anerkannte – als ihre Vorgänger und Nachfolger, ihre Vergangenheit und ihre Zukunft -, wodurch sie eine Gegenwart für sich selbst schufen, eine Art zeitlose Zeit, in der Menschen zeitlose Werke schaffen können, um mit ihnen ihre eigene Endlichkeit zu transzendieren.*

In diesem letzten Zitat geht es um *große Werke*. Man denkt dann an die Sphäre der Kunst, vielleicht auch der Philosophie oder auch der frühen Mythen, aus denen heraus Philosophie, Kunst und Wissenschaft sich später ausdifferenziert haben. Aber wenn es um die Hoffnung auf das Neu-Beginnen-Können geht, dann geht es für Arendt stets auch um die prinzipiell immer gegebene Möglichkeit, des „*Wunders der Freiheit*“. das an einen Raum der Politik gebunden ist. Hier geht es für sie um einen auf den Begriff der griechischen Polis zurückgehenden eingegrenzten und politisch verfassten Raum des Zusammenhandelns, der zu einer Verbesserung der gesellschaftlichen Ordnung führen kann.

Wir können heute, da die ‚finsternen Zeiten‘ ja keineswegs mit dem Ende des zweiten dreißigjährigen Krieges in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zu Ende

gegangen sind, sich die Zeiten vielmehr in unserer Gegenwart im Zeichen multipler Krisenentwicklungen eher von Neuem verfinstern, nicht ausschließen, dass wir tatsächlich in eine einigermaßen ausweglose Lage geraten werden. Antworten darauf werden wir nur finden, wenn wir nicht nur philosophieren, sondern zugleich, und vor allem, auch politisieren, wenn wir uns also, gestützt auf das uns zugängliche Wissen über unsere soziale Wirklichkeit, über mögliche Alternativen zum tumben „Weiter-So“ verständigen, das heute den herrschenden Politikbetrieb weitgehend prägt. Aber es wird dann um das, gerade auch politische, Selbsttun der Menge der Vielen gehen, um ihr Zusammenhandeln und darum, dass im Sinne des Arendtschen kategorischen Imperativs *die Menschen zu handelnden Wesen werden* – und das heißt im Arendtschen Sinne potenziell alle Menschen.

Mein knapper Blick hinter den schwarzen Vorhang der Vergangenheit hat einmal mehr sichtbar gemacht, dass in der Nacht des 20. Jahrhunderts ein solcher Raum der Politik unter den Bedingungen totalitärer Herrschaft nahezu gänzlich zerstört worden ist. Nun mag es durchaus so sein, dass wir heute viele Gründe für einen skeptischen Blick auf sich abzeichnende mögliche Zukünfte haben. Aber mein Nachdenken über dieses von Friedrich Schiller gewählte Bild, das er dazu benutzt, einen etwas hoffnungsfroheren Blick auf die Geschichte und das Ziel, auf das hin Geschichtswissenschaft zu betreiben wäre, zu *zergrübeln*, wie Safranski schreibt, hat ja doch auch dazu geführt, jedenfalls den schwarzen Vorhang zwischen uns und der Vergangenheit hinter uns, die andere Generationen gelebt, geprägt, erlitten oder auch genossen haben, nicht mehr als ganz so undurchdringlich anzusehen. Es mag also wohl auch mit dem Stand der Geschichtswissenschaften im Ausgang des 18. Jahrhunderts zu tun haben, dass Schiller dieses Bild verwendet hat, oder das für Goethe die Geschichte „das undankbarste und gefährlichste Fach“ gewesen ist, wie Alfred Schmidt schreibt, und es folgerichtig im Urfaust heißt, sie sei oft genug ein *Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer*. Doch gleichwohl – und auch wenn für Goethe immer wieder die Beschäftigung mit der Natur der Rückzugsort angesichts der Misere der menschlichen Verhältnisse gewesen ist – hat der gleiche Goethe die unausweichliche Notwendigkeit der Beschäftigung mit Geschichte klar gesehen und anerkannt. Hanna Arendt hat das völlig zu Recht, wenn auch im Blick auf einen eurozentristisch verengten Horizont, hervorgehoben, als sie ihn in ihrer Schrift *Vom Leben des Geistes* zitiert hat – im Kontext eines Nachdenkens über unsere soziale Evolution, das für meine hier angestellten Reflexionen höchst bedeutsam ist. Sie schreibt dort:

*In der Alltagswelt können wir nur eines ebenso entscheidenden Schrumpfens der hinter uns liegenden Zeit gewiss sein, wie die räumlichen Entfernungen auf der Erde geschrumpft sind. Was wir noch vor ein paar Jahrzehnten eingedenk Goethes ‚Dreitausend Jahren‘ (‚Wer nicht von dreitausend Jahren/Sich weiß Rechenschaft zu geben/Bleib im Dunkel unerfahren/Mag von Tag zu Tage leben‘) Antike nannten, ist uns heute viel näher, als es unseren Vorfahren war (Arendt 1979/98, 428f).*

Hinzukommend und wichtig ist hier der Gedanke, dass es so etwas wie ein Zusammenziehen der Lebenswelt gibt, die wir im Ergebnis unserer sozialen Evolution hervorgebracht haben und dies gilt offenbar in räumlicher wie zeitlicher Hinsicht. Wenn wir heute sagen, dass wir Nachrichten über Ereignisse auf unserem Globus ‚in Jetztzeit‘ erhalten – und dass der herrschende Politikbetrieb folgerichtig damit, wie auch mit der veränderten räumlichen Nähe umgehen kann und muss -, dann zielt das exakt auf diesen Punkt. Man wird aus dieser, vor allem in der jüngsten Vergangenheit nochmals dynamisch beschleunigten sozial-evolutionären Entwicklung ganz gewiss nicht den Schluss ziehen dürfen, dass wir uns deshalb als Gattungswesen – oder als ‚Menschheit‘, um an dieser Stelle diese fragwürdige Abstraktion, die dann gewöhnlich die andere des Fortschritts im Gefolge hat zu gebrauchen – auf dem Weg in eine Zukunft befinden, die wir immer besser beherrschen und so zu nahezu paradiesischen Zuständen führen können. Eine be- und durchherrschte Welt dürfte man schwerlich mit dem Attribut paradiesisch belegen können. Und unsere ‚Mitgift‘ aus der biologischen Evolution, aus der unsere soziale Evolution hervorgegangen ist, mag uns kooperations- und politikfähig gemacht haben, sie macht uns aber auch zu gesellschaftlichen Wesen, die von Leidenschaften getrieben werden, im Wettstreit miteinander liegen, auf individuelle Abgrenzung, Distinktion und eigene Vorteile bedacht sind usw. Unsere bislang zutiefst herrschaftlich geprägte Zivilisation eröffnet deshalb, im Maße wie wir sie besser verstehen immer beides: neben wachsenden Herrschaftsrisiken auch wachsende Chancen.

Vor uns liegt so ein zunehmend besser durchschaubarer und deshalb besser gestaltbarer, offener Möglichkeitsraum. Der Raum der Politik mag gegenwärtig durch Prozesse der Postdemokratisierung und Refeudalisierung beschädigt werden, wie vorliegende Analysen eindringlich belegen. Wir scheinen tatsächlich Zeitgenossen eines zunehmend *autoritären Jahrhunderts* zu werden, wie das der Liberale Sir Ralf Dahrendorf hat kommen sehen. Die Zahl autokratisch geführter Staaten wächst. Manche der Autokraten werden unverhüllt zu Diktatoren. Rechtspopulistische Bewegungen haben in unseren westlichen Demokratien weiter Zulauf. In den Vereinigten Staaten ist der Trumpismus zu einer Gefahr für die liberale Demokratie geworden. Insbesondere die jüngsten Entwicklungen geben allen Anlass zu der These, dass in den neu heraufziehenden Konflikten das demokratische Projekt der Moderne selbst der Einsatz sein wird, um den gekämpft werden muss.

Wir leben also in wieder einmal zunehmend finsterner werdenden Zeiten. Wir sehen uns somit einer Frage gegenüber, die ich im Anschluss an eine Formulierung Albert Camus stellen würde und die wir alle an uns selbst zu richten hätten. Sie müsste lauten, ob und wie gut wir die von diesem literarischen Philosophen., philosophischen Literaten und stets politisch engagiertem Intellektuellen geforderte *Dienstplicht an unserer Zeit gegen manche Stunden der Versuchung, sich von dieser düsteren und abgezehrten Welt zu wenden* zu leisten vermögen, wenn wir eben nicht länger über den großen utopischen Entwurf verfügen, weil uns der – zu unserem Glück – verschlossen ist. Camus hat vor nahezu siebzig Jahren in einem seiner Mittelmeeresays geschrieben:

*Ich glaube zu wenig an die Vernunft noch an irgendeine Philosophie der Weltgeschichte, um mich dem Fortschritt zu verschreiben. Doch ich glaube wenigstens daran, dass sich die Menschen über ihr Schicksal immer bewusster geworden sind. Wir haben unsere Lage keineswegs überwunden, aber wir erkennen sie besser. Wir wissen uns in Widersprüche verstrickt, doch wir wissen auch, dass wir diese Widersprüche ablehnen und alles daran setzen müssen, sie zu verringern. Unsere Lebensaufgabe besteht darin, jene Formeln zu finden, die die grenzenlose Angst der Freien mildern. Wir müssen das Zerrissene zusammenfügen, einer so offensichtlich ungerechten Welt die Vorstellung der Gerechtigkeit wiederbringen und den vom Unheil des Jahrhunderts vergifteten Völkern die Bedeutung des Glücks neu schenken. Es ist dies natürlich eine übermenschliche Aufgabe. Doch man nennt jene Aufgaben übermenschlich, die den Menschen lange Zeit kosten, sie zu erfüllen. Das ist alles.*

Nun wissen wir angesichts der heute gravierendsten Krise, nämlich der ökologischen – die zugleich Teil der miteinander zusammenhängenden multiplen Krisenentwicklungen und –Drohungen unserer Zeit ist – dass uns zu deren jetzt immerhin noch möglichen leidlichen Bewältigung nur ein klar begrenztes Zeitfenster zur Verfügung steht. Unsere heutige Lage ist daher bedrohlicher als die zu Camus Zeit. Aber heute können wir den, zwar erodierenden, aber institutionell in den westlichen Demokratien immer noch leidlich befestigten Raum der Politik immer noch nutzen. Was sich unter diesen Bedingungen gegen einen resignativen Blick auf eine wenig erfreuliche soziale Wirklichkeit hochhalten lässt, ist so aus meiner Sicht eine philosophisch existenzielle Grundhaltung, die immerhin zweierlei voraussetzen kann: zum einen eine immer bessere Kenntnis der bisherigen Geschichte - einschließlich des von uns darin forcierten sogenannten wissenschaftlich-technischen Fortschritts mit seinen oft verdrängten großen Risiken, sicherlich aber auch immer noch vorhandenen Chancen. Eine Geschichte, die unsere gegenwärtige Lage bedingt, mit deren Bedingtheit umzugehen uns aber auch mit immer größer angewachsenen Freiheiten möglich ist; zum anderen die Einsicht, dass unsere Freiheit im Umgang mit ihr nicht zuletzt darauf beruht, dass ihr weiterer Gang offen und damit grundsätzlich gestaltbar ist.

Vor dem Hintergrund dieser Einsichten wird schließlich ein zentrales Motiv für meinen Roman, in dem es um unser Unterwegssein geht, herausragend wichtig, nämlich der Dialog zwischen den Generationen. Und der ist nicht nur die Herausforderung für meinen persönlichen Umgang mit den Angehörigen der nachfolgenden Generation, mit denen ich es konkret zu tun habe – und in diesem Sinne war er ein wichtiger Anlass für dieses Buch -, dies ist auch eine Herausforderung für jede Gesellschaft. Wenn man also für unsere heutige Gesellschaft sagen kann, dass sie – selbst im so reichen und fortgeschrittenen Europa – angesichts einer Jugendarbeitslosigkeit von über fünfzig Prozent in Ländern wie Griechenland oder Spanien oder einer Gettoisierung ganzer Ethnien in anderen Ländern – gerade höchst wirkungsvoll dabei ist, großen Teilen der folgenden Generation ihre Zukunft zu rauben, dann haben wir es hier mit immensen Problemen zu tun. Und die werden nun nochmals durch unerwartete und erschreckende Wiederkehr zutiefst imperialer Welt-Neuordnungs-Vorstellungen dramatisch verschärft. Die Angehörigen meiner Generation in den westeuropäischen

Staaten können sagen, dass sie das Glück hatten, nach der Nacht des 20. Jahrhunderts zur richtigen Zeit und am richtigen Ort geboren worden zu sein. Unbeschadet des nicht nur fortdauernden, sondern sich gegenwärtig eher vergrößernden *Elends der Welt* und der krisenhaften Entwicklungen, die sich seit mehreren Jahrzehnten aufbauen und die der herrschende Politikbetrieb immer weniger zu beherrschen, geschweige denn zu lösen vermag, waren das, jedenfalls im Westen Europas, vergleichsweise glückliche Jahrzehnte – und umso schwerer fallen die schreienden Widersprüche ins Gewicht, die sich im Ergebnis unseres Handelns und Unterlassens heute auf türmen.

Oder aus einer sehr persönlichen Perspektive - formuliert: vor dem Hintergrund der, mehr oder weniger, glücklichen sechs Jahrzehnte' meines bewussten Lebens - gilt es zunächst einmal zu sehen, dass wir alle uns auf immer dünnerem Eis bewegen. Das sichtbar zu machen, ist für mich nicht zuletzt ein wichtiges Anliegen. Man kann sich heute gewiss nicht mehr damit trösten, *dass Ereignisse wie die des ‚Schwarzen Freitag‘ von 1929 und die sich daran anschließende Wirtschaftskrise sich kaum wiederholen könnten* – worin das *Vertrauen in eine starke Staatsmacht (steckt), von der man sich Schutz auch dann verspricht, wenn die ökonomische und politische Freiheit nicht funktionieren*“, wie Theodor W. Adorno in seinem Essay *Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit* in den 1960er Jahren geschrieben hat. Mit anderen Worten: wir bemerken gerade wieder, wie geradezu schlafwandlerisch sich der herrschende Politikbetrieb bewegt, wie sehr die Borniertheit der ökonomischen Interessen herrschender Eliten dazu beiträgt, Lehren der ökonomischen Entwicklung einer gar nicht so fernen Vergangenheit zu verdrängen, wie dünn der Firnis der erreichten zivilisatorischen Fortschritte ist, während uns doch triftige Analysen ökonomischer, ökologischer und politischer Krisenprozesse dazu zwingen, eine höhere Stufe unserer Zivilisation zu erreichen, wenn wir den heutigen Herausforderungen gerecht werden wollen.<sup>113</sup> Als Einzelner, sei es als Wissenschaftler oder als Schriftsteller, wird man da wenig bewirken können. Gleichwohl gilt mit Immanuel Wallerstein, dass in unserer chaotischen Welt *jede Nano-Aktion in jedem Nano-Moment und in jedem Nano-Bereich das Ergebnis* weiterer Entwicklungen beeinflussen wird. Insofern scheint es mir berechtigt zu sein, das aus der Chaostheorie bekannte Bild vom Schmetterling, der einen Wirbelsturm auslösen kann – bei Wallerstein soll es ein Klimawandel sein - zu bemühen, denn, wie Wallerstein schreibt:

*in dem offenen „Übergang zu einer neuen Weltordnung sind wir alle kleine Schmetterlinge, deshalb hängt die Chance, die Spaltung (unserer Welt H. M.) in unsere Richtung zu entscheiden, von uns ab. Es steht dabei 50 zu 50. Daraus folgt, dass unsere Anstrengungen als Aktivisten (oder als Wissenschaftler, Schriftsteller oder Bürger H. M.) nicht nur nützlich sind: sie sind wesentlich in unserem Kampf für eine bessere Welt (Wallerstein 2014, 621).*

---

<sup>113</sup> Exemplarisch für die zahlreichen Veröffentlichungen aus dem letzten Jahrzehnt verweise ich hier nochmals auf die Analysen von v. Weizsäcker u.a. (2010), Zinn (2015) oder Lesch/Kamphausen (2016) oder auch auf meine Verarbeitung dieser und weiterer Analysen in Martens (2016), oder ganz aktuell auf den jüngsten Bericht des Club of Rome.

Es ist sicherlich kühn, wenn ich in diesem Zusammenhang am Schluss dieses Essays, den ich meinem schriftstellerischen Versuch sozusagen angehängt habe, noch einmal auf einen aus meiner Sicht wirklich bedeutenden Schriftsteller meiner Zeit Bezug nehme, nämlich auf Günter Grass. Der schafft es noch in seinem letzten Buch zwischen dem Prosatext *Vogelfrei sein* und dem letzten Gedicht *Vonne Endlichkeit* seine letzten Rückblicke, und Gedanken, da ihm *die Welt mit ihren Kriegen und Kollateralschäden*, wie er schreibt, fast schon entgleitet, so zu formulieren, dass man merkt: während *über allem des Herbstes Mundgeruch wabert*, hat der noch immer einen scharfen Blick. Er weicht nirgends der Härte dieses Lebens aus, spricht aus *Was Tatsache ist*, weiß auch im Rückblick, dass er *unbelehrbar weit links von allem und mir* steht, spürt noch einmal bis in die letzten Winkel der Erinnerungen und des verbliebenen *Jetzt* dem Gefühl des prallen Lebens nach, bringt so unseren Hunger nach Leben zum Ausdruck und schafft es dabei immer noch und immer wieder auch vergnüglich zu schreiben. *Weit links von allem und mir*, das kann man ja so interpretieren, dass es dem eigenen Handeln kaum gelingen will, dem vorauseilenden Denken zu folgen, aber Grass, in seinem existenzialistischen Denken an Albert Camus geschult, hat schon immer, als Schriftsteller, bildender Künstler und politisch handelnder Bürger hart entlang der Abgründigkeiten seiner Zeit gedacht und künstlerisch gearbeitet. Viele von uns werden da mit ihren Versuchen eher scheitern oder aufgeben. Dagegen kommt es, mit ihm und Camus, darauf an, sich Sisyphos als glücklichen Menschen vorzustellen, weil es *ein Menschenherz ausfüllen kann, den Gipfel eines Berges zu erreichen*.



*Der Schriftsteller schreibt zum großen Teil, damit man ihn liest (bewundern wir jene, die das Gegenteil behaupten, aber glauben wir ihnen nicht). Doch mehr und mehr schreibt er bei uns, um jene letzte Weihe zu erreichen, die darin besteht, nicht gelesen zu werden. Vom Augenblick an nämlich, wo er den Stoff für einen pittoresken Artikel in unserer Presse mit großer Auflage liefern kann, hat er alle Aussichten, von einer großen Anzahl von Leuten gekannt zu werden, die ihn nie mehr lesen, weil sie sich damit begnügen werden, seinen Namen zu kennen und über ihn zu lesen. Er wird in Zukunft bekannt sein und vergessen sein, nicht wie er ist, sondern nach dem Bild, das ein eiliger Pressejournalist von ihm entworfen hat.*

Albert Camus 1957

*Nützlicher scheint es mir, das Schreiben nicht von seinen Endprodukten her zu sehen, sondern als einen Vorgang, der das Leben unaufhörlich begleitet, es mitbestimmt, zu deuten sucht; als Möglichkeit, intensiver in der Welt zu sein, als Steigerung und Konzentration von Denken, Sprechen, Handeln. Ein Vorgang; der auch gewisse Teil-Ergebnisse hervorbringt, die man drucken kann (und von denen – last not least – der Autor leben kann) , materialisierte Ergebnisse einer Produktivität, die sich hauptsächlich nicht auf etwas materielles, wohl aber auf etwas hoch Reales und Bedeutsames richtet,*

Christa Wolf 1972

*„Im Wind klirren die Fahnen“. welcher Farbe auch immer – na und? Dann klirren sie eben, aber warum merken wir das erst jetzt? – Wo die Zukunft ist? Das kann man nicht wissen, und es ist wahr, die alten Muster – Tod, Wahnsinn; Selbstmord – sind in diesen 170 Jahren verbraucht worden. Also müssen wir leben nach einem ungesicherten Kompass und ohne passende Moral, nur dürfen wir uns nicht länger selbst betrügen über unsere Lage als Intellektuelle, dürfen uns nicht vormachen, wir würden für andere arbeiten, für ‚das Volk‘, die Arbeiterklasse.*

Christa Wolf 1991

## **Schreiben, erfolgreich scheitern, weiterschreiben**

### **I.**

Als Gesellschaftswissenschaftler, der nach eigenem Selbstverständnis nicht nur in der Gesellschaft über sie sondern vor allem für sie forschen will, sich also als gesellschaftspolitisch engagierter Intellektueller versteht, wird man an sich selbst verschiedene Motive für eine Arbeit des Schreibens beobachten:

- (1) Als Sozialwissenschaftler, der jahrzehntelang empirische Arbeitsforschung betrieben hat, arbeitet man ständig mit und an Texten. Die Ergebnisse der eige-

nen Empirie hält man in Texten fest. Mit ihnen und mit der Textproduktion Anderer arbeitet man dann weiter. Ergebnisse einer so vertiefenden Interpretation schreibt man wiederum auf und versucht dabei Formen des Schreibens zu finden, die nicht nur im engeren wissenschaftlichen Bereich eine gewisse Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

- (2) Zunehmend wird das Schreiben so zugleich zur vorzüglichen Form der eigenen Bewältigung von Welt. Es ist die Form, in der man sein intellektuelles Engagement vollzieht. Immer geht es dann auch darum, mittels dessen was man geschrieben, ggf. danach auch mündlich vorgetragen hat, öffentliche Resonanz zu erzeugen.
- (3) Man sieht sich so bei all dem stetig in einen Kampf um Selbstbehauptung und persönliche Anerkennung in seiner Welt verwickelt. Selbstbehauptung und Erfolg im Wissenschaftsbetrieb, oder als Intellektueller über ihn hinaus, beruhen letztlich auf Veröffentlichungen. Zugleich gewinnt man aber auch nur über das, was man bereits geschrieben hat und womit man Neues abgleichen kann, die Möglichkeit einer stetigen Selbstvergewisserung.

Die diesem Essay vorangestellten Zitate machen in diesem Zusammenhang auf dreierlei aufmerksam.

- (1) Selbst dann, wenn man als Autor und gesellschaftspolitisch engagierter Intellektueller, sei es als Publizist, sei es als Schriftsteller, überaus erfolgreich, also mit jenen Weihen gesegnet ist, von denen Camus spricht, kann man offenbar die Erfahrung machen, dass man mit dem, was man im Ergebnis seiner Arbeit mitteilen will, nicht in der Weise durchdringt, in der man das angestrebt hat. Unter Umständen können jemandem, so augenscheinlich Albert Camus im ersten der vorangestellten Zitate, also auch so erhebliche Zweifel am Erfolg der eigenen Praxis kommen – ebenso wie jenen, die eine nennenswerte Resonanz, gemessen an Verkaufszahlen von ihren Büchern, nie auch nur annähernd erreichen.
- (2) Das Schreiben als wesentlicher Teil des konzentrierten Nach-Sinnens über die Welt und das eigene In-der-Welt-Sein bleibt aber auch dann immer noch ein überaus wichtiger ja unumgänglicher Teil des Lebensprozesses von Intellektuellen. Es ist alles andere als zufällig, dass Schreiben sozusagen geradezu zu einem Zustand wird.
- (3) Wenn man, und so ist es vielen gegangen, mit dem Nachsinnen über seine Welt und dann dem Schreiben - als Wissenschaftler, Philosoph, Schriftsteller, Intellektueller – viele Jahre in der Überzeugung gearbeitet hat, so eine Möglichkeit gefunden zu haben, intensiver in der Welt zu sein und zugleich mit der eigenen Arbeit, immerhin ein ganz kleiner Teil eines gesellschaftlichen Veränderungsprozesses sein oder werden zu können, den weiter voranzutreiben man stetig seinen Beitrag leisten versucht hat, können die Zeitläufte einem plötzlich einschneidend vor Augen führen, dass man sich im Vollzug solcher Arbeit bitter getäuscht hat.

Christa Wolf bringt das in dem dritten vorangestellten Zitat, entnommen einem Brief an Günter Grass angesichts der Erfahrung der Implosion des sogenannten „Realsozialismus“, sehr scharf zum Ausdruck – und sie bezieht sich dabei auf Friedrich Hölderlin. Der hatte mit seiner Dichtung zu Zeiten des Beginns unseres demokratischen Projekts der Moderne Dichter einer Revolution sein wollen, *wo die ganze Gestalt der Dinge sich ändert* (Martens 2019). Und der ist sich seines Scheiterns als dichterisch treibender Geist einer zutiefst revolutionären Umwälzung zur Mitte seines Lebens sehr bewusst gewesen. Aber er gilt heute als der bedeutendste Lyriker deutscher Sprache. Er hat sich letztlich nicht in die hegelsche Philosophie retten können, aber er ist posthum als Lyriker berühmt geworden und steht gewissermaßen paradigmatisch für das Bild eines erfolgreichen Scheiterns.

Christa Wolf hat das zu ihrer Zeit angesichts des Endes der DDR, die sie bei wachsender Kritik über lange Zeit hinweg als den zukunftssträchtigeren deutschen Staat angesehen hat, erlebt. In ihrem letzten großen Roman *Stadt der Engel, oder the Overcoat of Doktor Freud* hat sie das überaus eindrucksvoll literarisch verarbeitet.<sup>114</sup> Sie zieht nach der Implosion des sogenannten Realsozialismus den Schluss, dass wir uns als Intellektuelle nicht länger selbst betrügen dürften. Zukunft ist immer offen. *Wir leben (also) nach einem ungesicherten Kompass*. Wir können uns daher nicht in den Dienst einer vermeintlich teleologisch vorgezeichneten Sache stellen, bzw. in den Dienst derjenigen, die sich ihr verschrieben haben. Aber sie sagt doch nicht, dass wir somit letztlich nur für uns selbst arbeiten können. Zwischen diesen beiden irreführenden Polen bleibt immer die Möglichkeit der Anstrengung, sich der Dienstpflicht gegenüber der eigenen Zeit nicht zu verschließen, wie Albert Camus das formuliert hat<sup>115</sup> Das wiederum heißt dann zu aller erst, sich auch mit ungesichertem Kompass jedenfalls eine möglichst große Klarheit über die Herausforderungen der Zeit, zu verschaffen, denen sich unsere Menschenwelt gegenüber sieht – aber dann auch über sich selbst in dieser Zeit des eigenen gelebten Lebens.

## II.

Ich habe damit das Thema dieses Essays grob umrissen. Ich kann nun daran gehen, die verschiedenen Motive, die mir wichtig sind und um die es nach meiner Überzeugung bei intellektueller Praxis gehen sollte, systematischer zu betrachten, ihnen im Hinblick auf meine eigene Lebenszeit nachzugehen und sie im Licht der Herausforderungen, die sie aufwirft, reflektieren.

Für solche intellektuelle Praxis lässt sich der Moment des Aufbruchs in aller Regel recht genau angeben. Es gibt in der 68er Generation, der ich mich zurechne, viele,

---

<sup>114</sup> Siehe dazu meinen Essay *Am Anfang und am Ende unserer Zeit – Überlegungen aus Anlass von Christa Wolfs Reflexionen im Epochenbruch* (Martens 2014).

<sup>115</sup> Siehe dazu meinen Essay *Albert Camus: philosophischer Literat, literarischer Philosoph und politisch engagierter Intellektueller – Überlegungen zu seiner existenziellen Philosophie* (Martens 2022), den ich parallel zu diesem Essay auf meiner Homepage eingestellt habe.

die sich damals im Blick auf die Herausforderungen ihrer Zeit den Gesellschaftswissenschaften zugewandt haben.<sup>116</sup> Für die, die heute aufbrechen, stellt sich das augenscheinlich anders da. Antworten auf die großen Herausforderungen der Zeit werden gegenwärtig eher auf den Feldern von Ökologie und Biologie, oder auch in den Informations- und Kommunikationstechnologien gesehen, vielleicht auch in anderen naturwissenschaftlichen Disziplinen. Das hat damit zu tun, dass allgemein noch immer viele Hoffnungen auf einen weiteren wissenschaftlich-technischen Fortschritt gerichtet werden. Insofern ist es damals wie heute die Erwartung gewesen, als Wissenschaftler zu Erkenntnisfortschritten beizutragen, die die Gesellschaft tiefgreifend zum Besseren zu verändern helfen würden.

Ähnlich wie viele junge Sozialwissenschaftler meiner Zeit habe ich damals an bestimmte theoretische Erklärungsansätze angeknüpft, habe mit dem einschlägigen ‚Instrumentenkasten‘ zusammen mit anderen empirisch zu forschen begonnen, meine Befunde in Form von Texten – Interview- und Beobachtungsprotokollen - festgehalten, Texte anderer - Dokumente oder konkurrierende, Interpretationsangebote - zusätzlich genutzt, mein theoretisches und methodisches Instrumentarium im Laufe meiner wissenschaftlichen Arbeit weiter verfeinert und entwickelt. Sozialwissenschaftler machen so aus Texten neue Texte in der Absicht, so in öffentliche Debatten einzugreifen. Solches Schreiben ist zunächst einmal immer Teil eines Verstehensprozesses, eines Versuchs der Selbstverständigung, um die Welt zu bewältigen, mit der man sich immer wieder neu konfrontiert sieht und in der man sein eigenes Leben führen will. Cornelius Castoriadis hat in seinem Entwurf einer politischen Philosophie mit Recht darauf hingewiesen, dass es hierzu zunächst einmal eines Anstoßes bedarf.<sup>117</sup> Um Verstehen zu wollen, muss einem zunächst einmal die Welt, in die man hineingeboren und –sozialisiert worden ist – nicht aber geworfen, wie Hannah Arendt (2002, 470) zu Recht gegen Martin Heidegger einwendet – anstößig geworden sein. Erst dann geht es darum neu, und schließlich immer wieder von Neuem verstehen zu wollen. *Zu schreiben kann erst beginnen, wem die Realität nicht selbstverständlich ist*, sagt die Schriftstellerin Christa Wolf in ihrem Essay Lesen und Schreiben (1989a, 36).

Verstehen meine ich hier in exakt dem Sinne, in dem Hannah Arendt in dem berühmten Gaus-Interview vom 28.10. 1964 davon gesprochen hat. Sie hat damals gesagt:

*Ich muss verstehen. Zu diesem Verstehen gehört bei mir auch das Schreiben. Das Schreiben ist Teil in dem Verstehen (...) Wenn es mir dann gelingt, es im Schreiben adäquat auszudrücken, bin ich auch wieder zufrieden. (...) Ich selber wirken? Nein, ich will verstehen. Und wenn ande-*

---

<sup>116</sup> Siehe dazu, auch im Hinblick auf meine persönlichen Erfahrungen an einer *Fakultät der gefährlichen Möglichkeiten*, Rainer lichte und Wilfried Kruse 2018 oder auch meinen eigenen Rückblick (Martens 2018).

<sup>117</sup> Castoriadis (1984, 557) argumentiert, dass wir im Grunde erst dann denken wenn wir *eine Wahrheit ins Auge fassen, die (...) sich nach etwas anderem richten müsste als den* durch die Gesellschaft als imaginäre Institution gesetzten *Erfordernissen eines kohärenten Diskurses* beziehungsweise *den Gestalten und Dingen*, wie sie von unseren gesellschaftlich instituierten *Vorstellungen* und den *gesellschaftlich imaginären Bedeutungen, die sie so sein und zusammen sein lassen*, getragen werden.

*re Menschen verstehen, im selben Sinne, wie ich verstanden habe – dann gibt mir das eine Befriedigung, wie ein Heimatgefühl.*

Bei Arendt lässt sich hier grundlegendes über das Verhältnis von Beobachten und Handeln lernen, genauer über das von wissenschaftlichem Erkennen, philosophischem Verstehen und politischem Handeln. Sie hat zunächst einmal Recht damit, wenn sie in dem gleichen Gespräch feststellt, dass viele männliche Intellektuelle, vielleicht die meisten – und jedenfalls die Mehrzahl derer, über die ich mich unter diesem Blickwinkel kompetent aus eigener Erfahrung heraus äußern könnte -, zugleich der Auffassung gewesen sind, über das Verstehen hinaus zugleich auch am Prozess politischer Gestaltung teilhaben, ja ihn nach Möglichkeit entscheidend voranbringen zu können. Insbesondere in den ‚wilden 1970er Jahren‘ habe ich viele junge Wissenschaftler\*innen erlebt – und mich ihnen auch mehr oder weniger zugeordnet -, die ihre wissenschaftliche Arbeit ziemlich unmittelbar auch als politische Arbeit angesehen haben. Die wissenschaftliche Arbeit, die meiner Kollegen und auch meine eigene, war damals also in hohem Maße politisch überformt. Es hat einige Zeit gedauert, bis sich daraus unterschiedliche Selbstverständnisse entwickelt haben. Es gab die, die direkt in die Politik gewechselt sind, die, die sich auf der anderen Seite zunehmend nur noch als Wissenschaftler definiert und vornehmlich auf ihre innerwissenschaftlichen Karrieren orientiert haben, und schließlich auch einige, die ihre Wissenschaft vor allem für die Gesellschaft, und folglich stets in einem engen Bezug zur außerwissenschaftlichen Praxis betrieben und stetig zu verbessern versucht haben.

An dieser Stelle sind allerdings zunächst zwei theoretisch vertiefende Überlegungen wichtig: Zum ersten kommt hier sofort die Wissenschaftsgläubigkeit unseres Zeitalters ins Spiel, zusammen mit einer damit eng verschränkten Fortschrittsgläubigkeit. Die Vorstellung einer letztlich wissenschaftlich-technisch gänzlich beherrschbaren Welt ist ein zentrales Moment der uns beherrschenden, selbstgemachten und zur Ideologie gewordenen Vorstellungen von unserer Welt. Wissenschaft als Religion eben.<sup>118</sup> Zum zweiten gilt es, sich den Unterschied zwischen Wissenschaft und Wissenschaftspolitik klar zu machen. Als Wissenschaftler auch Wissenschaftspolitik betreiben zu wollen, ist ein sehr schwieriges Geschäft. Einerseits hat man als Wissenschaftspolitiker nur durchaus begrenzte Möglichkeiten, solange man dabei immer noch primär im Wissenschaftsbetrieb verankert ist und bleiben will. Andererseits läuft man aber auch Gefahr im Wissenschaftsbetrieb selbst an Einflussmöglichkeiten zu verlieren. Betreibt man als Wissenschaftler Wissenschaftspolitik, tritt die eigene wissenschaftliche Arbeit zwangsläufig in den Hintergrund – zumindest für mehr oder weniger lange Zeit. Und spätestens dann, wenn für die Wissenschaftlerkollegen sichtbar wird, dass der eigene wissenschaftspolitische Einfluss an Grenzen stößt und folglich kaum mehr besonderen Zugang zu Ressourcen und Renommee verspricht, kann das zum Problem werden. Die Rückkehr solcher Wissenschaftspolitiker in den Wissenschaftsbetrieb ist in der Regel nicht einfach.

---

<sup>118</sup> Siehe dazu Martens 2022a.

Es geht hier nicht zuletzt um eine klare analytische Unterscheidung von Beobachter- und Politikerrolle, die sich beide in der Praxis zeitweilig vermischen können. Für die, die als Wissenschaftler um politische Einflussnahmen bemüht sind, geht es weiterhin um ein angemessenes Verständnis des politischen Prozesses in den liberalen Demokratien, die bis heute als das am weitesten fortgeschrittene Ergebnis des demokratischen Projekts der Moderne gelten dürfen, das mit amerikanischer und französischer Revolution in unsere Welt gekommen ist. Auf mein eigenes Verständnis davon, welches ich im Anschluss an Arendt entwickelt habe, komme ich im Weiteren noch näher zu sprechen.

Ein dritter, äußerst wichtiger Punkt kommt aber noch hinzu: wissenschaftliche Arbeit zielt auf Erkenntnis ab. Arendts Forderung, zu verstehen aber hat immer auch eine philosophische Dimension, wie sie selbst in ihrem Denktagebuch überzeugend dargelegt hat. Dort hat sie zwischen der Wissenschaft und der *Philosophie* oder dem *freien Denken* scharf unterschieden und geschrieben (Arendt 2002, 261).

*Das Denken entsteht im Element des Nicht-Wissbaren. (...) Weil sie des gleichen Geistes Kinder sind, sind Wissenschaft und Religion gleich feindlich dem Denken. Denn das Denken ist die originale Tätigkeit des Menschen im Felde des Nicht-Wissbaren. (...) Denken, da es nicht wissen kann, ist nicht bedingt durch die Objekte des Wissen-Wollens. Als solches ist es die einzige wirklich ‚unbedingte‘ Tätigkeit und Quelle der Freiheit.*

Und sie hat in diesem Zusammenhang weiter festgehalten, dass sich das freie Denken zum Handeln gerade so verhalte, wie die Wissenschaft zum Tun. Das freie Denken, sei *von vorneherein als Dialogisch-mit-sich-selbst-Sein auf andere bezogen*. Es müsse deshalb *kommunikativ sein – was Wissenschaft nicht nötig habe* (a. a. O. 283). Weiter gilt dann ihr zufolge, dass *freies Denken und Handeln (...) Sinn kreieren*.<sup>119</sup> „*Handeln ist ‚praktisches Denken‘, Denken ist ‚vernehmendes‘ (Vernunft) nämlich ‚Sinn vernehmendes‘ oder sinnendes Handeln* (S. 283f). Damit aber sind wir erneut bei der systematischen Unterscheidung von Wissenschaft und Politik.<sup>120</sup>

Nach diesem Zwischenschritt kann ich zur Praxis der Intellektuellen heute zurückkehren. Es geht für den Intellektuellen bei seinem Schreiben um wirklich sehr viel, fast möchte man sagen um alles: Als Wissenschaftler arbeitet man daran, Erkenntnis zu gewinnen – und gewöhnlich benötigt man einige Zeit, um zu entdecken, dass alle solche Erkenntnis relativ und vorläufig ist, dass wir uns in der Wissenschaft also von Irrtum zu Irrtum emporarbeiten – und nie endgültig ankommen werden. Als philosophischer Kopf, einerlei ob er nun Wissenschaft oder Wissenschaftspolitik betreibt, geht es deshalb auch immer darum, zum einen dies, zum anderen aber auch sich

---

<sup>119</sup> Wobei in der bei ihr problematisch strikten Trennung von Arbeiten, Herstellen und Handeln eben das Handeln der Sphäre der Politik vorbehalten ist, also in der Sphäre von Arbeit und Wirtschaft - und wohl auch Wissenschaft -, wo es um das Herstellen oder das Tun geht, nichts zu suchen habe (kritisch dazu Martens 2008, aber auch De LA Rosa 2014).

<sup>120</sup> Aber auch bei Arendts These, dass die klassische Form des Philosophierens zu ihrer Zeit an ihr Ende gekommen sei, weshalb sie sich als Politikwissenschaftlerin verstanden hat, ihre eigene Wissenschaftspraxis aber stets nur als eine zutiefst philosophisch fundierte Praxis betreiben konnte.

selbst zu verstehen. Man ist dazu herausgefordert, sich immer wieder mehr Klarheit über die Motive zu verschaffen, die einen selbst in seiner wissenschaftlichen wie politischen Arbeit vorantreiben. Pierre Bourdieu kritisiert völlig zu Recht, wie viele seiner Kollegen die Herausforderung hierzu immer wieder ignorieren. In einem Interview aus dem Jahr 1984 hat er dazu gesagt:

*Ich muss sogar gestehen, dass ich immer wieder von der ein wenig indozenten Naivität erstaunt und bisweilen schockiert bin, mit der die Spezialisten der Reflexion, die die Intellektuellen doch sind, ihre sozialen Antriebe ignorieren. Ich kann nicht umhin, darin einen professionellen Fehler zu sehen (Bourdieu 2005, 91).*

Ist man sich zugleich des Umstands bewusst, dass man zwar über die ‚spontanen Philosophien‘, die man dann in seinen inneren Motiven finden wird, hinauskommen kann, dass zugleich jedoch die Vorstellung irrig ist, mit dem eigenen philosophischen Denken am Ende zu gültigen Antworten auf die Sinnfragen zu gelangen, mit denen man es als Philosoph zu tun hat<sup>121</sup>, dann kommt man zwingend zu einer Einsicht, die ein anderer, nämlich Helmuth Plessner sehr zutreffend wie folgt beschrieben hat: Die Philosophie ist nicht klüger als die Politik. Beide haben dasselbe Gesichtsfeld, *das in ein unergründliches wohin geöffnet ist, aus dem Philosophie und Politik im wagenden Vorgriff (...) den Sinn unseres Lebens gestalten*. Plessner formuliert diese Überlegung im Horizont unserer liberalen Demokratie, also in der Überzeugung, dass es wissenschaftliche und politische Eliten sein müssen, die diesen *wagenden Vorgriff* auf Grundlage eines Weberianischen Politikverständnisses und unter Beachtung einer entsprechenden Verantwortungsethik auf sich nehmen müssen.<sup>122</sup>

Im Unterschied zu Plessner vertritt die radikale Demokratin Hannah Arendt die Auffassung, dass (politische) Macht aus dem Zusammenhandeln der Vielen entspringt – und sie betont, dass dies geordnet zu ermöglichen das Versprechen unseres demokratischen Projekts der Moderne sei. Sie setzt darauf, dass die geeignete politische Form, in der dies – institutionell befestigt – unter aktiver Beteiligung potenziell aller Bürgerinnen und Bürger einer Gesellschaft, ermöglicht wird, also als deren Lebensform, noch gefunden werden kann. Folgerichtig setzt sie politisch auf die Vielfalt der Meinungen und einen politischen Prozess unter aktiver Beteiligung potenziell aller<sup>123</sup>,

---

<sup>121</sup> Wenn Hannah Arendt (2002, 162) im Zusammenhang einiger Ausführungen zur *Herrschaft* als *eines der Laster der Einsamkeit* schreibt: *Der Philosoph ist herrschsüchtig, weil er über das Meinungschaos Gewalt haben will*, zielt sie letztlich auf die gesamte abendländische politische Philosophie im Anschluss an Platon, der bekanntlich einen Philosophenkönig an die Stelle zufälliger demokratischer Mehrheitsbildungen setzen wollte. Sie argumentiert dann weiter, dass es nur *zwei reine Typen des Einsamen* gebe: *den Tyrannen und den Philosophen*. Zur systematisch-kritischen Auseinandersetzung mit der politischen Philosophie bei Platon – und dagegen Aristoteles –, sowie im Anschluss an beide auch bei Marx siehe Jacques Rancière 2002.

<sup>122</sup> Ich zitiere Plessners Überlegungen aus seiner Arbeit *Macht und menschliche Natur* hier nach Saf-ranski 1999, 147 Zu meiner kritischen Auseinandersetzung mit dem Politikverständnis Plessners, im Vergleich zu dem Hannah Arendts; siehe Martens 2016, 120 bis 149.

<sup>123</sup> Folgerichtig findet sich im Denktagebuch folgende kritische Bemerkung: *Politik eine Sache von Experten, der der Bürger entraten kann. Darauf läuft die gesamte Tradition des politischen Denkens des Abendlandes hinaus, Marx inclusive!* (Arendt 2002, 115).

in dem es darauf ankommt, im Wege von deren Austausch und Abgleich unterschiedliche Einzel- und Gruppen- oder auch Klasseninteressen zu ‚übersteigen‘<sup>124</sup> – und setzt philosophisch auf das Denken als die schon zitierte freie, spontane Tätigkeit, zu der wir alle begabt sind. Folgerichtig begegnet sie den Philosophen als den *berufsmäßigen Denkern* mit Distanz. Sie hat konsequenter Weise auch eine Professur abgelehnt, als ihr diese angeboten worden ist (Prinz 2012, 176).<sup>125</sup> Noch weitergehend hat sie im Übrigen die These vom Ende der klassischen Form der Philosophie überhaupt vertreten. In ihrem letzten großen Werk *Vom Leben des Geistes* findet sich dazu der Satz:

*Ich bin eindeutig denen beigetreten, die jetzt schon einige Zeit versuchen, die Metaphysik und Philosophie mit allen ihren Kategorien, wie wir sie seit den Anfängen in Griechenland bis auf den heutigen Tag kennen, zu demontieren (Arendt 1979, 207).*

Diese Haltung Arendts findet bei ihr meines Erachtens nicht zuletzt ihre tiefere Begründung in der Kritik eines kommunikationslos auf sich selbst und seine inneren Dialoge fokussierten Denkens, einem Problem, das auch Camus in seinem unvollendet gebliebenen autobiographischen Roman *Der erste Mensch* ganz ähnlich reflektiert. In seinen Notizen und Plänen dazu notiert er zu seiner Hauptperson Jacques: *Man kann nicht mit der Wahrheit leben - "wissend" -, wer es tut, sondert sich von den anderen Menschen ab, er kann nicht mehr an ihrer Illusion teilhaben. Er ist ein Monstrum – und eben das bin ich (Camus 2003, 254).* Arendts letztlich zentrales Argument dafür, sich selbst als Politikwissenschaftlerin zu begreifen lautet aber, *dass mit fortschreitender Zivilisation die menschlich-politischen Verhältnisse von steigender Bedeutung für alles Denken werden, und zwar in dem Sinne, dass sie dauernd mitberücksichtigt werden müssen.* (Arendt 2002, 495).

Die Kritik eines philosophischen Denkens, das gegenüber dem *Meinungschaos Gewalt haben will*, verhält sich komplementär zu diesem Politikverständnis. Ganz früh fragt Arendt in ihrem Denktagebuch: *gibt es ein (philosophisches H. M.) Denken, das nicht tyrannisch ist (Arendt 2002, 45).* Und bei den schon auszugsweise zitierten Passage zur Einsamkeit des Philosophen findet sich folgerichtig auch die Feststellung, dass er sich zugleich *aus allen Antworten der Menschen herauszuhalten* suche, zugleich aber *in den an sich freien Geist den Zwangscharakter der Logik* bringe,

*sodass er nun in jedem Menschen im Inneren seinen eigenen Tyrannen schafft, der ihm sagt, was er denken und was er nicht denken darf. Erst wenn die Logik als Zwang die Menschen in ihrer Gewalt hat, denkt in je-*

---

<sup>124</sup> Siehe dazu Brokmeier 1994, 168f, der unter Bezugnahme auf Delbert Barley (1990, 99), schreibt: *Die Motive und Interessen der Akteure und sonstigen Beteiligten beeinflussen hierbei permanent das ganze Geschehen, determinieren es jedoch nicht. vielmehr „übersteigt. Die Politik als Ort der Aktualisierung von Freiheit als Medium des Unfassbaren ‚Wer‘, als der Raum der Entstehung von Macht und der Bestätigung der Realität der Welt und der eigenen Identität alle jene konkreten Ziele, Interessen und Motive der Handelnden.*

<sup>125</sup> Alois Prinz (a. a. O.) schreibt, dass ihr 1954 von der University of California in Berkeley eine Professur angeboten worden sei, die sie ausgeschlagen habe.



*dem Menschen scheinbar der Mensch. Das ist der Sieg der Philosophen – und das Ende des Denkens als freier, spontaner Tätigkeit* (a. a. o. 162).

Friedrich Nietzsches Kritik an geschlossenen philosophischen Systemen<sup>126</sup> oder auch sein Satz, dass jede Philosophie – als das Denken eines einsamen Denkers - im Grunde eine versteckte Biographie sei, könnte man hier anschließen. Andererseits kann es schon zu denken geben, das am ehesten bei Philosophen, und bei Schriftstellern, die stetig neue Reflexion auch auf die eigene Biographie – das Werden des Selbst, zu dem man sich gemacht hat also -, eine größere Rolle spielt, während es im gewöhnlichen Alltagsleben normalerweise eher ein blinder Fleck, oder der unserem Blick entzogene ‚tote Punkt‘ bleibt. Ich möchte diesen Aspekt ein wenig vertiefen.

Ist man aber neben der wissenschaftlichen und der philosophischen Arbeit auch noch dazu motiviert und immerhin ein wenig begabt, sich auch literarisch schreibend künstlerisch mit seiner Welt auseinanderzusetzen, kommt auch noch eine Praxis des schöpferischen Gestaltens hinzu. Solches Schreiben ist zugleich eine *Möglichkeit, intensiver in der Welt zu sein, als Steigerung und Konzentration von Denken, Sprechen und Handeln*. Christa Wolf (1989b, 324f), die das so formuliert hat – das vollständige Zitat habe ich diesem Essay ja vorangestellt – spricht in diesem Zusammenhang in Bezug auf die schriftstellerische Arbeit von einer *Suche nach einer Methode, unserer sozialen Wirklichkeit gerecht zu werden*. Sie bezeichnet diese Methode *-vorläufig - als subjektive Authentizität*. Wahrhaftigkeit sei dabei immer schon vorausgesetzt. Dann aber – so formuliert sie an anderer Stelle in ihrer Rede anlässlich der Verleihung des Büchnerpreises – *scheine es merkwürdigerweise (...) die Sprache der Literatur zu sein, die der Wirklichkeit des Menschen heute am nächsten komme*. Der tiefere Grund hierfür aber, liege im moralischen Mut zur Selbsterkenntnis<sup>127</sup>

Ich denke, dass man an einigen Großen, an denen man sich orientieren kann, zu sehen ist, dass erst die Verknüpfung vom *literarischen Philosophen* und *philosophischen Literaten* dazu führt, dass die schreibende Bewältigung von Welt und zugleich des eigenen in der Welt Seins sozusagen zu einem Zustand wird. Autoren, die ich hier zuordnen würde, (Michel de Montaigne, Denis Diderot, Albert Camus, als mir besonders wichtige und herausgehobene Beispiele), können das Schreiben nicht lassen, setzen immer wieder neu an, reflektieren die *conditio humana* immer wieder auch im Hinblick auf die eigene Lebensführung. Aber das gilt selbstverständlich auch für diejenigen, die primär philosophische oder aber literarische Köpfe sind – so etwa Michel Foucault oder Hannah Arendt auf der einen, Heinrich Heine oder Christa Wolf

---

<sup>126</sup> *Ich misstraue allen Systematikern und gehe ihnen aus dem Weg. Der Wille zum System ist ein Mangel an Rechtschaffenheit* schreibt er äußerst zugespitzt in der *Götzendämmerung* (hier zitiert nach Nietzsche 2011,100).

<sup>127</sup> Wörtlich führt sie dazu als Begründung an, *vielleicht* sei dies so, *weil immer moralischer Mut des Autors – der zur Selbsterkenntnis – in Literatur eingehe, vielleicht* aber auch, *weil Übereinkünfte in ihr festgeschrieben sind, die – mühselig genug, gefährdet genug und immer wieder verletzt – doch über die Jahrhunderte hin jenes Gewebe schufen, das wir „Gesittung“ nennen* (Wolf 1989c, 166f).

auf der anderen Seite. Die, die mich hier vornehmlich interessieren, sind diejenigen, die solche Praxis stets mit ihrem intellektuellen Engagement verknüpft haben, an dem sie, unbeschadet aller Erfahrungen eines erfolgreichen Scheiterns, festgehalten haben. Es gibt daneben aber auch diejenigen *philosophischen Literaten* und *literarischen Philosophen*, die den Anspruch des gesellschaftspolitisch engagierten Intellektuellen weit von sich gewiesen haben. Friedrich Nietzsche wäre hier an herausragender Stelle zu nennen.

Die Wahrscheinlichkeit, der wiederholten Ernüchterung in Prozessen einer gesellschaftspolitisch engagierten intellektuellen Praxis ist groß. Man bedarf daher immer wieder seiner eigenen überschießenden Motive. Nur so kann man der Vorstellung folgen, durch die eigene intellektuelle Praxis zur Verbesserung der Welt beizutragen. Man wird sich dann immer wieder ernüchert eigener Unzulänglichkeiten oder auch Irrtümer bewusst werden. Aber man macht dennoch weiter, denn das steht fest: man will sich der Dienstpflicht gegenüber der eigenen Zeit nicht entziehen. Aber die ganz großen, die in seltenen Fällen große, wenn auch begrenzte gesellschaftliche Veränderungsprozesse mit vorangetrieben, dabei ihre Erfahrungen der Ent-Täuschung und Ernüchterung gemacht und dennoch nie aufgegeben haben, haben am Ende noch immer festgestellt, dass sie nicht sagen können, was sie tatsächlich bewirkt und vollbracht haben. Man selbst, der man sicherlich nur sehr viel bescheidenere Ergebnisse der eigenen Anstrengungen vorweisen kann, muss, wenn man vor sich selbst ehrlich bleiben will, einräumen, dass die eigenen Anstrengungen nie allein so hehren Zielen verpflichtet gewesen sind, wie wir sie vielleicht bei einigen der Großen gerne unterstellen, an denen wir uns orientiert haben, Es ist immer auch ein Kampf um persönliche Anerkennung gewesen, in den wir da verstrickt gewesen sind, oft so auch einer um die persönliche Profilierung in der Auseinandersetzung mit Anderen.

### III.

Damit bin ich wieder bei dem Motiv angelangt, das mich zu diesen Reflexionen veranlasst hat. Ich bin als Sozialwissenschaftler in einem eher grenzgängerischen Verhältnis zu meiner Spezialdisziplin leidlich erfolgreich gewesen. In meiner seitherigen nachberuflichen Praxis ist es mir dann nicht gelungen, mit grundlagentheoretischen, auch philosophisch besser fundierten und schließlich auch literarischen Arbeiten über den Rahmen spezialdisziplinärer Veröffentlichungen mit kleinen verkauften Auflagen hinauszugelangen. Von jenen *letzten Weihen*, von denen Camus in dem diesem Essay vorangestellten Zitat spricht, bin ich meilenweit entfernt – und auf die habe ich auch nie gehofft: Vielleicht hat mich aber doch die vage Aussicht auf eine immerhin etwas größere Resonanz angetrieben, als nur die die in einem engen, und für gewöhnlich mehr oder weniger selbstgenügsamen, spezialdisziplinären Rahmen. Aktuell habe ich gerade wieder die immer noch durchaus schmerzliche Erfahrung erfolgreichen Scheiterns zu verarbeiten. Ich sah mich danach dazu genötigt, meine eigene Bilanz nach mehr als fünfzig Jahren beruflicher und nachberuflicher Praxis erneut, nicht nur einmal mehr ent-täuscht und ernüchert sondern einigermassen nüchtern, zu

überprüfen. Dabei gilt es, sich die Bedingungen, denen man zu seiner eigenen Zeit unausweichlich unterworfen (gewesen) ist, klar zu machen.

Wenigstens ein ganz knappes Resümee in Bezug auf meine intellektuelle Arbeit der vergangenen Jahrzehnte ist an dieser Stelle also angebracht. Ich habe mich als junger Sozialwissenschaftler in den „wilden 1970er Jahren“ von Vorstellungen leiten lassen, die jenen, von denen sich die Schriftstellerin Christa Wolf im zweiten der diesem Essay vorangestellten Zitate zwanzig Jahre später verabschiedet hat, durchaus ähnlich gewesen sind. Auf der Suche nach dem, was ich mir seinerzeit, damals deutlich hegelmарxistisch geprägt, unter der Arbeiterklasse vorgestellt habe, habe ich mit meiner politisch stark überformten empirischen Arbeitsforschung begonnen. Meine Adressaten sah ich nie primär im Wissenschaftsbetrieb. Ich suchte sie in den gesellschaftlichen Praxisfeldern, denen ich für eine Veränderung unserer Gesellschaft besondere Bedeutung beigemessen habe. Es hat einige Zeit und mehrere Forschungsprojekte gebraucht, bis ich mir der Grenzen meiner wissenschaftlichen Arbeit, und zugleich der spezifischen Beobachterrolle, die die ich mich mit ihr begeben hatte, hinreichend klar bewusst gewesen bin. Damit veränderten sich auch meine Vorstellungen von als realistisch erachteten gesellschaftspolitischen Reformprojekten, denen ich weiterhin zuarbeiten wollte. Eine weitergehende Demokratisierung unserer Gesellschaft, insbesondere auch in der Sphäre von Arbeit und Wirtschaft, wurde zunehmend mein Thema. Hoffnungen auf deutliche Fortschritte, Erwartungsenttäuschungen und Anstrengungen zu einer besseren grundlagentheoretischen, aber auch philosophischen Fundierung der Anstrengungen in meiner wissenschaftlichen Arbeit folgten wechselnd aufeinander. Meine thematischen Schwerpunkte konnte ich erweitern. Zugleich hatte ich an dem Ort, an dem ich forschte, das Glück, mir wichtige Kontinuitäten wahren zu können. Gesellschaftliche Krisenentwicklungen, die sich in den beiden letzten Jahrzehnten zunehmend vor uns auftürmen, haben mich schließlich mit Nachdruck dazu veranlasst, erneut an radikalere Reformvorstellungen anzuknüpfen, die zu Beginn meiner Wissenschaftlerlaufbahn für mich wichtig gewesen sind – allerdings nicht wieder in der früheren Weise. Mein Leitthema könnte man heute, anknüpfend an Albert Camus, mit „Demokratie als Revolte“ umschreiben (Pausch 2017). Eigene philosophische Anstrengungen sind für mich noch einmal wichtiger geworden. Hinzugekommen sind, nicht zuletzt als Möglichkeit verdichteter Reflexion, literarische Arbeiten. Durchgehalten hat sich, unbeschadet aller Ernüchterungen, mein Anspruch auf intellektuelles Engagement in der und für die Gesellschaft.

Wachsende Krisendrohungen, aber auch Ent-Täuschungen und Ernüchterungen im Blick auf die geringe Resonanz der eigenen Arbeiten, könnten einem manchmal entmutigen. Die Reflexionen einiger ‚Großer‘, an denen man sich immer wieder, wie an Leuchttürmen, orientieren konnte, sind dann von Nutzen.<sup>128</sup> Denis Diderot ist zu

---

<sup>128</sup> Christa Wolf, die ich in diesem Essay ja wiederholt zitiert habe – mit Aussagen, die sie 1972 sicherlich noch in enger Verbundenheit mit der DDR als ihrem Staat gemacht hat, und mit solchen, die nach deren Implosion in einem selbstkritischen Rückblick bis an die Grenzen der noch erträglichen Schmerzen gegangen sind – hat das literarisch gestaltete Nachdenken über den eigenen Lebensweg

seiner Zeit der gedanklichen Vorbereitung und der ersten praktischen Schritte in unser Demokratisches Projekt der Moderne fraglos einer der herausragenden und radikalsten Vordenker einer bürgerlichen Revolution gewesen. Für Hans Magnus Enzensberger ist mit ihm

*die Figur des Intellektuellen an einem konkreten Ort entstanden: bei ‚Monsieur Denis Diderot, Rue Taranne, Paris‘, jedoch nicht, um sich hier hinter Büchern vor der Welt zu verstecken: ‚Es machte ihm kein Vergnügen, in der Isolation zu arbeiten; er suchte Leute seinesgleichen, so viele er finden konnte, um gemeinsame Projekte herum zu organisieren. Er hat also nicht nur die Figur des Intellektuellen erschaffen, sondern auch eine frühe Form ihrer Vergesellschaftung (zitiert nach Borek 2000, 137f).*

Auf die Frage nach seinen Unterstützern unter den Mächtigen - *Waren sie alle blöd, oder waren sie heimliche Aufklärer?* - lässt Umberto Eco Diderot in einem fiktiven Gespräch erwidern:

*Weder das eine noch das andere. Sie waren Männer und Frauen ihrer Zeit, sie lebten in den Widersprüchen einer spätfeudalen Gesellschaft, die sich zu industrialisieren begann. Ich hatte eine Aufgabe, und vielleicht war das mein einzigstes Verdienst: Diese Widersprüche tanzen zu lassen und auf ihnen zu tanzen und sie auszunutzen. Die Wege der Freiheit sind unendlich.*

Und auf die weitere Frage: *Demnach waren sie, der schlimme Zerstörer, ein Mann der Macht?* lässt er Diderot sagen:

*Ein Werktätiger der Kulturindustrie. Ich lebte innerhalb der Macht, denn draußen zu bleiben hätte nur dazu gedient, mein schlechtes Gewissen zu besänftigen. Wenn sie mir ein Verdienst zusprechen wollen: Vielleicht war ich der erste Intellektuelle, der die neue Machtstruktur begriffen hatte, mit der es von nun an jeder Intellektuelle zu tun haben sollte (Borek 2000, 138, Hervorhebung im Original).*

Diderot, herausragender Kopf der ‚Philosophenfraktion‘ unter den französischen Aufklärern ist sich zweifellos der Grenzen seiner Handlungsmöglichkeiten als intellektueller sehr bewusst gewesen.<sup>129</sup> Aus St. Petersburg – möglicherweise auch ernüchtert von seinen scheiternden Bemühungen, auf die Politik seiner Mäzenin Katharina der Großen beratend Einfluss nehmen zu können, also nicht nur im Blick auf sein bereits fortgeschrittenes Alter, schreibt er etwa an seine Frau in Paris.

---

mit seinen Hoffnungen und Irrtümern nicht zufällig in Los Angeles, der *Stadt der Engel*, angesiedelt, wo viele bedeutende deutsche Schriftsteller, die vor dem Nationalsozialismus hatten fliehen müssen, während der Zeit ihres Exils gelebt haben.

<sup>129</sup> Pierre Lepape(1994, 430) zitiert ihn mit dem Satz: *„Die Welt ist das Haus des Starken. Erst am Ende werde ich wissen, was ich in dieser großen Spielhölle, in der ich mit dem Würfelbecher in der Hand - tesseras agitans – etwa sechzig Jahre verbrachte, verloren oder gewonnen habe; aber ich denke, er war zu sehr Skeptiker, um mit Zuversicht von einem solchen Wissen ausgehen zu können.*

*Nichts ist widersinniger als ein Greisenalter, das sich unaufhörlich zu schaffen macht. Die Seele des alten Menschen muss ebenso ruhig in seinem Körper sitzen, wie sein Körper in seinem großen Lehnstuhl. Seele. Körper und Lehnstuhl bilden in diesem Falle ein harmonisches Ganzes (Diderot 1984, 404).*

Das Bild vom Ohrensessel würde man heute sicherlich nicht mehr verwenden. Auch leben wir in einer Zeit, von der der Schauspieler Henry Hübchen gemeint hat, man erlebe heute mit 74 Jahren, was es zwei Generationen zuvor bedeutet habe 47 Jahre alt zu werden. Das ist ein wenig euphemistisch, auch wenn wir heute im Durchschnitt älter werden und länger leistungsfähig bleiben mögen – allerdings sehr in Abhängigkeit davon, welcher Erwerbstätigkeit wir nachgehen konnten, wie groß dabei der körperliche Verschleiß gewesen ist. Doch unser Leben ist und bleibt endlich und es ist *zu kurz*, so die Lyrikerin Wislawa Szymborska in ihrem Gedicht *Das kurze Leben unserer Ahnen -*, um ihm etwas hinzuzufügen.

Auf jeden Fall gilt es aber, sich bewusst zu sein, dass man lebenslang unterwegs und dass der Weg das Ziel ist. Also sollte man, Intellektueller oder nicht, auch bewusst weiter unterwegs bleiben. Man wird, bestenfalls, auf die eine oder andere Weise ‚erfolgreich scheitern‘ In Bezug auf manche Große, wie etwa Diderot als den Kopf der Philosophenfraktion, die sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts im Pariser Salon des Baron De Holbach getroffen haben, wird man mit Phillip Blom sagen müssen, dass Sieger anders aussehen. Oder man wird mit Camus auf die die unausweichliche Vorläufigkeit und Begrenztheit aller uns möglicher Erfolge verweisen. Für Diderot und dessen Philosophenfraktion kann man aber auch sagen:

*Der Umsturz, der hier vorbereitet wurde, zielte auf die Fundamente des abendländischen Denkens (Blom 2010,13), und der Krieg, in dem (die radikalen Aufklärer) kämpften, tobt noch immer, ein Krieg um die Träume unserer Zivilisation, die so viel großzügiger, luizider, humaner sein könnte, als sie es heute ist (Blom 2010, 25).*

Phillip Bloms Fazit fällt nüchtern aus, aber seine Analyse zielt darauf ab, die *vergesene Aufklärung* neu in Erinnerung zu rufen. Die Risiken des Scheiterns dieses Menschheitsprojekts mögen heute größer sein, als sie Diderot, der sich ihrer durchaus bewusst gewesen ist, zu seiner Zeit schon vor Augen hatte. Wir sind jedenfalls mit einer massiven Krise unseres demokratischen Projekts der Moderne konfrontiert (Martens 2022b). *In der „Natur der Dinge“ oder in der biologischen „Natur des Menschen“* jedenfalls *liegt der Humanismus nicht. Er wird uns nicht angeboren.*<sup>130</sup> Die Gedanken an die damit angedeuteten ganz großen Scheiternsrisiken mag man nicht

---

<sup>130</sup> Christa Wolf (1989a,44) hat im Zusammenhang mit diesem Satz in ihrem Essay Lesen und Schreiben an gleicher Stelle schon 1972 formuliert: *Um einen innersten Verdacht auszusprechen vielleicht liegt den Menschen, die heute existieren, nicht wirklich – oder nicht genug – daran, als Gattung zu überleben; vielleicht genügt ihnen die Aussicht auf ein relativ ungestörtes Dasein für ihre eigene Lebensdauer.* Angesichts der sich aktuell immer höher vor uns auftürmenden multiplen Krisendrohungen und eines Erschreckens über die ‚Macht der Gewohnheit‘ als einer sozialen Schwerkraft, die prinzipiell möglichen durchgreifenden Veränderungen entgegensteht, kommt mir dieses Zitat in jüngerer Zeit wiederholt in den Sinn.

gerne an sich heranlassen. Man müht sich vielmehr, seinen höchst bescheidenen Beitrag dazu zu leisten, dass sie nicht Wirklichkeit werden, und gegenüber den wenigen ganz Großen, bei denen man dazu Orientierung sucht, wird man sich höchst bescheiden weit nachordnen.

Zugleich hat man reichlich mit seinen höchst persönlichen Scheiternserfahrungen zu tun – und man weiß: das eigene erfolgreiche Scheitern – im besten Fall - findet auf einem weitaus niedrigen Niveau statt. Man führt dabei als intellektueller immer auch einen Kampf um persönliche Anerkennung durch andere. Er ist Teil des Ringens um gesellschaftliche Resonanz. Insoweit geht es also immer auch um einen Kampf um Anerkennung, so wie ihn jeder Mensch in seinem sozialen Umfeld führt. Meine Ernüchterung nach den beiden letzten Jahrzehnten ist also einerseits nachvollziehbar. Die Resonanz, die ich erreichen konnte, ist deutlich begrenzt. Aber da geht es mir ja so, wie den meisten. Gemessen an meinen eigenen Ansprüchen könnte ich sagen, ich bin gescheitert. Denke ich darüber aber genauer nach, so muss ich sagen, ich bin erfolgreich gescheitert. Und daraus kann ich die Kraft ziehen, mit meinen begrenzten Möglichkeiten meinen Weg weiterzugehen.

## Literatur

- Abelshausen, W. (2009): Nach dem Wirtschaftswunder. Der Gewerkschafter, Politiker, Unternehmer Hans Matthöfer, Bonn
- Adorno, T.W., Jaerisch, U. (1968/1972): Anmerkungen zum sozialen Konflikt heute, in: Adorno, T. W. (1972): Gesammelte Schriften 8. Soziologische Schriften 1, Frankfurt am Main, S. 177 – 195
- Arendt, E. (1980): Starrend von Zeit und Helle. Gedichte der Ägäis, München
- Arendt, H (1967): Vita activa, oder vom tätigen Leben, München
- (1974): Über die Revolution, München-Zürich
  - (1979): Vom Leben des Geistes. Das Denken. Das Wollen, München
  - (1993): Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlass, Hg. Von U. Ludz, München- Zürich
  - (2003): Denktagebuch (Hgg. von U. Ludz und I. Nordmann), 2 Bände, Zürich
  - (2004/1971): Die Lüge in der Politik, in: Vorgänge, Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik Heft 3/2004, S. 3-18; Erstveröffentlichung 1971 in New York Review of Books
- Azzelini, D. (2014): Ein Epochenbruch. Die neuen globalen Proteste zwischen Organisation
- Baldamus, W. (1960): Der gerechte Lohn. Eine industriesoziologische Analyse, Berlin
- Becker, A. (2013): Nachwort - Diderot und das Experiment des Naturalismus, in: Denis Diderot. Philosophische Schriften, Hgg. und mit einem Nachwort von Alexander Becker, Berlin, S. 205-269
- Belafonte, H. (2012): My Song, Köln
- Berger, J. (2013): Frank Schirrmachers neues Buch „Ego“ – überhaupt nicht marktkonform, <http://www.nachdenkseiten.de/wp-print.php?p016222>
- Bergmann, J.; Jacobi, O.; Müller-Jentsch, W. (1975): Gewerkschaften in der Bundesrepublik. Gewerkschaftliche Lohnpolitik zwischen Mitgliederinteressen und ökonomischen Sachzwängen, Frankfurt/Köln
- Berley, D. (1990): Hannah Arendt, Einführung in ihr Werk, Freiburg, München
- Bertaux, P. (1970): Hölderlin und die Französische Revolution, Frankfurt am Main
- Biesecker, A. (1999): Kooperative Vielfalt und das „Ganze der Arbeit“. Überlegungen zu einem erweiterten Arbeitsbegriff. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung GmbH (WZB), Paper 00504 der Querschnittsgruppe „Arbeit und Ökologie“
- Bloch, E. (1963): Tübinger Einleitung in die Philosophie, 2 Bde, Frankfurt am Main
- Blom, P. (2010): Böse Philosophen. Ein Salon in Paris und das vergessene Erbe der Aufklärung,
- Boes, A. Kämpf, T. (2011): Global verteilte Kopfarbeit. Offshoring und der Wandel der Arbeitsbeziehungen, Berlin
- Boll; M. (2012): „Autorität und Freiheit sind keineswegs Gegensätze“. Auf den Spuren von
- Borek, J. (2000): Denis Diderot, Reinbeck bei Hamburg
- Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main
- (2004): Der Staatsadel, Konstanz
  - (2005): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik & Kultur 1, Herausgegeben von Margareta Steinrücke. Hamburg
- Brandt, G. (1984): Marx und die neuere deutsche Industriesoziologie, in: ders. (Hg.) Arbeit, Technik und gesellschaftliche Entwicklung, Frankfurt am Main
- Brandt, R. (2010): Wozu brauchen wir noch Universitäten? Und welche? Festvortrag anlässlich der Verleihung des „Heidelberger Förderpreises für klassisch-philologische Theorriebildung“, am 12. Februar 2010
- (2011): Wozu noch Universitäten?, Hamburg
- Brandt, G. (1984): Marx und die neuere deutsche Industriesoziologie, in: Ders. (Hg.), Arbeit, Technik und gesellschaftliche Entwicklung, Frankfurt am Main

- Brock, A.; Hindrichs, W.; Hoffmann, R.; Negt, O.; Pöhler, WE.; Sund, O.; Welteke, R. (1969): Themenkreis Betrieb, 4 Bde, Frankfurt am Main
- Brokmeier, P. (1994): Institutionen als Organon des Politischen. Vwersuch einer begriffsbildung im, Anschluss an Hannah Arendt, in: Göhler; G. (Hg.): Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer In stituiouentheorie, Baden\_Baden, S. 167-186
- Brödner, P. (2012): Wissensarbeit zwischen Autonomie und Burn-out“. Thesenpapier zum FNPA-Workshop „Widersprüche von Wissensarbeit: Zwischen Autonomie & Burn-out“, Berlin 27.04. 2012, www.FNPA.de
- Camus, A. (1954): Hochzeit des Lichts. Impressionen am Rande der Wüste, Zürich
- (1957): Heimkehr nach Tipasa. Mittelmeer- Essays. Aus dem Französischen von Monicque Lang, Zürich
  - (2008): Der erste Mensch, Reinbek bei Hamburg (8. Auflage)
  - (2011): Der Mythos des Sisyphos, Reinbek bei Hamburg (13. Auflage in Neuübersetzung)
  - (20016):Der Mensch in der Revolte, Reinbeck bei Hamburg (31. Auflage)
- Cardenal, E. (1972): In Cuba. Bericht einer Reise, Wuppertal
- Carl, F. (2012): Führungskrise an den Arbeitsplätzen? Thesen zum FNPA-Workshop „Widersprüche von Wissensarbeit: Zwischen Autonomie & Burn-out“, Berlin 27.04. 2012, www.FNPA.de
- Castel, M. (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit, Konstanz
- Castoriadis, C, (1984): Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie, Frankfurt am Main
- Chomsky, N. (2017): Wer beherrscht die Welt? Die gobalen Verwerfungen der Amerikanischen Politik, Berlin
- Compagnon, A. (2014): Ein Sommer mit Montaigne, Berlin
- Crouch, C. (2008): Postdemokratie, Frankfurt am Main
- Dahrendorf, R. (1983): Die Chancen der Krise. Über die Zukunft des Liberalismus. DVA, Stuttgart
- Das Erbe der Hippies. Wie die Blumenkinder den Weg fürs Silocon Valley ebneten, <https://www.3sat.de/page/?source=/kulturzeit/themen/193335/index.html>
- Dechmann, U.; Georg, A. Guhlemann, K.; Katenkamp, O.; Meyn, C.; Peter, G. (2014): Arbeit, Autonomie und Gesundheit im Epochenbruch – oder: ist Partizipation gesundheits-schädlich?, in: Jahrbuch für kritische Medizin und Gesundheitsforschung 49, S. 29-52
- Deckstein, D.; Felixberger, P. (200): Arbeit neu denken. Wie wir die Chancen der New Economy nutzen können, Frankfurt/New York
- Deeke, A. (1982): Industriesoziologie als Gestaltungswissenschaft? In: Fricke, W.; Peter, G.; Poehler, W. (Hg.): Beteiligten, Mitgestalten, Mitbestimmen, Köln
- De LA Rosa, S. (2014): Hannah Arendt im Spannungsfeld zwischen Säkularisierung und Sakralisierung, in: Leviathan Jg. 42, 2/2014, S. 147-190
- Desnè, R. (1963): Der Gauner und der Philosoph, in: Denis Diderot. Rameaus Neffe. Übersetzt und für die Bühne bearbeitet von Tankred Dorst, Köln-Berlin, S. 65-90
- Diderot, D. (1961): Philosophische Schriften, 2 Bände, herausgegeben. und übersetzt von Theodor Lücke, Berlin (DDR) (Nachdruck Berlin West 1984), ausgewählte Texte daraus neu herausgegeben mit einem Nachwort von Alexander Becker, Berlin 2013
- (1984): „Denis Diderot Briefe 1742-1781“ – ausgewählt und herausgegeben von Hans Hinterhäuser, Frankfurt am Main
- Dienel, P.C. (1997): Die Planungszelle. Eine Alternative zur Establishment-Demokratie, Opladen
- DOFAPP-Projektgruppe (2014):Grundlagentheoretisches Szenario zum INQA-Projekt: „Psychosoziale Belastungen in Change-Management-Prozessen“, Dortmund
- Dürr. H.-P. (1988): Das Netz des Physikers. Naturwissenschaftliche Erkenntnis in der Verantwortung, München Wien



- Dzielak, W., Hindrichs, W.; Martens, H. (1979): Den Besitzstand Sichern! Der Tarifkonflikt 1978 in der Metallindustrie Baden-Württembergs, Frankfurt/New York
- Dzielak, W.; Hindrichs, W.; Martens, H.; Stanislawski, V.; Wassermann, W. (1978): Beleg-schaften und Gewerkschaft im Streik. Am Beispiel der chemischen Industrie, Frank-furt/New York
- Dzielak, W.; Hindrichs, W., Martens, H.; Schophaus, W. (1980): Arbeitslampf um Arbeits-plätze. Der Tarifkonflikt 1978/79 in der Stahlindustrie, Frankfurt/NewYork
- Elias, N. (1982): Über die Einsamkeit der Sterbenden, Frankfurt am Main
- (1985): Humana conditio. Beobachtungen zur Entwicklung der Menschheit am 40. Jah-restag eines Kriegsendes (8. Mai 1945), Frankfurt am Main
- Enzensberger; H. M. (1994): Diderots Schatten. Unterhaltungen, Szenen, Essays, Frankfurt am Main
- (2002): Putschisten im Labor. Über die neueste Revolution in den Wissenschaften, in. Ders. Die Elixiere der Wissenschaft. Seitenblicke in Poesie und Prosa, Frankfurt am Main
  - (2002): Die Elixiere der Wissenschaft. Seitenblicke in Poesie und Prosa, Frankfurt am Main
- Eßbach, W. (2018): Achtundsechzig war das Ende einer Reformphase. <http://plus.faz.net/geisteswissenschaften/2018-03-07/0897b242f3e58169dc864ab6fbca976e?GEPC=s9>
- Foucault, M. (1974): Die Ordnung der Dinge, Frankfurt am Main
- Ferber, C. v. (1959): Arbeitsfreude. Wirklichkeit und Ideologie. Ein Beitrag zur Soziologie der Arbeit in der industriellen Arbeitsgesellschaft, Stuttgart
- (1961): Die Institution der Arbeit in der industriellen Gesellschaft – Versuch einer theo-retischen Grundlegung. Habil.-Schrift, (nur teilweise veröffentlicht), Göttingen
  - (1991): Gesundheitszirkel – eine Strategie zur Gesundheitsförderung am Arbeitsplatz, in: Soziasler Fortschritt 12/1991, S. 293-298
- Ferber, C. v. (1997): Sozialforschung – Ein zukunftsweisendes Modell für Interdisziplinarität und Praxisorientierung, in. ARBEIT; 2/1997, S. 139-153
- Ferber, C. v.; Ferber L. v.; Pöhler, W. (1983): Gesundheitsgerechte Arbeitsgestaltung – eine soziologische Utopie? In: Baethge, M.; Eßbach, W. (Hg.): Soziologie: Entdeckungen im Alltäglichen. Hans Paul Bahrdt,. Festschrift zu seinem 65. Geburtstag, Frankfurt/New York, S. 305-322.
- Foucault, M. (1977): Wahrheit und Macht. Interview von Alessandro Fontana und Pasquale Pasquino, in: Dispositive der Macht, Michelt Foucault über Sexualität, Wissen und wahrheit, Berlin
- Frampton, S. (2011): Wen ich mit meiner Katze spiele – woher weiß ich, dass sie nicht mit mir spielt? Montaigne und die Fragen des Lebens, München
- Freeland; C. (2013): Die Superreichen. Aufstieg und Herrschaft einer neuen globalen Geld-elite; Frankfurt am Main
- Frerichs, J. (2005): Zugänge. Wie man aufwächst, so denkt man, Norderstedt
- Frei, N. Reif, A. (2018): 1968 – ein Jahr des Aufbruchs und der Zäsur., in: Sozialis-mus6/2018, S. 54-58
- Frey, M. (2009): Autonomie und Aneignung in Arbeit, München
- Gabriel, M. (2016a): Ich ist nicht Gehirn. Philosophie des Geistes für das 21. Jahrhundert
- (2016b): Alles Mögliche. Leibniz und wir: Der universalgelehrte ist vor 300 Jahren ge-storben, aber alles andere als erledigt, SZ 14.11. 2016
- Gleißmann, W.; Peters, J. (2001): Mehr Druck durch mehr Freiheit – Die neue Autonomie in der Arbeit und ihre paradoxen Folgen, Hamburg
- Gruen, A. (2015): Wie Frieden? In: Käßmann, M.; Wecker, K. (Hg.) (2015): Entrüstet Euch! Warum Pazifismus für uns das Gebot der Stunde bleibt. Texte zum Frieden, Gütersloh, S. 114-12
- Haaf, M. (2011) Heult doch: über eine Generation und ihre Luxusprobleme, München

- (2012) Die Apathie der TINA-Kinder. Warum meine Generation endlich erwachsen werden muss, in: Exit: Mit links aus der Krise, S. 261-271
- Habermas, J. (1962): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchung zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied;Berlin
- (1971/87): Hannah Arendt, in: Ders.: Philosophisch-politische Profile, erweiterte Ausgabe, Frankfurt am Main und Wien 1987, S. 223 - 248 (Erstausgabe Frankfurt 1971),
- (1981): Theorie des kommunikativen Handelns 2 Bde, Frankfurt am Main
- (2014): Warum der Ausbau der Europäischen Union zu einer supranationalen Demokratie nötig und wie er möglich ist, in: Leviathan 4/2014, 525-538
- Hartwich, H. (Hg.) (1964): Politik im 20. Jahrhundert, Braunschweig
- Haubl, R.; Voß, G.G. (2009): Psychosoziale Kosten turbulenter Veränderungen. Arbeit und Leben in Organisationen, in: Positionen. Beiträge zur Beratung in der Arbeitswelt, 1/2009, S. 2-8
- Heil, R.; Hetzel A. (20016): Die unendliche Aufgabe – Perspektiven und grenzen radikaler demokratie, in: dies. (Hg.): Die unendliche Aufgabe. Kritik und perspektiven der Demokratietheorie, Bielefeld, S. 7 – 23
- Hindrichs, W.; Jürgenhake, J.; Kleinschmidt, C.,; Kruse, W.; Lichte, R.; Martens, H. (2000): Der lange Abschied vom Malocher. Sozialer Umbruch in der Stahlindustrie und die Rolle der Betriebsräte von 1960 bis in die neunziger Jahre, Essen
- Honneth, A. (1980): Arbeit und instrumentelles Handeln. Kategoriale Probleme einer kritischen Gesellschaftstheorie, in: Honneth, A., Jaeggi U. (Hg.):Arbeit, Handlung, Normativität. Theorie des Historischen Materialismus, Frankfurt am Main
- (2004):Eine soziale Pathologie der Vernunft. Zur intellektuellen Erbschaft der kritischen Theorie, in: Halbig, C.; Quante, M. (Hg.) Axel Honneth: Sozialphilosophie zwischen Kritik und Anerkennung, Münster
- Horkheimer, M. (1977): Die Aktualität Schopenhauers, in: Hoffmann, G. (Hg.) Über Arthur Schopenhauer, Zürich. S. 145-164
- Horkheimer, M. ; Adorno. T. W. (1947): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Amsterdam
- Huber, B. (2010): Kurswechsel für Deutschland. Lehren aus der Krise, Frankfurt/New York
- Huchler, N. (Hg) (2008): Ein Fach wird vermessen. Positionen zur Zukunft der Disziplin Arbeits- und Industriesoziologie, Berlin
- Huntington, S. (1996): Kampf der Kulturen
- Husserl, E. (1962): Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie. Husserliana Bd. VI, 2. Auflage, Den Haag
  
- Jungk, R.; Müllert, N.R. (1981): Zukunftswerkstätten, Hamburg
- Jürgens, U.; Naschold, F. (1983): Arbeitspolitik. Materialien zum Zusammenhang von politischer Macht, Kontrolle und betrieblicher Organisation der Arbeit, Opladen (Leviathan Sonderheft 5/1983)
  
- Kambartel, F. (1994): Arbeit und Praxis, in: Honneth, A. (Hg.): Pathologien des Sozialen. Die Aufgaben der Sozialphilosophie, Frankfurt am Main, S. 123-139
- Klausnitzer, R. (2011): Endgültige Kapitalisierung, <http://www.Freitag.de/kultur/1130-endgueltige-kapitalisierung>
- Kleemann, F.; Matuschek, I.; Voß, G. G. (2001): Subjektivierung von Arbeit – Ein Überblick zum Stand der soziologischen Diskussion. In: Moldaschl, M.; Voß, G.-G. (Hg.): Subjektivierung der Arbeit, Bd. 1, München/Mering, S. 53-92
- Koepen, W. (1990): Büchnerpreisrede, Gesammelte Werke Bd. 5, S.
- Kohn, J. (2011): Karl Marx and the Tradition of Western Political Thought, in: Heuer, B.; Heiter, B.; Rosenmüller, S. (Hg.): Arendt Handbuch. Leben-Werk-Wirkung, Stuttgart und Weimar, S. 44-49
- Kondratjew, N. (Hgg. von E. Händler) (2013/1926): Die langen Wellen der Konjunktur. Nikolai Kontratjef's Aufsätze von 1926 und 1928, Moers
- Krugman, P. (2009): Die neue Weltwirtschaftskrise, Frankfurt a.M./NewYork

- Kruse, W.; Lichte, R. (2018): Eine besondere hannoversche Geschichte von Nähe und Distanz: Gewerkschafter, Studenten und eine „Fakultät der gefährlichen Möglichkeiten“, in: Weiberg, G.; Mechler, .D. (Hrsg.): Ansichten der Revolte. Hannover 1067 bis 1969, Gebundene Ausgabe 19.06. 2019
- Lampedusa, G. T. (1959): Der Leopard, München
- Latniak, Erich/Wilkesmann, Uwe (2004), „Anwendungsorientierte Sozialforschung. Ansatzpunkte zu ihrer Abgrenzung von Organisationsberatung und akademischer Forschung“, in: Soziologie, Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 33. Jg., Heft 4, S. 65 – 82.
- Lepape, P. (1994): Denis Diderot. Eine Biographie, Frankfurt am Main
- Lehndorff, S. (2014): Spaltende Integration. Der Triumph gescheiterter Ideen in Europa – revisited. Zehn Länderfallstudien, Hamburg
- Lepsius, M. R. (2003): „Die Soziologie ist eine Dauerkrise. Gespräch mit Georg Vobruba“, in: Soziologie, Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 32.Jg. Heft 3, S.20-30.
- (2008): Blicke zurück und nach vorne: M.- Rainer Lepsius um Gespräch mit Adalbert Hepp und Martina Löw. In: Hepp, A.; Löw. M.- (Hg.) M. R. Lepsius. Soziologie als Profession, Frankfurt/New York, S. 11-75
- Lesch, H.; Kamphausen, K. (2016): Die Menschheit schafft sich ab, Grünwald
- Marcuse, H. (1933): Über die philosophischen Grundlagen des wirtschaftswissenschaftlichen Arbeitsbegriffs, Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik 69, 257-292 (neu veröffentlicht in: Kultur und Gesellschaft 2, Frankfurt am Main)
- (1969): Versuch über die Befreiung, Frankfurt am Main
  - (2003): Neue Formen sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion in der „Wissensgesellschaft“ und der Nützlichkeits- und Wahrheitsbezug der Wissenschaften, in: Katenkamp, O.; Peter, G. (Hg.): Die Praxis des Wissensmanagements, S. 196 – 223
  - (2014): Politische Subjektivierung für ein reifes zivilisatorisches Modell, in: Gegenblende, Ausgabe Mai/Juni 2014, [www.gegenblende.de](http://www.gegenblende.de)
- Martens, H. (1992): Gewerkschaftspolitik und Gewerkschaftssoziologie. Gewerkschaftsforschung am Landesinstitut Sozialforschungsstelle, Dortmund
- (1992): Gewerkschaften als Interessenverband oder soziale Bewegung? Überlegungen zu einer irreführenden Alternative angesichts der Notwendigkeit einer arbeitspolitischen Erweiterung von Interessenvertretung, in: Ders.: Gewerkschaftspolitik und Gewerkschaftssoziologie. Gewerkschaftsforschung am Landesinstitut Sozialforschungsstelle, Dortmund, S. 175 – 196
  - (1994): Der konfliktsoziologische Ansatz der Sozialforschungsstelle bei ihrer Neugründung 1972, in: Krahn, K., Peter, G., Skrotzki, R. (Hg.): Immer auf den Punkt. Beiträge zur Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung, Arbeitspolitik. Willi Pöhler zum 60. Geburtstag, Dortmund, S. 201-213
  - (1994): Empirische Institutionenforschung – theoretische und methodologische Aspekte am Beispiel der Mitbestimmungsforschung, in: Göhler, G. (Hg.): Die Eigenart der Institutionen: zum Profil politischer Institutionentheorie, Baden-Baden, S. 273 – 300
  - (2001) Auf dem Weg zu einer neuen Aktionsforschungsdebatte? Forschung, Organisations- und Politikberatung aus Sicht sozialwissenschaftlicher Arbeitsforschung, 340-370 in: Fricke, W. (Hg.) Jahrbuch Arbeit und Technik 2001, S. 340-370
  - (2001/2014): Kurzweils Traum, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de), Wissenschaftliche Texte/Essays
  - (2003): Neue Formen sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion in der ‚Wissensgesellschaft‘ und der Nützlichkeits- und Wahrheitsbezug der Wissenschaften, in: Katenkamp, O.; Peter, G. (Hg.): die Praxis des Wissensmanagements. Aktuelle Konzepte und Befunde in Wirtschaft und Wissenschaft, S. 196-223
  - (2005): Nach dem Ende des Hype. Zwischen Interessenvertretungsarbeit und Arbeitspolitik, Münster
  - (2007): Industriesoziologie im Aufbruch. Herausforderungen empirischer Arbeitsforschung im Epochenbruch, Münster

- (2008): Arbeits- und Industriesoziologie: Ende der Debatte bedeutet nicht Ende der Krise, in: Soziale Welt 2/2008, S. 790-100
  - (2010): Neue Wirtschaftsdemokratie. Anknüpfungspunkte im Zeichen der Krise von Ökonomie, Ökologie und Politik, Hamburg
  - (2012): Mitbestimmung, Beteiligung, Innovation und Demokratisierung – konzeptionelle Überlegungen, historische Anknüpfungspunkte, aktuelle Herausforderungen, in: Anlauf, W.; Hartwich, H. D.; Singe, I.; Thieme, C. (Hg.): Innovation durch Kompetenz und ‚gute Arbeit‘. Management, Betriebsrat und Beschäftigte als Akteure moderner Innovationsstrategie3n, Baden-Baden, S. 257-284
  - (2013a): Anschlussfähigkeit oder politische Subjektivierung. Zur grundlagentheoretischen Fundierung anwendungsorientierter Arbeitsforschung Eine auch persönliche Bilanz, Münster
  - (2013b): Absolute Bewegung des Werdens oder losgelassene Verzehrungsprozesse, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2014a): Politische Subjektivierung und ein neues zivilisatorisches Modell. Plessner, Elias, Arendt, Foucault und Rancière zusammen- und weiter denken, Münster
  - (2014b): Beteiligung und Demokratisierung angesichts ‚Neuer Arbeit‘ – Aufgaben der Demokratisierung digitaler Wissensarbeit im Zeichen von Subjektivierung und Prekarisierung, in: Schröder, L.; Urban, H.-J. (Hg.) Gute Arbeit, Ausgabe 2014, Frankfurt am Main, S. 298-308
  - (2014c): Denis Diderot und das vergessene Erbe der Aufklärung. Die radikale Aufklärung als Inspiration und Warnung angesichts der Träume der westlichen Zivilisation, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2014d): „Absolute Bewegung des Werdens“ oder losgelassene Verzehrungsprozesse?, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2014e): Am Anfang steht die Handlung – am Ende ein „losgelassener Verzehrungsprozess“? Die Krise des demokratischen Projekts der Moderne im Licht von Michael Tomasellos Konzept der geteilten Intentionalität, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2015): „Die Elixiere der Wissenschaft“ – Reflexionen über wissenschaftlichen und sozialen Fortschritt, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2016): Refeudalisierung oder Überwindung des Kapitalismus. Am Ende der industriekapitalistischen Wachstumsdynamik, Münster
  - (2016/17): Friedrich Nietzsche: postmoderne Aufgabe der emanzipatorischen Perspektive der Aufklärung - neue Herausforderung zu ihr, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2018a): Die Kulturrevolution von 1968 – ein Blick zurück nach 50 Jahren, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2018b): Die Krise der Demokratie als Herausforderung linker Politik, oder: Der schwierige Weg zur Demokratie als Lebensform, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2018c): Mit dem ‚Pessimismus des Gedankens‘ ringen, um weiter zuversichtlich politisch zu handeln. Ein Essay, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2018c): Intellektuelle und politische Praxis - Philosophie und Politik. Wissenschaftliche und literarische Zugänge zur Wirklichkeit, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2018d): Solidarität und Zusammenarbeit gegen das neoliberale Rollback. Zur Aktualität und unumgänglichen theoretischen Refundierung einer alten Fragestellung, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2019): Warum in die Ferne schweifen? Angesichts der Herausforderungen linker Politik ein Blick auf die SP Schweiz (im Erscheinen)
  - 2020): Arbeit und Demokratie. Die Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft nicht nur praktisch-politisch sondern auch philosophisch fundiert neu denken, Dortmund
  - (2022a): Der Traum vom ewigen Fortschritt. Zur Kritik des herrschenden Fortschrittsparadigma, in spw, Heft 249, Ausgabe 2 2022, S. 37-41,
  - (2022b): Zeitenwende – Die Krise des demokratischen Projekts der Moderne, Putins Krieg und die Suche nach dem Notausgang, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
- Martens, H.; Peter, G.; Wolf, F. O. (1984): Arbeit und Technik in der Krise. Gewerkschaftliche Politik und alternative Bewegung, in sfs-Reihe ‚Beiträge aus der Forschung, Bd. 2‘, Dortmund

- (Hg.) (2001): Zwischen Selbstbestimmung und Selbstausbeutung. Gesellschaftlicher Umbruch und neue Arbeit, Frankfurt/New York
- Martens, H.; Steinke, J. (1993): Gewerkschaftliche Arbeit „vor Ort“. Lokale Arbeitspolitik als Zukunftschance, Köln
- Martens, H.; Dechmann, U. (2010): Am Ende der Deutschland AG. Standortkonflikte im Kontext einer neuen Politik der Arbeit, Münster
- Marx, K., (1939/1941): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Moskau, Fotomechanischer Nachdruck o. J. Frankfurt/Wien
- Matthes, J.; Schütze, F. (1975): Zur Einführung: Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbek
- Maturana, H.R.; Varela, F. (1987): Der Baum der Erkenntnis. Wie wir die Welt durch unsere Wahrnehmung erschaffen – die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens München-Wien,
- Mitscherlich, A.; Mitscherlich M. (1967): Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens, München
- Moldaschl, M.; Voß, G. G. (2002): Subjektivierung der Arbeit, München und Mehring
- Müller, H.-P. (2017): Die Grenzen der Soziologie, in: Aulenbacher, B. u. a. (Hg.) a. a. O. S.113-118
- Müller, U. (1978) Reflexive Soziologie, Frankfurt/Main
- Müller, W. (2016): Besser scheitern. Die Neuausgabe von Wolfgang Koeppens ‚Jugend‘ zeigt, warum er den großen Roman ausschlug. Aus Furcht, er könnte gelingen, SZ 2./3. 07. 201
- Münch, R. (2011): Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform, Frankfurt am Main
  
- Naschold, F. (1985): Zum Zusammenhang von Arbeit, sozialer Sicherung und Politik. Einführende Anmerkungen zur Arbeitspolitik. In: Naschold, F. (Hg.): Arbeit und Politik – Gesellschaftliche Regulierung der Arbeit und soziale Sicherung, Frankfurt am Main
- Nachtwey, O. (2009): Marktsozialdemokratie: die Transformation von SPD und Labour >Party, Wiesbaden
- Naumann, M. (1983): Amerika liegt in Kalifornien. In: Der Spiegel, 14., 21. Und 28.11. 1983
- Neckel, S. (2013): „Refeudalisierung“ - Systematik und Aktualität eines Begriffs der Habermas’schen Gesellschaftsanalyse, in: Leviathan 1/2013, S. 39-55
- Negt, O. (1984): Lebendiger Arbeit, enteignete Zeit. Politische und kulturelle Dimensionen des Kampfes um die Arbeitszeit, Frankfurt am Main
  - (2006): Menschenwürde in der Arbeitswelt, in: Scholz, D.; Glawe, H.; Martens, H.; Paust-Lassen, P.; Peter, G.; Reitzig, J.; Wolf, F. O. (Hg.): Turnaround ? Strategien für eine neue Politik der Arbeit. Herausforderungen an Gewerkschaft und Wissenschaft, Münster
  - Kant und Marx. Ein Epochengespräch, Göttingen
- Negt, O.; Kluge, A. (1972): Öffentlichkeit und Erfahrung, Frankfurt a. M.
  - (1981): Geschichte und Eigensinn, Frankfurt am Main
  
- Oertzen, P. v. (1984): Für einen neuen Reformismus, Hamburg
- Onfray, M. (2015): Im Namen der Freiheit. Leben und Philosophie des Albert Camus, München
  - (2018). Niedergang:Aufstieg und Falöl der abendländischen Kultur – von Jesus bis Bin Laden, München
- Ortmann, G. (1990): Mikropolitik und systemische Kontrolle, in: Bergstermann,J.; Brandherm-Böhmker, R. (Hg.): Systemische Rationalisierung als sozialer Prozess, Bonn , S. 99- 120.
  
- Pausch, M. (2017): Demokratie als Revolte. Zwischen Alltagsdiktatur und Globalisierung, Baden-Baden

- Peter, G. (1987): Staatliche Arbeitspolitik und Mitbestimmung, in: Fricke, u.a. (Hg.): Jahrbuch Arbeit und Technik in Nordrhein-Westfalen 1987, Bonn
- (1989): Mitbestimmung zwischen Arbeitspolitik und Interessenvertretung - Skizze eines Forschungsansatzes, in: Martens, H.; Peter, G. (Hg.): Mitbestimmung und Demokratisierung. Stand und Perspektiven der Forschung, Wiesbaden S. 13 – 33
  - (2007) (Hg.): Grenzkonflikte der Arbeit. Die Herausbildung einer neuen europäischen Arbeitspolitik, Hamburg
  - (2011): Eine Interdisziplinarität der Arbeitswissenschaft(en) muss den Arbeitenden einen praktischen Nutzen bringen, in: Zeitschrift für Arbeitswissenschaft 4/2011, S. 341- 346
  - (2012): Primäre Arbeitspolitik und kooperative Arbeitswissenschaften – Erfahrungen und Perspektiven, in: FRICKE, W.; WAGNER, H. (Hg.): Demokratisierung der Arbeit. Neuansätze für Humanisierung und Wirtschaftsdemokratie, Hamburg
- Peter, G.; Peter, A. (2008): Zum Verständnis von gesellschaftlicher Arbeit und Anerkennung, in: Peter, G.; Wolf, F. O. (unter Mitarbeit von P. Paust-Lassen und A. Peter) (Hg.): Welt ist Arbeit. Im Kampf um eine neue Ordnung, Münster
- Peters, J.; Sauer, D. (2006): Epochenbruch und Herrschaft – indirekte Steuerung und die Dialektik des Übergangs, in: Scholz, D. u.a. (Hg.):\_ Turnaround? Strategien für eine neue Politik der Arbeit, Münster, S. 98-125
- Plessner, H. (1928): Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie, Berlin (1975)
- (1981/1931): Macht und menschliche Natur. Ein Versuch zur Anthropologie der geschichtlichen Weltansicht, in: Gesammelte Schriften V, S. 135-234
  - (1981/1962): Die Emanzipation der Macht, in: Gesammelte Schriften V, S. 259-282
  - (1983/1947): Mensch und Tier, in: ders.: Gesammelte Schriften VIII, Frankfurt am Main S.52- 56
  - (1983/1973): Der Aussagewert einer Philosophischen Anthropologie, in: Gesammelte Schriften VIII, Frankfurt am Main, S. 380-399
- Pöhler, W. (1969): Information und Verwaltung
- (1970): Der Soziale Konflikt als Hauptaspekt industriesoziologischer Forschung, Dortmund (Manuskript)
  - (1991): Arbeit und Subjekt. In: Nippert, R. P.; Pöhler, W.; Slesina, W. (Hg.): Kritik und Engagement. Soziologie als Anwendungsforschung. Festschrift für Christian v. Ferber zum 65. Geburtstag.
- Poehler, W.; Peter, G. (1982): Erfahrungen mit dem Humanisierungsprogramm. Von den Möglichkeiten und Grenzen einer sozialorientierten Technologiepolitik, Köln
- Pongratz, H. J.; Trinczek, R. (Hg.): Industriesoziologische Fallstudien. Emntwicklungsapoteziale einer Forschungsstrategie, Berlin
- Positionspapier SP Schweiz (2016): Eine Zukunft für alle statt für wenige – Eine demokratische, ökologische und solidarische Wirtschaft zum Durchbruch bringen, [https://www.sp-ps.ch/sites/.../positionspapier\\_wirtschaftsdemokratie\\_definitiv\\_d\\_0.pdf](https://www.sp-ps.ch/sites/.../positionspapier_wirtschaftsdemokratie_definitiv_d_0.pdf)
- Prinz, A. (2012). Hannah Arendt oder Die Liebe zur Welt, Berlin
- Rancière, J., (2002): Das Unvernehmen, Frankfurt am Main
- Raupp, W. (2013): Denis Diderot. Ein funkensprühender Kopf. 100 Gedanken. Ein Mosaik zum 300. Geburtstag des französischen Philosophen. Eingeleitet und ausgewählt von Werner Rupp, Tübingen
- Roth, R. (2012): Vom Scheitern und Gelingen sozialer Bewegungen, in: Forschungsjournal Soziale Bewegungen, Heft 1/2012, S. 21-31
- Safranski, R. (1993): Wieviel Wahrheit braucht der Mensch? Über das Denk- und das Lebbar, Frankfurt am Main
- (1999) Das Böse oder das Drama der Freiheit, Frankfurt am Main
  - (2004): Schiller oder die Erfindung des deutschen Idealismus, München Wien
  - (2015): Die Zeit. Was sie mit uns macht und was wir aus ihr machen können, München-Wien

- Scholz, D.; Glawe, H; Paust-Lassen, P.; Martens, H.; Peter, G.; Reitzig, J.; Wolf, F. O. (2006): Turnaround? Strategien für eine neue Politik der Arbeit. Herausforderungen an Gewerkschaften und Wissenschaft, Münster
- Schirrmacher, F. (2013): Ego – Spiel des Lebens, München
- Schmidt, A. (1984): Goethes herrlich leuchtende Natur, München-Zürich
- Schumacher, J. (1978/37): Die Angst vor dem Chaos Über die falsche Apokalypse des Bürgertums, Frankfurt am Main
- Sauer, D. (2005): Arbeit im Übergang. Zeitdiagnosen, Hamburg
- Sauer, D. (2008) Industriegesellschaft – mehr als eine akademische Disziplin. Ein historischer und subjektiver Blick in ihre Zukunft, in: Huchler, N. (Hg) (2008): Ein Fach wird vermessen. Positionen zur Zukunft der Disziplin Arbeits- und Industriegesellschaft, Berlin, S. 199-218
- Schmidt, A. (1971/65): Zum Verhältnis von Geschichte und Natur im dialektischen Materialismus, in: ders: Der Begriff der Natur in der Lehre von Karl Marx, überarbeitete, ergänzte und mit einem Postscriptum versehene Neuauflage, Frankfurt 1971
- (1977): Schopenhauer und der Materialismus, in: ders. Drei Studien über Materialismus, München, Wien, S. 21 – 79
- Schumann, M. (2002): Das Ende der kritischen Industriegesellschaft? Leviathan 4/2002, S. 235 – 244
- Sennett, R. (1998): Der flexible Mensch, Berlin
- (2015) Zusammenarbeit. Was unsere Gesellschaft zusammenhält, München
- Streeck, W. (1981): Die Gewerkschaften in der sozialen Demokratie, Königstein/Taunus
- Streeck, W. (2015): Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus. Erweiterte Ausgabe, Berlin
- Suhrkemper, K. P. (1977): Inoffizielle Streiks, informelle Systeme und betriebliche Gegenmacht. Eine empirische Untersuchung ausgewählter inoffizieller Streiks, Dissertation, TU-Hannover
- Thompson, E. P. (1980): Das Elend der Theorie. Zur Produktion geschichtlicher Erfahrung, Frankfurt am Main
- Tomasello M. (2009): Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation, Frankfurt a. M. (Neuaufgabe 2011)
- Vester, M.; v. Oertzen, P.; Geiling, H.; Hermann, T.; Müller, D. (2001): Soziale Milieus im sozialen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Frankfurt am Main
- Vogl, J. (2010): Das Gespenst des Kapitals, Zürich
- Wallerstein, I. (1995): Die Sozialwissenschaften „kaputtdenken“, Weinheim
- (1996): Die Sozialwissenschaften öffnen. Ein Bericht der Gulbenkian Kommission zur Neustrukturierung der Sozialwissenschaften, Frankfurt-New York
  - (2004): Absturz oder Sinkflug des Adlers? Der Niedergang der amerikanischen Macht, Hamburg
  - (2010) Krise des kapitalistischen Systems – und was jetzt?, in: Wallerstein, I.; Müller, H. (2010): Systemkrise und was jetzt, Supplement der Zeitschrift Sozialismus 4/2010, S. 1-16
  - (2014): Vergangenheit und Zukunft der Globalen Linken, in: PROKLA, Heft 177, Jg. 2014, Nr. 2, S. 601-621
- Weber, C. (1982): Rationalisierungskonflikte in den Betrieben der Druckindustrie, Frankfurt am Main
- Weber, M. (1924): Methodologische Einleitung für die Erhebungen des Vereins für Socialpolitik über Auslese und Anpassung (Berufswahlen und Berufschicksal) der Arbeiterschaft in der geschlossenen Großindustrie (1908), in: Weber, M. : Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik, Tübingen, S. 1-160
- Weizsäcker, E.-U. v.; Hargroves, K.; Smith, M. (2010): Faktor Fünf. Die Formel für nachhaltiges Wachstum, München

- Wermuth, C.; Zwicky, P. (2017): Make Social Democracy Great Again. 10 Thesen zum transformatorischen Aufbruch der Sozialdemokratie, in: Widersdpruch,. Heft 69, 2017,S. 79-92
- Wiesenthal, H. (1988): Strategie und Illusion. Rationalitätsgrenzen kollektiver Akteure am Beispiel der Arbeitspolitik 1980-85, Frankfurt/New York
- Winterfeld, U. v. (2006): Naturpatriarchen. Geburt und Dilemma der Naturbeherrschung bei geistigen Vätern der Neuzeit, München
- Wolf, C.(1989a): Lesen und Schreiben, in: Wolf C. Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche, Berlin und Weimar, S. 7-47
- (1989b): Subjektive Authentizität, in Wolf C. : Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche, Berlin und Weimar, S. 317- 349
  - Cassandra. Erzählung, Darmstadt/Neuwied
  - (1983b): Voraussetzungen einer Erzählung. Cassandra. Frankfurter Poetik-Vorlesungen, Darmstadt/Neuwied
  - (1989c): Von Büchner sprechen, in Wolf C. : Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche, Berlin und Weimar, S.
  - (2010): Stadt der Engel. Oder: The Overcoat of Dr. Freud
  - (2010): Stadt der Engel. Oder: The Overcoat of Dr. Freud, Berlin
- Wolf, F. (2001): „Selberausbeutung“ im Übergang wohin? – Überlegungen zur „Neuen Arbeit“ im Hinblick auf ihre gesellschaftlichen Gestaltungsmöglichkeiten
- (2002): Radikale Philosophie. Aufklärung und Befreiung in der neuen Zeit, Münster
  - (2005): Arbeitsglück: Untersuchungen zur Politik der Arbeit, Münster
  - (2008): „Nur um der Hoffnungslosen Willen ist und Hoffnung gegeben“. Zur Aktualität der Philosophie Herbert Marcuses und zu Potenzial und Grenzen seiner Existenzial-ontologie der Arbeit, in: Peter, G.; Wolf, F.O. (unter Mitarbeit von Pia Paust-Lassen und Andreas Peter); Münster, S. 16-29
  - (2012):Rückkehr in die Zukunft – Krisen und Alternativen. Beiträge zur radikalen Philosophie, Münster
- Ypsilanti, A. (2018): Und morgen regieren wir uns selbst, Frankfurt am Main
- Zinn, K. G. (2007): (2015): Vom Kapitalismus ohne Wachstum zur Marktwirtschaft ohne Kapitalismus, Hamburg
- (2016): Vom Industriekapitalismus zum Neofeudalismus? Überlegungen zu einer Zukunft ablaufenden Wirtschaftswachstums, (Manuskript), veröffentlicht in: AK Postwachstum (Hg.): Wachstum – Krise und Kritik, die Grenzen der kapitalistischen Lebensweise, Frankfurt/New York
- Zwicky, P. (2018): Wirtschaftsdemokratie und gesellschaftliche Transformation. Denknnetz U-35, Januar 2018, Basel, Foliensatz